

Synesis®

EFODON-SYNESIS (ISSN 0945-1366) ist die interdisziplinäre Zeitschrift des EFODON e.V.

Inhalte der bisher erschienenen Ausgaben

(Die Beiträge in roter Schrift befinden sich in unserem Online-Archiv und können durch Anklicken abgerufen werden)

3. Jahrgang (1996)

SYNESIS Nr. 18/1996 (vergriffen)

Die Kugel: Symbol des alten Nachrichtensystems (Gernot L. Geise)

Ein kompetenter Geologe verreißt die Eiszeit-Lehre! (Horst Friedrich)

Neue Überlegungen zur Deutung von "GEISPOINT": Ein altes keltisches Brunnenheiligtum? (Hans Guggemos)

Astronomie und Mathematik der Maya (Dieter Vogl)

Das Märchen als Spiegel der Bewußtseinsgeschichte (Petra Muths)

Märchen, Mythen und Paraphrasen (Heinz Günther Birk)

Die chinesischen Siegel Irlands (Horst Friedrich)

Das Rätsel der Chaldäer (Horst Friedrich)

Die Sache mit dem so genannten Mars-Meteoriten (Gernot L. Geise)



SYNESIS Nr. 17/1996 (vergriffen)

Bauernregeln und Weltraumforschung - oder: Warum sagen wir Meteorologie? (Uwe Topper)

Das Überleben von Relikt-Hominiden - wie Yeti oder Sasquatch - aus der Sicht eines Zoologen (F. de Sarre)

Notreaktion (Gernot L. Geise)

Die Eiszeit-Lehre und Peter Warlows "Magic-Top"-Szenario (Horst Friedrich)

Erdumwälzungen d. Störungen i. Sonnensystem? (H. J. Andersen) (nicht mehr rekonstruierbar)

Das "Übersetzungsmodul" in unserem Gehirn (Gernot L. Geise)

Bei den Megalithanlagen von Wildeshausen (Peter Schellenberg)



SYNESIS Nr. 16/1996 (vergriffen)

Nordsibirische Felsbilder an der Eismeerküste (Prof. Miroslav Ksica/Olga Ksicová M.A.)

Kosmische Katastrophen und Eiszeittheorie (A. Naudiet)

Uwe Toppers Erforschung der Berber-Dialekte Marokkos (Kurt Schildmann) (nicht mehr rekonstruierbar)

Hat Alt-Amerika das Buchstaben-Alphabet gekannt? (H. Friedrich)

Impakte von Riesenmeteoriten: Schlüssel zur Erd- und Menschheitsgeschichte (Walter Stender)

Das Problem mit den Sauriern (Gernot L. Geise)
Gedanken zur prähistorischen Hochkultur in Nordeuropa (Heinz Günther Birk)

Zur Entstehung der Wortbedeutung von "Metall" (Günter Lüling) (nicht mehr rekonstruierbar)



SYNESIS Nr. 15/1996 (vergriffen)

- Das "TAMANA-Phänomen" und die Prähistorie der menschlichen Rasse (Dr. Bátor Vámos-Tóth/Franziska Hargenrader)
- Bewußtsein, Geist, Seele, Verstand, Gedächtnis in der westlichen und indischen Tradition (Horst Friedrich)
- Das Grabtuch von Turin - Leonardos Mysterien (H. G. Birk)
- Das Turiner Grabtuch: gut gelungene "Fälschung" (Gernot L. Geise)
- Auch die "schwarze Rasse" hat Anteil an der Entstehung von Hochkultur! (Paul Barton)
- Die ehemaligen Gletscher im Alpenvorland (Ludger Feldmann)
- Die Eiszeit-Diskussion kommt in Gang! (Horst Friedrich)
- Subliminals im Altertum (Heinz Günther Birk)



SYNESIS Nr. 14/1996 (vergriffen)

- Das Turiner Grabtuch - eine Botschaft Leonardos? (H. G. Birk)
- Vom Matriarchat zum Patriarchat (Gudrun Strüber)
- Die Eiszeit: nur eine ausgedachte Story? (Horst Friedrich)
- Kann das Inka-Reich d. "Inka-Straßen" angelegt haben? (Horst Friedrich)
- Zeitfilter (Gernot L. Geise)
- Widersprüche im Stadtwappen von Wildeshausen (Martin Becker) (nicht mehr rekonstruierbar)
- Das Rätsel des Wassers, Teil 7 (Hans Kronberger)



SYNESIS Nr. 13/1996 (vergriffen)



Unsere projizierte Welt (Gernot L. Geise)

Die Wiedererhellung des anthropozentrischen Planetensystems des Alten Orients (Kurt Schildmann)

Avebury - das größere Stonehenge (Karlheinz Baumgartl)

Die innere Uhr und ihre Funktion (Gernot L. Geise)

Das Rätsel des Wassers, Teil 6 (Hans Kronberger)

Tepumerene und Pedra Pintada (Horst Friedrich)

Wissenschaft - Irrwege und Auswege (Gerald Dittel)

Der große Irrtum: Zur Entstehung des Feldbaues (H. Friedrich)

Ein interessanter Vergleich: Farmer oder Reisbauer - wer arbeitet effektiver? (Karlheinz Baumgartl)

Ernähren wir uns richtig? Leben braucht verschiedene Arten der Ernährung (Gernot L. Geise)

Wie entstehen Hochkulturen? Aktualisierende Betrachtungen zur Kulturmorphologie (Armin Naudiet)

[zurück nach oben]

Wünschen Sie ein Abo? Dann klicken Sie hier (PDF-Datei), drucken den Bestellschein aus und senden Sie ihn ausgefüllt dem EFODON e. V. zu.

weiter zu den Jahrgängen

[1] [2] [4] [5] [6] [7] [8] [9] [10] [11] [12] [13] [14] [15] [16] [17] [18] [19] [20] [21]

[zurück zur Übersicht]



EPÓDÓN e.V.
Europäische Gesellschaft für interdisziplinäre Technologie und Zeitgeschichte im Wissenschaft



In dieser Ausgabe:

- Ein Jompostenkäse: Gedächtnis versus die Einzelzeit-Lehre!
- Neue Überlegungen zur Gestaltung von „Gespinnst“ für alle kulturellen Kommunikationssysteme?
- Das „Wächchen“ als Spiegel der Bewusstseinsgeschichte.
- Indische Mythen und Papyrusen
- Die Sache mit dem sogenannten „Fluss-Meteoriten“
- Automatie und Mathematik der Dinge.
- Das Bild der Chudki
- Die chinesischen Spiegel-Inseln
- So werden „Störungen“ auf den Märkten?

Die Kugel: das Symbol des alten Nachrichtensystems

© 1996 Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 18/1996



Schaut man sich alte Darstellungen an, ob es Bilder, Skulpturen oder Deckengemälde in alten Kirchen sind, so muss dem wachen Betrachter auffallen, dass überdurchschnittlich oft Szenen dargestellt werden in Verbindung mit irgendwelchen Kugeln. Die auf hier dargestellten Kugeln müssen damals immens wichtig gewesen sein, denn sie befinden sich ausnahmslos an exponierter Stelle, meist mitten im Bild. Die dargestellten Figuren gruppieren sich um die Kugel herum und weisen mit Gesten oder mit Gegenständen auf sie.

Oft wird „Gottvater“ thronend dargestellt, wobei er entweder einen Fuß oder gleich beide Füße auf der Kugel stehen hat, als ob sie ein besiegter Feind wäre. Auf anderen Darstellungen legt er einen Arm (meist seinen linken) besitzergreifend auf oder um die Kugel.

Wieder andere Darstellungen zeigen oftmals kirchliche oder weltliche Würdenträger in Verbindung mit einer Kugel. Späterhin findet man die Kugel wieder in den Darstellungen des sogenannten Reichsapfels - wobei anzumerken sei, dass ein Apfel ganz anders aussieht, eben nicht kugelförmig, aber anscheinend ist das noch niemandem aufgefallen.



Freimaurer-Symbolik pur: „Gottvater“ steht mit seinem Fuß auf der Kugel und deutet mit der freien Hand darauf. Das Kreuz (das keines ist, sondern ein T) und die Säule, die rechts von einem „Engel“ getragen wird, weisen ebenso beide auf die Kugel. (Gesehen auf einem alten Grabstein in Passau)

Die Darstellungen mit „Gottvater“ und der Kugel zeigen jeweils eine - den Proportionen nach zu urteilen - etwa einen halben bis einen Meter durchmessende Kugel. Sie ist auf Gemälden oftmals in hellblauer Farbe gehalten. Dass sie so wichtig ist, erkennt man daran, dass vielfach um sie herum gruppierte Personen darauf zeigen, und mit einiger Ahnung der „Verborgenen Geometrie“ von Volker Ritters erkennt man, dass man Linien von einzelnen wichtigen Gegenständen zur Kugel ziehen kann. Fahnenstangen, Schwerter, Lanzen, Hände, Füße, ja sogar die Blicke der Umstehenden sind auf die Kugel gerichtet.



Eine Person (Gott? Jesus?) steht mit beiden Beinen auf einer Kugel. Auch das Christenkreuz steht darauf. Die weibliche Figur darunter deutet auf die Kugel. Links und rechts in den „Wolken“ hocken zwei „Engel“ mit Blasinstrumenten. Ein Hinweis auf Kommunikation mittels Tönen? (Gesehen auf einem alten Grabstein in Passau)

Welcher geheimnisvolle Gegenstand wurde hier immer wieder abgebildet? Die einfachste Erklärung wäre - und tatsächlich hört man dies hier und da -, dass es sich um die Darstellung der Erdkugel handele (obwohl keinerlei Andeutungen von Kontinenten darauf zu sehen sind). Diese Erklärung scheint mir jedoch insgesamt zu einfach, und für die älteren Darstellungen ganz unakzeptabel: Hätte nämlich ein Künstler des Mittelalters oder der Renaissance es gewagt, die Erde als Kugel darzustellen, er wäre unverzüglich als Ketzer verbrannt worden. Man darf nicht vergessen, dass die Kirche schließlich bis fast in die Neuzeit darauf beharrt hat, die Erde sei eine Scheibe. Bei solchen Behauptungen werden sie doch nicht eine kugelförmige Erde in ihren Gotteshäusern abbilden und sich somit selbst der Lüge bezichtigen!

Ebenso rätselhaft ist die Symbolik des sogenannten Reichsapfels. Es gibt keine einzige logische Erklärung dafür, warum ein Herrscher unbedingt mit einer Kugel in der Hand seine Macht demonstrieren sollte. Für diesen Zweck gab es wahrlich bessere, eindrucksvollere Gegenstände. Man vertritt hier allgemein die Erklärung - die keine ist -, der Reichsapfel symbolisiere die Macht des Kaisers (bzw. Königs) über den „Erdkreis" (1). Nähere Erklärungen finden sich nicht. Doch auch ein (christlicher) Herrscher hätte sich die Darstellung einer kugelförmigen Erde keinesfalls erlauben dürfen! Außerdem hätte man dieses Herrscher-Utensil dann nicht „Apfel“, sondern etwa Erde, Erdkugel, Welt oder sonst wie genannt.

Als der EFODON e.V. im Jahre 1991 das EFODON-Projekt „Holzhausen“ ins Leben rief, ging es hierbei vordergründig um den Nachweis, ob es einen Zusammenhang zwischen den unzähligen „Holz“-Orten und Keltenschanzen gibt. Durch eine Forschungsrichtung, die sich aus dem Befassen mit der

keltischen Kultur herausentwickelte, konnte der EFODON e.V. den Nachweis erbringen, dass die Kelten ein überregionales Alarm- und Nachrichtensystem hatten - worüber bezeichnenderweise in keinem Lehrbuch ein Sterbenswörtchen steht (2).

Was hat ein keltisches Nachrichtensystem jedoch mit Kugeldarstellungen auf mittelalterlichen Gemälden zu tun?



Dieser alte Gobelin (links) zeigt „Maria“ mit einem Kind auf ihrem linken Bein sitzend. Und mit welchem Spielzeug spielt wohl der Kleine? Mit einer hellblauen Glaskugel! Siehe auch die Ausschnittsvergrößerung rechts (Gesehen in Passau)

Wir fanden bei unseren Recherchen heraus, dass die Kelten quasi ein „duales“ Nachrichtensystem benutzten. Es bestand zunächst aus einer ganzen Reihe von „Hell“-Plätzen (die heute noch auf Landkarten manifestiert sind), meist auf oder an Bergen oder Hügelkuppen, auf denen beim Anrücken eines feindlichen Heeres ein Alarmfeuer angefacht werden konnte, ähnlich wie heute noch die „Johannis-“ oder Sonnwendfeuer. Die eigentliche Nachrichtenübermittlung jedoch geschah durch Lichtsignale, die mithilfe von wassergefüllten Glaskugeln mit einer dahinter positionierten Lichtquelle laserstrahlähnlich und zielgenau von einer Station zur nächsten ausgerichtet waren.

Dass diese Art der Nachrichtenübermittlung wirklich funktioniert, haben wir in mehreren Testreihen selbst praktisch nachvollzogen.

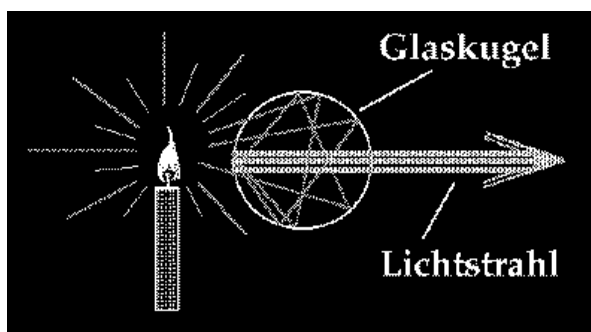
Nachdem die Keltogermanen zwangschristianisiert waren, geriet ihr ehemaliges Nachrichtensystem in der Bevölkerung in Vergessenheit, denn dieses war schließlich das erste, was von den christlichen Eroberern zerstört und „verteufelt“ wurde. Nur eine vage Erinnerung blieb vorhanden, dass eine (Glas-) Kugel etwas eminent Wichtiges war. Dies hinderte jedoch die christlichen Eroberer nicht daran, das erbeutete System für die eigenen Zwecke zu nützen, allerdings unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Bis Anfang unseres Jahrhunderts war beispielsweise noch eine solche Lichtsignalverbindung zwischen dem Kloster Andechs quer über den Ammersee nach Dießen (das sind rund acht Kilometer Luftlinie) und sogar bis nach Landsberg am Lech (rund zwanzig Kilometer Luftlinie) und zum Hohenpeißenberg (rund fünfundzwanzig Kilometer Luftlinie!) „klerikal“ in Betrieb. Sie funktionierte exakt nach dem von uns rekonstruierten System mit der Glaskugel.



Grabstein eines fränkischen Kriegers aus dem 7. Jahrhundert n.C. Das runde Gefäß neben ihm wird als „Pilgerflasche“ bezeichnet. Wir sehen hier viel wahrscheinlicher ein Gerät zur Nachrichtenübermittlung (E. F. Jung: „Die Germanen“, Augsburg 1993).



So wurde die Möglichkeit, mit einer wassergefüllten Glaskugel Licht gebündelt und zielgerichtet anzuwenden, bis in unser Jahrhundert noch genutzt: als sogenannte Schusterkugeln in Schuhmacher-Werkstätten (Paul Brandt: „Schaffende Arbeit und Bildende Kunst im Altertum und Mittelalter“, Leipzig 1927).



Die Funktionsweise der Lichtbündelung durch eine (wassergefüllte) Glaskugel.



Beispiel für das „Zunftzeichen“ der Nachrichtenleute auf einem Kirchturm.

Das ehemalige Nachrichtensystem bestand nur in der ersten Zeit aus relativ einfachen Feuerstellen. Im Laufe der Zeit entwickelten sich ganze Nachrichtenturmreihen, die so errichtet waren, dass sie gerade an der Grenze des Sichtbaren standen. An diese Türme angebaut war meist ein Lagerhaus für Brennmaterial und zur Unterkunft der Bedienungsmannschaft. Den Turm krönte das „Zunftzeichen“ der Nachrichtenleute, die Kugel. Die Türme standen zueinander in Sichtverbindung, und im Obergeschoss stand die Vorrichtung zum Nachrichtenversenden, genau ausjustiert auf den nächsten Signalturm: die Glaskugel mit der dahinter ausgerichteten Lichtquelle, die nicht stärker sein musste als eine Kerzenflamme.



Ausschnitt aus einer mittelalterlichen Darstellung, die Kaiser Heinrich IV. bei Markgräfin Mathilde darstellen soll (links). Man beachte die Glaskugel, die im Original die blaue Farbe der Kleidung durchscheinen lässt. (J. Bagusch: „Illustrierte Weltgeschichte“, Berlin 1981)

Ein Nachrichtensystem bildet in jedem Land die wichtigste Einrichtung, denn mit seiner Hilfe kann bei einem feindlichen Angriff schlagartig die Bevölkerung gewarnt und die eigene Abwehr organisiert werden. Aus diesem Grund wird auch heute noch bei einem kriegerischen Einfall in ein fremdes Land zuerst dessen Nachrichtensystem lahmgelegt. Genauso machten es seinerzeit die christlichen Eroberer, indem sie die Signaltürme mit den angebauten Lagerhallen zerstörten - oder für die eigenen Zwecke umfunktionierten.



Gefasste Bergkristallkugel, wie sie in verschiedenen Gräbern gefunden wurde. Die Archäologen sprechen hier von einem Schmuckstück, das Langobardinnen am Gürtel trugen. Man fragt sich, wieso ein solcher Gegenstand als Schmuckstück bezeichnet wird, ist er doch völlig schmucklos, ohne die bei keltogermanischen Schmuckstücken üblichen Verzierungen (Archiv d. Autors).



Eine ähnliche, gefasste Bergkristallkugel aus dem Diözesanmuseum in Köln (Menghin, Kelten, Römer & Germanen, München 1980).

Heute sagen wir „Kirche“ zu diesen alten Signaltürmen, doch sie stehen nach wie vor auf radiästhetisch relevanten Stellen und in Sichtverbindung, und selbst das „Zunftzeichen“, die Kugel, ist bis zum heutigen Tage darauf vorhanden. Sie wurde, wie so vieles, einfach mit übernommen und als eine Art Verzierung tradiert.

Dabei ging jedoch der Sinn und Ursprung verloren. Dass *diese* Kirchen mit ihren Türmen offensichtlich keine christliche Erfindung sind, sieht man auch daran, dass weder die christliche Religion noch ihre Vorläufer-Religionen irgendwelche Türme an ihren Sakralbauten kannten.

Und nun kommen wir wieder zurück zu den Darstellungen „Gottvaters“ mit der Kugel. Mit dem Hintergrundwissen um das alte Nachrichtensystem zeigt sich uns folgendes Bild:

Es ist die Darstellung des christlichen Sieges über das (feindliche) heidnische Nachrichtensystem, das durch die Kugel symbolisiert wird. Deshalb wird die Kugel auch oftmals hellblau (=durchscheinend!) dargestellt. Es ist also die Darstellung einer Glaskugel und nicht nur irgendeines kugelförmigen Gegenstandes. Seine Wichtigkeit wird hervorgehoben durch die umstehenden Personen, die z.T. auf sie zeigen. Der Sieg über das System wird durch auf der Kugel errichtete Kreuze, Fahnen, Lanzen usw. dargestellt. Und selbst die ehemalige Funktion der Nachrichtenübermittlung mittels der Glaskugel ist verschiedentlich dokumentiert, wenn sie so dargestellt ist, dass Strahlen von ihr ausgehen, meist in Verbindung mit einer Taube. Eine solcherart dargestellte Taube wird heute zwar als „Heiliger Geist“ interpretiert, sie ist jedoch auch ein Symbol für Nachrichtenübermittlung (man denke nur an die Brieftaube!).

Die Wichtigkeit der (Glas-) Kugel ist denn auch im sogenannten Reichsapfel manifestiert, der ur-

sprünglich eine einfache Glaskugel war und erst im Laufe der Zeit zu einer kreuzbesetzten Goldkugel „mutierte“. Während man möglicherweise zur Zeit des gläsernen „Reichsapfels“ noch wusste, was man damit machen konnte, ging dieses Wissen später verloren, so dass der goldene „Reichsapfel“ nur noch einen reinen Symbolgehalt besaß: Der Sieg des Christentums über das heidnische (Nachrichten-) System, dargestellt durch das auf der Kugel befestigte Kreuz. Von dem Sieg über das Nachrichtensystem blieb in der Erinnerung nur noch pauschal ein Sieg über das Heidentum.

Anmerkungen

(1) Meyers Lexikon A - Z, Mannheim 1993.

(2) Die Entdeckung und Rekonstruktion des ehemaligen keltischen Nachrichtensystems ist dargestellt in: Gernot L. Geise: „Das keltische Nachrichtensystem wiederentdeckt“, EFODON-Edition MESON ME-10, Hohenpeißenberg 1996.

Literatur

Gernot L. Geise: „Das keltische Nachrichtensystem wiederentdeckt. Die verschollene Nachrichtentechnik der Kelten rekonstruiert“, EFODON ME-10, Hohenpeißenberg 1996.

Neu: Gernot L. Geise: „Das keltische Nachrichtensystem“, Michaels-Verlag 2002, ISBN 3-89539-606-0



Fotos und Zeichnung: © Gernot L. Geise

Ein kompetenter Geologe verreit die Eiszeitlehre!

(c) 1996 Horst Friedrich (EFODON-SYNESIS Nr. 18/1996)

Man kann nicht gut eine Rezension eines Buches verfassen, das schon vor sechzig Jahren erschienen ist. Mitunter ist es aber notwendig, ein Werk der Vergessenheit zu entreißen! Weil man es erneut braucht. Oder weil es seinerzeit und seither der Establishment-Scholastik nicht genehm war und deswegen nicht die ihm zukommende Würdigung erfuhr, während es heute ausgezeichnet „in die Landschaft passt“.

Das ein „Großes Eiszeitalter“ entschieden abstreitende Werk von C. G. S. Sandberg (1), auf das der Verfasser durch seinen geschtzten Freund Uwe Topper aufmerksam gemacht wurde, scheint mir ein solcher Fall zu sein. Es passt exzellent in die schon seit etlichen Nummern auf den Seiten von EFODON SYNESIS geführte Eiszeit-Diskussion.

Sandberg ist offensichtlich ein für dergleichen Fragen hochgradig kompetenter - jedoch nonkonformistischer! - Geologe und Autor. Um so mehr muss es zu denken geben, dass er die These von angeblichen „Eiszeiten“ - respektive einem einstigen „Großen Eiszeitalter“ - einer vernichtenden Kritik unterzieht! Es ist auch hier das alte Lied: Fühlt man der Schulwissenschaft wirklich auf den Zahn, fallen oft gleich ganze Lehrmeinungs-Komplexe haltlos in sich zusammen.

Nach Sandberg handelt es sich bei der Eiszeit-Lehre um eine unhaltbare Hypothese, um eine voreilig und leichtfertig aufgepustete „Seifenblase“. Das ganze - wenn man nicht genau hinschaut: imposante - Gedankengebäude war offensichtlich bloß der unwissenschaftlichen lyellschen Ideologie (2) geschuldet und wurde, um sie zu stützen und dem Publikum „verkaufen“ zu können, errichtet. Wirkliche Beweise für diese Lehre ersparte man sich, respektive: Man „drehte alles so hin“, dass es wie Beweise aussah.

Hier konstatiert ein super-kompetenter Autor, dass die angeblichen „glazialen Produkte“ („Moränen“, Drumlins, Schotter etc.), die das „Große Eiszeitalter“ beweisen sollen, völlig identisch mit gleichartigen Erscheinungen von definitiv nicht-glazialem Ursprung sind. Und zwar **so** identisch, dass nicht einmal darauf spezialisierte Geologen sie auseinander halten können! Nach Sandberg wurde einfach unterstellt - aber nie wissenschaftlich konkret bewiesen -, dass jene angeblichen „Endmoränen“, die Drumlins (3) etc., die ganze angebliche „glaziale Serie“, einer „Eiszeit“ ihre Entstehung verdanken.

„Von besonderem Interesse ist es, dass von einigen dieser als glazial gedeuteten Erscheinungen mit Sicherheit bekannt ist, dass sie nicht unter den Produkten der gegenwärtigen Gletscher oder des Inlandeises vorkommen ... Erwähnt sei nur die wichtigste Ablagerung, nämlich der als Grundmoräne geltende Geschiebelehm ... Es ist vielmehr allgemein bekannt, dass die ganz feinen Gesteinsbestandteile, welche den Lehm bilden, in der mobilen Untermorne zwar anwesend sind, jedoch beim Abtauen des Gletschereises von den Schmelzwässern abgeführt werden (Gletschermilch). Deshalb muss die wirkliche Grundmoräne lehmfrei sein, und sie ist es auch tatsächlich, wie die unmittelbaren Beobachtungen immer wieder einwandfrei nachgewiesen haben“. (S. 6-7).

„Das Problem des Wesens des Geschiebelehms ... ist deswegen von vitaler Bedeutung, weil die ganze glaziale Lehrvorstellung letzten Endes aufgebaut ist auf der Annahme, dass derselbe die lokal zurückgelassene Grundmoräne des Inlandeises darstellt. Die

Karten, welche die vermutete Eisbedeckung der nordeuropäischen und nordamerikanischen Gebiete darstellen, sind sogar im wesentlichen auf dieser Annahme basiert. Sollte es sich herausstellen, dass diese Annahme falsch ist, dann wäre damit die ganze Eiszeitvorstellung eo ipso verurteilt. Eine zurückgelassene Grundmoräne bildet ja den einzigen Beweis, dass die betreffende Stelle einst von Eis hat bedeckt sein müssen. Einen anderen Beweis gibt es nicht, und ein solcher ist auch nicht denkbar" (S. 9-10). Aber eben, wie wir dem vorausgegangenen Zitat entnehmen, es ist sehr unwahrscheinlich, dass besagter Geschiebelehm überhaupt die Grundmoräne einer ausgedehnten Inlandvergletscherung gewesen ist (4).

In ähnlicher, einleuchtender Weise begründet Sandberg seine überwältigenden Zweifel an den Entstehungs-Erklärungen unserer „Eiszeit-Scholastik“ für andere Phänomene wie Findlinge, Drumlins, U-Täler, Löss, Schotterterrassen, Übertiefung von Haupttälern gegenüber Nebentälern oder „Urstromtäler“. Breiten Raum nimmt bei ihm das Problem ein, wie denn die angeblichen riesigen Inlandgletscher die geradezu ungeheuerlichen Schottermassen transportiert haben sollen, die - noch heute mit einer Mächtigkeit bis zu Hunderten von Metern - etwa Norddeutschland oder Nordamerika bedecken. „Bekanntlich waren alle Grönland- und Antarktisforscher erstaunt über den geringen Schuttinhalt des Inlandeises" (S. 40).

Sandberg zieht dann das Fazit: „Wir haben also nachgewiesen, dass die Grundlagen, worauf die Eiszeitannahme sich stützt, unzulänglich sind und sich widersprechen ... Die herrschende Eiszeitannahme und die darauf aufgebaute Theorie müssen daher fallen gelassen werden" (S. 48). Und er fügt noch hinzu, dass „bekanntlich besonders in den letzten Zeiten auch von botanischen, zoologischen und biologischen Seiten schwere Bedenken erhoben worden sind gegen die herrschende Lehrvorstellung der diluvialen Eiszeit".

Was glaubt nun Sandberg, wie alle jene einer angeblichen „Eiszeit“ zugeschriebenen Ablagerungen und Erscheinungen entstanden sind? Ja, das kommt nicht so klar heraus wie seine Argumente für sein Verreißen der Eiszeit-Lehre. Man merkt, es fehlte ihm Velikovskys EARTH IN UPHEAVAL, das erst neunzehn Jahre später (1956) erscheinen sollte! Aber als guter Geologe ist er schon auf der richtigen Spur: „M. E. hat man z. B. noch viel zu wenig den Faktor der Gesteinsströme (Petrofluxe) in Betracht gezogen. Solche Gesteinsströme sind mit riesigen Wasser- bzw. Gasmassen in Verbindung zu bringen, so dass man an **katastrophenmäßige** Ereignisse denken muss" (S. 49, Hervorheb. H. F.).

Sandberg verbreitet sich in einem Folge-Bändchen (5) dann noch ausführlicher über die vielfältigen Möglichkeiten von Schutt- und Schlammströmen, mit denen man rechnen müsse. Aber was eben bei ihm fehlt, das merkt man deutlich, ist ein Einschlag von velikovskyschem Katastrophismus in seinem Weltbild. Er realisierte damals noch nicht die vielfältigen Möglichkeiten kosmisch verursachter, gigantischer Kataklysmen, die uns heute - sofern wir nicht gänzlich von den schulwissenschaftlichen „Mythen“ und „Märchenerzählungen“ hypnotisiert sind - selbstverständlich sind. An gigantische, Kontinente überrollende Riesen-Tsunamis zu denken lag ihm wohl ebenso fern, könnte man vermuten, wie der Gedanke, ob nicht vielleicht ein Teil unserer Kies-, Löss-, Sand- und Wassermassen extraterrestrischen Ursprungs sein könnte.

Zweifellos ist jedenfalls Sandbergs Werk ein wertvoller Beitrag zur gegenwärtig auf den

Seiten von EFODON-SYNESIS stattfindenden Eiszeit-Diskussion. Es wurden da schon allerhand bedenkenswerte „Eiszeit“-Erklärungs-Szenarien diskutiert. Haben vielleicht zusätzlich noch gewaltige, kosmisch verursachte - möglicherweise aus kometarischen Trümmernmassen stammende - Schutt- und Schlamm-Ströme, untermischt mit Eis-, Gas- und Wassermassen, das Bild verkompliziert?

Anmerkungen

1 Christoph Georg Sigismund Sandberg: „Ist die Annahme von Eiszeiten berechtigt?“, Bd. 1, Leiden 1937. Das Werk ist über den Fernleihverkehr der öffentlichen Bibliotheken jederzeit zugänglich.

2 Die Lehrmeinung, es hätten bei der Formung der Erdoberfläche stets nur jene vergleichsweise harmlosen (nicht-kataklysmischen!) Kräfte mitgewirkt, wie wir sie heute beobachten können, wird deswegen auch „Aktualismus“ benannt. Nach unserem heutigen Wissen ist diese Doktrin als gänzlich abwegig zu bezeichnen.

3 Drumlins sind typische, länglich-stromlinienförmig geformte Hügel aus quartärzeitlichem Ablagerungsmaterial wie Kies etc., die stellenweise sehr zahlreich auftreten.

4 In diesem Zusammenhang sei an die „unmöglichen“ Schubverhältnisse erinnert! Der Verfasser hat S. 38 von EFODON-SYNESIS Nr. 15/1996 eine Alpenvorland-Vergletscherung maßstabsgerecht skizziert, die schon unglaublich genug wirkt. Eine Inlandvergletscherung Nordeuropas oder Nordamerikas wirkt, so skizziert, geradezu lächerlich!

5 C. G. S. Sandberg: „Ist die Annahme von Eiszeiten berechtigt? - Teil II: Gesteinsströme, eine Studie über Wasserstrom, Schlammstrom, Lahar, Glutstrom“, Leiden 1940.

Neue Überlegungen zur Deutung von „GEISPOINT“: Ein altes keltisches Brunnenheiligtum?

© Hans Guggemos; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 18/1996

Bisher ging der alte Name *Geispoint* - für das heutige Wessobrunn - in der Literatur unter. Die Legende, nach der Tassilo um 750 nach unserer Zeitrechnung, im Zusammenhang mit einem gewissen Wezzo, hier ein Kloster gegründet haben soll, sie gibt nur Aufschluss über das Kloster selbst, das fortan „Wezzo Brunn“, Weßenbrunn, (Wessofontanis) und eben *Wessobrunn* hieß.

Und so hieß eben nur dieses alte Kloster in den Fluren von Geispoint, bis ins 19. Jahrhundert. Dass der alte Name für diesen Ort so unterdrückt wurde, dürfte auf dem Irrtum beruhen, dass dieser Ortsname von den vielen Ziegen (Geißen), der „Kuh der armen Leute“, abgeleitet wurde.

Das Wort *Geiß* lässt jedoch mehrere plausible Erklärungen zu!

Ziegen = Geis; -point, Point = Ort, Stelle, Punkt; Geis-Point = Ziegen-Ort.

Oder nach den *Gessti*, den keltischen Speerwerfern. Damit wäre die Bedeutung also „Speerwerfer-Krieger-Ort“ (vgl. die Ortschaften Kotgeisering, Geisenfeld, Geisenbrunn u.a.m., sie führen ihre Namen darauf zurück).

Keltische Sprachelemente finden wir auch noch bei alten Gewässer- und Flurnamen und -Bezeichnungen. Wie zum Beispiel die *Rott* (= Rhoat - Ruatha = gälisch „der Bach“). Oder die *Ach*, das „fließende Gewässer“. Der Bierschaum heißt heute noch mundartlich *Foam*, und der hölzerne Pflugbaum der Holzpflüge unserer Vorfahren hieß *Grindl*, genau wie im gälischen Sprachraum.

Das sogenannte „Lechrainische“, ein oberbayerischer Lokaldialekt, stirbt leider langsam aus. Damit verschwinden natürlich viele sehr alte Redewendungen. Kaum ein jüngerer Wessobrunner beherrscht noch diese Dialektsprache (Herr Duden schlägt immer noch zu: „Dogmen des 19. Jh. - die „reine deutsche Sprache“). Schade! Kein Satz mehr: „*Voarnächt isch g'wesa*“ (Vorgestern ist es gewesen) oder „*Nächt ho'n i's don*“ (Gestern habe ich es getan). Sehr schade!

Birgt doch nicht zuletzt dieser, mit gälisch-keltischen Resten durchsetzte Dialekt noch manche Erklärungen für Dinge, die im „Duden“ oder in der Germanistik nicht zu finden sind. So ist es weiter nicht verwunderlich, dass die - meiner Meinung nach - plausibelste Erklärung des Namens *Geispoint* nie beachtet wurde.

Der lechrainische Dialekt entstand möglicherweise durch die Grenzsituation dieses Gebietes am Lech in der bayerischen Frühgeschichte. Durch eine hier erfolgte Isolation erhielt sich ein likatisches Sprachrelikt. Durch die *Likatier* oder *Licates* - gälischstämmigen Keltoromanen - entstand ein Lokaldialekt, der durchsetzt ist mit alemannischen und älteren Sprachresten.

Lengyel und Jean Markale - nebst anderen Keltenforschern und Linguisten unseres Jahrhunderts - eröffnen hier neue Wege.

Zum Gälischen

Gälisch gehört zu den wenigen alten Sprachen in Europa, die es vermocht haben, allen „sprachimperialen“ Bestrebungen zu trotzen. Es gibt natürlich noch die Reste des Goidelischen, des Rätischen, des Baskischen und des Friaulischen. Das alles sind noch lebendige keltisch-beeinflusste und miteinander verwandte Sprachen. Teilweise sind sie erst im letzten Jahrhundert durch sprachimperialen Druck in Gemeinsprachen aufgegangen, beispielsweise in Großbritannien das Walisische oder in Frankreich das Bretonische.

Viele Worte aus diesen alten Sprachen sind inzwischen längst Bestandteil unserer gängigen

Schulsprachen geworden, und kaum jemand denkt noch über ihren Europa-verbindenden keltischen Ursprung nach.

Für Bayern wäre beispielsweise die Vor- und Nachsilbe *Ach* (für fließende Gewässer) typisch. Dass auch diese, uns noch erhaltenen Linguismen noch ältere Vorläufersprachen enthalten, ist heute kein Geheimnis mehr. Das Gälisch bietet sich hier als eine der am besten literarisch aufgearbeiteten keltischen Sprachen an. Vielleicht kann man es als Schlüssel für das Lechrainische anwenden.

Geis - Gessa

Der alte Wortstamm *Geis - Gessa* (der übrigens auch im deutschen „*Gesetz*“ enthalten ist), hat im Gälischen die Sinnentsprechung „Dogma, Tabu, Verwünschung, Gesetz (auch das „ungeschriebene“), Bann, Eid, Schwur auf das Gesetz“, jeweils im Zusammenhang mit

Point - Poin - Poen

Point, Poin, Poen oder Peunt, Beunt hat die Bedeutung „Ort, Stelle, Punkt, begrenzte Einfriedung“ usw.

In seinem Zusammenhang mit *Geis* könnte also *Geispoint* mit großer Wahrscheinlichkeit ein Ort des Gesetzes, oder ein mit besonderen Eigenschaften versehener Ort gewesen sein. Das ganze Umfeld erhärtet diese Hypothese.

Damit wäre das keltische *Geispoint* sogar älter als das Tassilonische Wessobrunn (nach einer Legende aus dem 12. Jh.). Das sogenannte „Wessobrunner Gebet“ weist ohnehin sehr viele vorchristliche Aspekte auf (es stammt aus dem Ende des achtens Jahrhunderts). Es ist in Mittelhochdeutsch abgefasst, einer hier nicht heimischen Hochsprache (vgl. die „Merseburger Zauberverse“).

Die Tassilo-Gründungslegende

Dass Tassilo III. (?) ein großer Jäger gewesen sein soll, verwundert niemanden. Große Jagdzüge mit dem niederen Adel waren für diese Zeit und ihre Fürsten eine Verbindlichkeit. Sie waren gleichzeitig auch Machtdemonstrationen zur Einschüchterung renitenter Vasallen. Im übrigen war der Lechrain damals das Grenzgebiet zu den alemannischen Schwaben. Tassilo III., damals ein Knabe von 5 - 8 Jahren, soll hier - beim heutigen Wessobrunn - ein Jagderlebnis (mit nachfolgender Klostergründung) gehabt haben - das ist doch recht unwahrscheinlich. Die Klostergründung könnte, wenn schon, eine Stiftung unter der Vormundschaft seiner Mutter sein. Da gibt es dann noch die Sache mit dem Wasser („Wezzos Brunnen“, nicht „Taringas“ Brunnen), den drei Quellen, und der „Jakobsleiter“ mit den Engeln, die Tassilo im Traum erschienen sein sollen. Wasser gibt es im umliegenden Gelände wahrlich genug, um den Durst zu stillen. Außerdem dürften einige Packpferde Getränke mitgeführt haben (Schläuche aus Ziegenleder, wie es damals üblich war). Somit scheiden durch Durst erzeugte Halluzinationen, die für die „Träume“ verantwortlich gemacht werden, aus. Das 12. und 13. Jahrhundert ist jedoch für seine blumige Literatur, mit oft zweifelhaftem Wahrheitsgehalt, bekannt. Tassilos Person ist ebenso real oder unreal wie die Karls des Großen. Ob es sein Schreiber Einhard oder der Mönch Gottschalk mit den Tatsachen so genau nahmen bei ihren Aufzeichnungen um Tassilo, muss offen bleiben. Die „Tassilos“ selbst bieten einige Widersprüchlichkeiten. Die Historiker interpretieren hier eine Reihe voneinander abweichender Stammbäume für die Agilolfinger (hier haben wir die Problematik der Archäologie: die fundlose Zeit zwischen dem 5. und 8. Jahrhundert). Im Zusammenhang mit der *Vita Buroiensis* (Benediktbeuern) werden die *Huosi* als Stifter und Vögte für die Klöster Sandau, Wessenbrunn, Polling, Buron, Kochel see und Neuburg-Staffelsee, genannt.

Für das Gelände des heutigen Klosters Wessobrunn ist kaum bereits im 8. Jh. eine größere bestehende Anlage anzunehmen, wie sie für das Kloster Benediktbeuern als erwiesen gilt. Bei den Grabungen im Wessobrunner Klosterareal (im 18. Jh.) kam nichts zutage, was auf eine vormittelalterliche Anlage schließen ließe. Die ältesten ergrabenen Reste stammten aus dem 10.-11. Jahrhundert.

Bleiben nur die engeren geographischen Zusammenhänge. Das römisch-keltische *Abodiacum* mit einer Verbindungsstraße zu dem an der Ammer gelegenen, ebenfalls römisch-keltischen *Urusia*. Das keltische (gälische) *Geispoint*, ein altes Quellenheiligtum, lag an der Strecke. Und die vorhandene altbekannte „Demutsabweichung“, wie sie für alle alten, heiligen Plätze typisch ist, lässt diese Version von *Geispoint* logisch erscheinen.

Quellen

Vita Buroensis

Lech-Isar-Land: Raisting-Urusia

Lexikon der keltischen Mythologie

Lengyel, geheimes Wissen der Druiden

Gaelic-English-Dictionary, 1988

Christopher Bird, Alte Kultplätze

Dr. Horst Friedrich, Noch immer rätselhaft: Die Entstehung der Baiern, EFODON-ME 4

Jean Markale, Die Druiden, Augsburg 1995

Archäologische Jahrbücher, Karten röm. Straßennetz

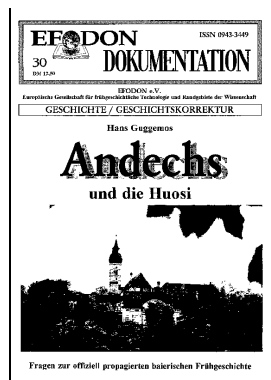
Thomas Fischer, Römer und Bajuwaren an der Donau

Dollinger, Bayern

Wessofontanum, Grabungsbericht Ausgrabungen

Rudolf Reiser, Tassilo III.

Hans Guggemos ist der Autor der EFODON-DOKUMENTATION DO-30: „**Andechs und die Huosi. Fragen zur offiziell propagierten bayerischen Frühgeschichte**“.



Astronomie und Mathematik der Maya

Dieter Vogl, Marina di Massa (Italien)

Zählen und Rechnen diente bei den Maya nicht dem Handel, sondern der Verehrung der Götter und heiligen Kräfte sowie kalendarischen und astronomischen Berechnungen. Dabei gehören die Berechnungen der Maya auch heute noch zu den genauesten der Welt.

Prähistorische Astronomie in der Alten und Neuen Welt

Bei genauer Betrachtung der Überlieferungen alter Kulturen kann man feststellen, daß die Art und Weise, wie darin die Planetensysteme, das Universum und die zeitlichen Verhältnisse beschrieben werden, eine ausgesprochen hohe Genauigkeit aufweisen. Die vedische Schrift *Surya-siddhanta*, ein umfangreiches Werk, das sich mit Astronomie beschäftigt, gehört weltweit zur detailliertesten schriftlichen Überlieferung auf dem Gebiet der prähistorischen Astronomie. Lediglich zwei mythologische Überlieferungszyklen kommen der Aussagekraft der Veden nahe. Das ist zum einen der biblische Schöpfungsmythos und zum anderen die chronomagische Kosmogonie der Maya.

Alle drei Schöpfungszyklen haben eine individuelle Zählweise, geht man jedoch ins Detail ihrer Aussagen, dann treffen trotzdem alle drei uneingeschränkt zu. Oftmals sind sie sich in ihren Ergebnissen sogar so tiefgreifend ähnlich, daß es verwundert, wie diese Übereinstimmungen in unserer Vorzeit zustandekommen konnten. Selbst dort, wo die Zählweise im ersten Augenblick nicht als ähnlich oder identisch angesehen werden kann, kann man feststellen, daß sich die Resultate weitgehend gleichen. Aufgrund dieser und anderer, insbesondere archäologischer Analogien, vermuten Forscher, daß zumindest ab der indischen Harappa-Kultur die Inder mit den Sumerern, Assyrern, Babyloniern und anderen semitischen Kulturen in ständiger Verbindung standen. Hierfür spricht auch, daß beispielsweise die Verfasser der Bibel davon ausgehen, daß das Elysium, der erste Lebensraum der Menschen, an den Flüssen PISchO'N, GICH'O'N, ChiDä'QäL und PöRa'T liegt. Die Forschung ist heute der Ansicht, daß mit dieser Aufzählung die Flüsse Nil, Euphrat, Tigris und Indus gemeint waren und geht davon aus, daß die ersten städtischen Hochkulturen in diesen Gebieten entstanden. Es ist also kein Wun-

der, wenn derzeit von der Wissenschaft gelegentlich die Meinung vertreten wird, daß zwischen diesen ersten kulturellen Hauptzentren der Menschheit Handelsbeziehungen bestanden und eine wechselseitige Beeinflussung stattfand. Vor allem archäologische Funde, die auf gemeinsame Güter hindeuten, belegen diese Annahme. Unterschiedliche Denkstrukturen im mythologischen und religiösen Bereich bedeuten nicht, daß es keine Gemeinsamkeiten gegeben hätte. Ganz im Gegenteil, denn betrachtet man sich die ersten Ballungsgebiete, dann wird deutlich, daß selbst Stadtstaaten, die geografisch nur wenige Kilometer auseinander lagen, sich dennoch kulturell abgrenzten, um einer religiösen und ideologischen Zentralisierung aus dem Weg zu gehen. Offensichtlich betete jede aufstrebende Kultur eigene Gottheiten an und entwickelte ein eigenes Verständnis vom Weltganzen.

Betrachten wir uns das Gebiet der Astronomie, dann wird deutlich, daß sie - wenn auch nicht als Fachwissenschaft in unserem heutigen Sinne - eines der ersten Felder menschlicher Betätigung war und vielerorts schon im Neolithikum betrieben wurde. Megalithbauten in Frankreich (Carnac), England (Stonehenge) und die prähistorischen Tempelanlagen auf Malta zeigen, daß z.B. die Menschen in Europa schon sehr früh Bauwerke für astronomische Zwecke errichteten. Auch in Indien reichen astronomische Anlagen in ein frühgeschichtliches Zeitalter zurück, und betrachtet man sich die ägyptischen Pyramiden im Norden Afrikas, die nach den Gestirnen ausgerichtet wurden, dann wird einem anhand dieser gigantischen Kathedralen der Vorzeit bewußt, wie weit die astronomische Betätigung des Menschen wirklich in die Vergangenheit zurückreicht. Auch hier haben die sumerisch/babylonischen Völker mit ihren Zikkurats, die Inder mit den Gopuras und die mesoamerikanischen Kulturen mit ihren Pyramidalbauten Vergleichbares vorzuweisen. Eine Vielzahl von Bauwerken wurde zu Ehren von Gottheiten erbaut, die Gestirne repräsentierten.

Blickt man nun nach Mesoamerika in die Neue Welt und beschäftigt sich eingehend mit den dort ansässigen Völkern, dann wird einem anhand der hier vorhandenen astronomischen Bauwerke (Observatorien u.ä.) bewußt, wie weit prähistorische Sternen- und Planetenkunde wirklich reichte. Die Astronomie bzw. Kosmologie der Maya kann gegen-

über den sumerischen, ägyptischen, aber auch den indischen Formen als die komplexeste bezeichnet werden. In diesen Pyramiden symbolisiert jeder einzelne Stein eine kosmische Bezogenheit. Bei der Bemaßung der einzelnen Pyramiden wurden Zahlengrößen verwendet, die auf die Planetenbewegungen hinweisen. Sowohl das Sonnenjahr als auch das Heilige Jahr der Maya wurde danach ausgerichtet. Über 120 Tempelstädte wurden bislang gefunden, und alles deutet darauf hin, daß sie auch der Verherrlichung der Gestirne und der dazugehörigen Gottheiten dienten.

Der Kalender der Maya

Die umfangreiche Forschungsarbeit von J. E. S. Thompson hat gezeigt, daß der Kalender der Maya der genaueste der prähistorischen Zeit ist. Obwohl es auch in anderen Teilen dieser Welt chronologisch aufgebaute Kalendersysteme gibt, kommt keines der Präzision jener abgestuften Zeiteinteilung gleich, die den Mayakalender auszeichnet. Man muß sich eingehend mit ihm beschäftigen, denn der Aufbau des Kalenders ist der Vermittler zwischen der periodisch ausgerichteten Pyramidenarchitektur und jenen Zeitspannen, die als heilige Zyklen galten. Betrachtet man das System dieses Kalenders genauer, dann lassen sich die einzelnen Zeitabschnitte mit Bürden vergleichen, Lasten, die, ähnlich wie bei einem Stafettenlauf, gleichsam in alle Ewigkeit von den göttlichen Trägern weitergereicht und übernommen werden. Eine Vielzahl von Stelen hat diesbezügliche Darstellungen. So z.B. die Stele E, Quirigua (Abb. 1). Ihre Bilderschrift zeigt eindrucksvoll, wie der Nachtgott seine Hand zum Stirnband seines Vorgängers ausstreckt, der sich dabei von seiner Position erhebt, was symbolisiert, daß die Nacht dem Tag weichen muß (nach S. G. Morley).

Jeder Tag wird von zwei Gottheiten beherrscht

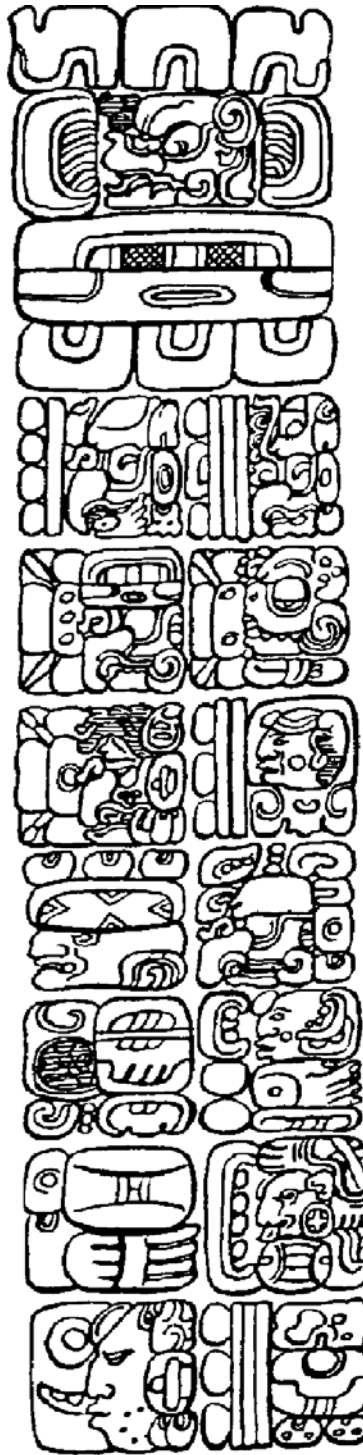


Abb. 1:
Ostseite der Stele E, Quirigua.

und beeinflusst, denn jeder Tagesname wird als eine Verknüpfung von einer Zahl und einem Namen gesehen. Beide zusammen werden zur Personifikation des Göttlichen und dadurch zum Träger des Tages.

Auch in der Alten Welt gibt es Vergleichbares. So findet sich z.B. in der hebräischen Kultur ein ausgeprägtes spirituelles Zahlensystem. Hier ist ein Buchstabe immer auch eine Zahleneinheit: z.B. ist die Zahl Eins mit dem Buchstaben Aleph verknüpft und bedeutet das Haupt, der Anfang und das Göttliche. Gleichwohl hat diese göttliche Personifizierung des Tages und der Nacht die Mayakultur nachhaltiger und ausgeprägter beeinflusst als alle astrologischen und divinitorischen Praktiken der Alten Welt.

Die Maya rechneten immer nur mit vollendeten Tagen. Dadurch wird beispielsweise der erste Tag des Monats Pop [Namensgeber für diesen Tag ist der Gott Pop (Poopl)] immer mit der Null berechnet. So wird der zwanzigtägige Zyklus dieses Monats mit 0 Pop (1. Tag), 1 Pop (2. Tag), 2 Pop (3. Tag) bis 19 Pop (20. Tag) gezählt. Ab 19 Pop beginnt ein neuer Monatszyklus. Diese Zählweise ist z.B. eines der gängigsten Verfahren in der Computer-orientierten Indexzählung. Sie ist sehr logisch, denn jede Liste oder Tabelle läßt sich am besten von der Null ableiten. Vor allem deshalb, weil man von der Null ausgehend sowohl mit -0 als auch mit +0 in alle Richtungen arbeiten kann.

Die Maya benutzten zwei getrennte Jahreseinteilungen. Das Sonnenjahr, *haab*, mit 365 Tagen, wurde in 18 *uinal* mit je 20 *kin* (Tagen) eingeteilt. Die verbleibenden fünf Tage, die *uayeb*, galten bei den Maya als ausgesprochene Unglückstage.

Die andere Einteilung, der *tzolkin*, ist ein 260-Tage-Zyklus. Dieser Jahreszyklus hat bei den Maya ganz besondere Bedeutung, denn er stellt das

Maya

heilige, spirituelle Jahr dar. Zu ihrer Benennung standen die Zahlen 1 - 13 sowie zwanzig Tagesnamen zur Verfügung. Die Abfolge war so geordnet, daß jede Zahl einmal mit jedem Tagesnamen kombiniert wurde. Erst dann war ein *tzolkin-Jahr* beendet und ein neues *tzolkin-Jahr* mit 13 x 20 Tagen konnte beginnen.

Nach dem *tzolkin* richteten sich alle Zeremonien und Festlichkeiten sowie das private Leben der Maya. Für einen Maya wurde der Gott des *tzolkin*-Tages, an dem er geboren wurde, zum ganz persönlichen Schutzpatron. Einzelne Maya-Stämme, wie beispielsweise die Cakchiquel im Hochland von Guatemala, benannten ihre Neugeborenen ganz automatisch nach dem jeweiligen Tagesgott.

Das Sonnenjahr und das Heilige Jahr wurden chronologisch parallel zueinander berechnet. Nach 72 *tzolkin*-Jahreszyklen hatte sich der *haab*-Jahreszyklus 52mal wiederholt und konnte dann, wenn beide den gleichen Ausgangspunkt einnahmen, neu beginnen.

Die Zeit

Die zeitlichen Maßstäbe der Maya umfaßten mehrere Millionen Jahre. Hierin gibt es auf astronomischem Gebiet nur noch eine vergleichbare Größe: die Veden. Auch darin wird, z.B. im Falle der Schöpfung, von Jahrmillionen gesprochen. Vergleicht man nun den Schöpfungsablauf der Maya mit dem Indiens und der hebräischen Kultur, dann kommen die abweichenden Aussagen daher, daß Maya und Inder unterschiedlich Zahlensysteme besaßen und die Hebräer noch keines entwickelt hatten. In der indischen Kosmogonie wird deshalb von Jahrmillionen gesprochen und in der hebräischen von Tagen, wobei diese deutsche Übersetzung des biblischen Verses nicht richtig ist, denn der Originaltext der Bibel spricht nicht von Tagen, sondern von »JOM«. Diese Begrifflichkeit darf jedoch nicht mit Tag übersetzt werden, sondern bedeutet *Periode*. Unter diesem Gesichtspunkt wird dann auch das Sechstageswerk der Schöpfung realistisch, denn nach modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen lief die Evolution in sechs getrennten Zyklen ab, die im Grunde genommen in kein zeitliches System eingeordnet werden können.

Für die Forschung war die Erkenntnis, daß die Maya mit Jahrmillionen rechneten, sehr überraschend, denn in Anbetracht ihrer ausnahmslos vorherrschenden Sorglosigkeit, was die Vergangenheit im allgemeinen betraf, erschien es den Wissenschaftlern zunächst zweifelhaft, daß die Maya

ausgerechnet für die Zukunft so großes Interesse zeigten. Die schriftlichen, in Stelen gemeißelten Beweise sprachen jedoch eine offensichtliche Sprache. Die Maya rechneten nicht nur in Jahrmillionen, sie berechneten auch den Lauf der Gestirne und der Planeten so exakt, daß zu heutigen Erkenntnissen nur geringfügige Unterschiede bestehen. Diese auf die Gestirne ausgerichtete Lebenshaltung liegt u.a. in dem Glauben begründet, daß die Götter der Tage und Jahre in einem 7200 Tage-Rhythmus erscheinen würden - vorausgesetzt, sie wollten ihren Einfluß auf das Schicksal der Menschen auch in der neuen Periode ausüben.

Damit die göttlichen Mächte den Menschen wohlgesonnen waren, richteten die gläubigen Maya ihren gesamten Tages- und Lebenslauf nach ihnen aus. Die himmlischen Wesen fanden so große Verehrung, daß sogar Blutopfer dargebracht wurden. Auch Menschenopfer von Gefangenen, die nicht zum eigenen Volk gehörten, kamen vor.



Abb. 2

Glyphen von Zeiteinheiten des Maya-Kalenders: Links kursive Form (Dresdner Codex), Mitte Normalform und rechts Kopfvariante (nach Steininschriften). Oberste Reihe: *kin* (Sonne oder Tag), zweite Reihe: *uinal* (Monat von 20 Tagen), dritte Reihe: *tun* (Jahr von 18 *uinal* oder 360 Tage), vierte Reihe: *katun* (Periode von 20 *tun* oder 7200 Tage), fünfte Reihe: *baktun* (20 *katun* oder 144000 Tage).

Maya

Selbst die Architektur und städtebauliche Konzeptionen waren nach diesem Gesichtspunkt ausgerichtet. So befanden sich in allen ihren Städten Zentren, die für die Verehrung bestimmt waren und vornehmlich den Sonnen- und Mondgottheiten geweiht wurden.

Das Zahlensystem der Maya

Zu den großartigsten Leistungen der Maya gehört ohne Frage das Zahlensystem. Es ist eng verbunden mit der komplizierten Datumsberechnung ihres Kalenderwesens und dadurch mit ihrer Kosmogonie, weil die Gestirne mit den Zahlen und diese wiederum mit den Tagen und durch diese mit den Göttern verbunden waren, die für jene Tage und Jahre Pate standen (Abb. 2).

Während in den allermeisten Kulturen die zehn Finger als Hilfsmittel zum Zählen benutzt wurden und auf dieser Zählweise das Dezimalsystem entwickelt wurde, hat sich bei den Maya und den anderen Völkern Mesoamerikas ein Zwanzigerzählsystem ausgebildet. Dieses Vigesimal-system, dessen Ursprung vermutlich eine Verbindung zwischen Finger- und Zehenzählung darstellt, konnte jedoch nur deshalb so erfolgreich eingesetzt werden, weil es in ihrer Zahlenordnung die Ziffer 0 (Null) enthielt.

Diese geistige Errungenschaft ist nach dem heutigen Erkenntnisstand der Wissenschaft eine auf dem amerikanischen Kontinent von den Maya (oder den Olmeken?) selbständig erbrachte mathematische Erfindung. Für die Maya läßt sich diese Zahl bis ins dritte Jahrhundert n.C. schriftlich zurückverfolgen. Ganz sicher muß diese Rechenart aber zum Zeitpunkt ihrer ersten Niederschrift schon gut bekannt gewesen sein, und so gehen wissenschaftliche Vermutungen dahin, daß die Erfindung der Null weit vor Christi Geburt lag.

Betrachten wir uns hingegen die Zahlensysteme der Alten Welt und Indiens, dann kann man feststellen, daß in Indien erst ab dem 4. oder 5. Jahrhundert sowohl der Stellenwert als auch die Ziffer Null zum Rechnen benutzt wurden. Die Fachwelt ist sich daher einig, daß die Erfinder des Stellenwerts und der Ziffer Null die Maya waren. In Europa wurde die Null erst sehr spät, im Mittelalter, eingeführt, wobei hier der Ausgangspunkt dieser Rechenweise auf die Vermittlung der Araber zurückzuführen ist. Diese dürften ihre Kenntnisse wiederum den Indern zu verdanken haben.

Vergleicht man nun das Vigesimal-system der Maya beispielsweise mit der griechischen und römischen Art zu rechnen, dann erkennt man, um wieviel zweckmäßiger das System der Maya war. Überdies ist unser heutiges Dezimalsystem dem

Zwanzigersystem der Maya ähnlicher als etwa dem Zahlensystem der Römer, da auch die Kelten ein Vigesimal-system verwendeten. Man sieht dies heute noch an dem französischen Wort für „Achtzig“: „Quatrevingt“ (dt.: viermal zwanzig).

Die Schreibweisen

Die Maya kannten zwei unterschiedliche Arten, die Zahlen von 1 bis 19 und die Null niederzuschreiben. Zum einen wurden sie durch eine Anordnung aus Punkten und Strichen fixiert. Zum anderen wurden die Zahlen in Form der sogenannten Kopfvariante oder in Glyphen festgehalten. Das Punkt-Strich-System ist dabei sehr einfach aufgebaut und kann von jedem unmittelbar ohne große Vorkenntnisse verstanden werden (Abb. 3).

Mit dem Punkt-Strich-System dürften vornehmlich Händler und Beamte gerechnet haben, denn mit Hilfe von leeren Schneckenhäusern (Null), Steinchen und kleinen Stöcken, die man als Rechenhilfe vor sich hinlegte, konnten alle Rechenarten schnell durchgeführt werden.

Gegenüber diesem „normalen“ Verfahren stand das „symbolische“ oder „personifizierte“ System der Glyphen. Sie wurden für die Tages-, Monats- oder Jahresberechnung, sowie in religiösen Zusammenhängen verwendet. Die einzelnen Zahlen (0-19) zeigten Profile der Köpfe verschiedener Götter (Abb. 4), weshalb diese Schreibweise auch Kopfvariante heißt. Die Zahlen 1-13 wurden durch unterschiedliche Götter dargestellt. Für die Ziffern 14-19 wiederholten sich die Gottheiten der Zahlen 4-9, deren Profil dann einen knöchernen Unterkiefer zeigte. Eine Hand auf dem Unterkiefer bedeutete Null.

Auf sehr wichtigen und heiligen Monumenten diente nicht nur der Kopf der Gottheit, sondern sein ganzer Körper als Ziffer.

Das Entziffern ist oftmals schwierig, da die Inschriften der Verwitterung unterlagen. Vielfach kommt es zu Verwechslungen, wenn die Ziffern mit Füllseln und anderen Verzierungen versehen wurden. Ein weiterer Grund für Fehldeutungen liegt darin, daß die Millionen von Steininschriften der Maya noch nicht vollständig erschlossen sind.

Um während eines Rechenvorgangs den exakten Stellenwert auszudrücken, setzten die Maya die Einer, Zwanziger, Vierhunderter, Achttausender usw. nicht nebeneinander, sondern übereinander. Dabei entsteht eine Zahlensäule, die von unten nach oben gelesen wird. Auf diese Art können ohne Schwierigkeiten große Summen wiedergegeben

Maya

werden (siehe Abb. 5). Umstritten ist die Frage, welche Bedeutung und welche Funktion die Maya der Ziffer Null wirklich zugeschrieben haben. Zur Debatte steht dabei zum einen die Ansicht, die Maya hätten die Null als „Nichts“ betrachtet und zum anderen herrscht die Meinung vor, die Maya hätten die Null als „Vollendung eines Stellenwertes“ gesehen. Für beide Seiten gibt es eine ganze Reihe von einleuchtenden Argumenten.

Die außerordentliche Rolle der Zahl

Zahlen spielten in den schriftlichen Hinterlassenschaften der Maya eine sehr große Rolle. In allen Inschriften und Codices sind sie mehr oder weniger enthalten und es gibt nur ganz wenige, in denen sie überhaupt nicht zu finden sind. Es ist bemerkenswert, daß sich die schriftlichen Überlieferungen und die darin enthaltenen Zahlen immer auf den Kalender, die damit verbundenen Zeitabschnitte oder aber qualitative geistige Bedeutungen der Zahlen beziehen. Man hat bislang keine einzige schriftliche Überlieferung gefunden, die sich z.B. mit wirtschaftlichen Belangen beschäftigt. Im Vergleich dazu handelt es sich bei sumerischen oder ägyptischen Überlieferungen meistens um steuer-technische Berechnungen.

Für die Kalenderberechnungen verwendeten die Maya nicht das einfache Zwanzigersystem, sondern ein modifiziertes Vigesimalssystem. Darin

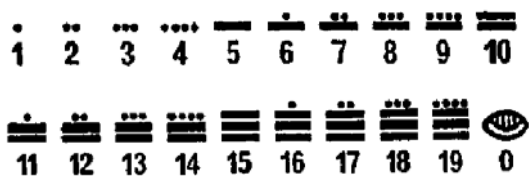


Abb. 3
Die Schreibweise der 20er-Zählung.

endet die zweite Stelle in der Zahlenordnung nicht mit 20, sondern mit 18. Somit bedeutet die dritte Stelle nicht 400, sondern 360. Diese im ersten Moment unlogische, aber dennoch sinnvolle Änderung wurde wahrscheinlich durchgeführt, um die Anzahl der Tage den tatsächlichen Tagen des Sonnenjahrs näherzubringen.

Hierbei muß man betonen, daß die Maya ganz sicher in ihrem modifizierten Vigesimalssystem keine abstrakten, sondern ganz reale Zahlen- und vor allem Kalendereinheiten sahen, die sich an den menschlichen und kosmischen Lebenszyklen



Abb. 4:
Die „Kopfvariante“, Profile repräsentieren verschiedene Zahlen.

orientierten. Insofern handelt es sich bei den Einern um Tage, bei den Zwanzigern um Monate zu je 20 Tagen und bei den 400 in ihrer modifizierten Form um Jahre mit 360 Tagen.

Neben den Tagen (*kin*), Monaten (*uinal*) und

..	(2 × 3 200 000) =	6 400 000
⋯	(9 × 160 000) =	1 440 000
≡	(16 × 8 000) =	128 000
≡	(7 × 400) =	2 800
⊙	(0 × 20) =	0
≡	(19 × 1) =	19
		7 970 819

Abb. 5
Die Zähltechnik der Maya.

Jahren (*tun*) gab es eine ganze Reihe von Maß- und Zahleneinheiten, die über diese Zeitabschnitte bei weitem hinausgingen:

- " 1 alautun = 64 000 000 tun =
23 040 000 000 kin
- " 1 kinchiltun = 3 200 000 tun =
1152 000 000 kin
- " 1 calabtun = 160 000 tun =
57 600 000 kin
- " 1 pictun = 8 000 tun = 2880 000 kin
- " 1 baktun = 400 tun = 144 000 kin
- " 1 katun = 20 tun = 200 kin
- " 1 tun = 360 kin
- " 1 uinal = 20 kin
- " 1 kin

Nach Angaben des Mayaforschers J. E. S. Thompson gibt es sogar Steleninschriften, die von vergangenen Zeiträumen handeln, die 90 bzw. 400 Millionen Jahre zurückliegen. Eine dieser Stelen, die Stele D in Quirigua, wurde bereits in den 50er Jahren bei Ausgrabungen gefunden und von Tompson in seinen Büchern *The rise and fall of Maya civilization* und *Maya hieroglyphic writing* ausführlich beschrieben.

Maya

Zweifellos lassen sich mit dem Vigesimalsystem Berechnungen in dieser Größenordnung durchführen. Ob es intellektuelle Spielereien der Priester waren, blieb bisher ungeklärt. Um einen Kalender oder Initialserien zu erstellen, war die Betrachtung derartiger Zeitspannen sicher nicht nötig. Die Frage nach dem Sinn dieser Berechnungen wird meist nicht gestellt. Er erschließt sich der Kosmogonie, der Weltentstehungslehre der Maya.

Nach den Berechnungen der kosmogonisch eingeweihten Maya-Priester entsprach beispielsweise ein *alautun* dem Zeitraum von 64 000 000 *tun* (Jahren). Daß es noch größere Zeitperioden bei den Maya gab, haben Thompson u.a. herausgefunden. Für diese Zeiträume gibt es noch keine exakten Bezeichnungen, da ein Großteil der Stelen und Steininschriften an den Tempeln noch nicht erfaßt und übersetzt ist.

Daß der Mayakalender mit der Weltentstehung zusammenhängt, läßt einige Rückschlüsse auf das Zahlensystem zu. So ist es auffallend, daß exakt 100 *alautun* die Zahl von 6,4 Mrd. Jahren ergeben, der Zahl, die sowohl in der modernen Wissenschaft als auch in den vedischen Schriften als Alter der Erde angegeben wird. Die Maya rechneten zwar mit dem Vigesimalsystem, aber neben der 20 war auch die Zahl 5 von größter Bedeutung in ihrer Mathematik, womit sich möglicherweise der Faktor 100 erklären läßt.

Wer den heutigen Kenntnisstand der Wissenschaft mit dem der mythologischen Berichte vergleicht, kommt zu dem Ergebnis, daß, trotz erheblicher Lücken in der zeitlichen Berichterstattung, im Mythos weit mehr kosmogonische Fakten enthalten sind, als die Wissenschaft zu akzeptieren bereit ist. Würde auch die Wissenschaft den Mythos als verlässliche Quelle für historische Informationen betrachten, wäre ein Großteil der noch offenen Fragen über die menschliche Vergangenheit viel leichter zu beantworten. Zumindest würde dadurch eine neue Effizienz in die Forschung eingebracht, die zu neuen Fragestellungen und Antworten führen würde.



Literatur

- Codices Selecti, Reihe C, Mittelamerikanische Handschriften, Bd. 8, 9 und 54, Graz.
- Michael D. Coe, Lords of the Underworld, Princeton 1978.
- Michael D. Coe, Das Geheimnis der Maya-Schrift. Ein Code wird entschlüsselt, Hamburg 1995.
- Thomas Dickey, Vance Muse, Henry Wiencek, Die Gottkönige von Mexiko.
- Ernst Wilhelm Förstermann, Kommentar zur Mayahand-

schrift der Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Dresden, 1901.

Handbook of Middleamerican Indians, 16 Bde., 1964-1976, Hrsg. Robert Wauchope.

Barbara Kerr, The Maya Scribe.

Yurij war Knorozov, Maya Hieroglyphic Codices, Sunya Inst. Mesoamerica, Bd. 8, 1982.

Sylvanus Griswold Morley, The Ancient Maya, Stanford CA 1963, erstmals 1913.

Esther Pasztory; The Murals of Tepantitla, Teoihuacan Christian Rätsch, Chactun - die Götter der Maya, München 1994.

Linda Schele, David Freidel, Die unbekannte Welt der Maya, Augsburg 1995.

Paul Schellhas, Die Göttergestalten der Mayahandschriften, Berlin 1897.

Miloslav Stingl, In versunkenen Maya-Städten, Leipzig 1978.

ders., Die indianischen Kulturen, Hanau 1979.

Sir Eric S. Thompson, The Moon Goddess in Middle America with Notes to related Deities, 1950.

ders., Symbols, glyphs and divinatory almanacs for diseases in the Maya Dresden and Madrid Codices.

ders., The rise and fall of Maya Civilization, Oklahoma 1955, dt.: Die Maya. Aufstieg und Fall einer Indianerkultur, Essen 1975.

ders., Maya hieroglyphic writing, Oklahoma 1985

ders., A commentary on the Dresden Codex, Philadelphia 1972.

Tsvetan Todorov, Die Eroberung Amerikas. Die Frage nach dem anderen, Frankfurt 1983.

Anm. d. Red.:

© Dieser Artikel erschien zuerst in: „Tattva Viveka Heft 4“, herausgegeben vom Institut zur Erforschung der Sanskrit-Schriften (INES), Schloß Weißenstein, D-73111 Lauterstein, Tel. und FAX 07332/41 96.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

Das Märchen als Spiegel der Bewusstseinsgeschichte

© 1996 Petra Muths; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 18/1996

Der sehr interessante Artikel „Vom Matriarchat zum Patriarchat“ von Gudrun Strüber (SYNESIS Nr. 14/1996) regte mich dazu an, die Diskussion des Themas „Märchen“ fortzuführen. Ich möchte meinen Beitrag keinesfalls als Widerlegung verstanden wissen, sondern als einen Ergänzungsversuch, der vielleicht Informationen beizusteuern vermag, die das Wahrnehmungsspektrum noch etwas erweitern können. Auch für mich stellen sich Märchen als Schlüssel zu dem dar, was während des Übergangs vom Matriarchat zum Patriarchat in der kollektiven Psyche geschehen sein muss, jedoch kann ich die Notwendigkeit einer kritischen Lesart nicht genug betonen. Märchen sind freischwingende, kulturgeschichtliche Energiefelder, die wie ein Spiegel unsere Seelengeschichte mit all ihren Konflikten reflektieren, allerdings sind diese Konflikte und deren Lösungen jeweils historisch bedingt und repräsentieren eine ganz bestimmte Bewusstseinsstufe. Für das Märchen als Spiegel der Übergangsphase vom Matriarchat zum Patriarchat sei hiermit darauf hingewiesen, dass Märchen durchaus auch gesellschaftlich missbraucht werden können, um ein bestimmtes Normensystem, das seelisch internalisiert werden soll, zu untermauern. Die Konfliktlösungsstrategien, die ein Märchen uns anbietet, müssen demzufolge kritisch dahingehend überprüft werden, ob sie ein echter Spiegel kultureller Inhalte sind oder lediglich ein didaktisches Instrument, das eine bestimmte Gewaltstruktur legitimieren und gesellschaftlich erwünschte Erziehungsmuster festigen soll.

Wir dürfen keinesfalls außer acht lassen, dass die meisten unserer Märchen aus einer langen Tradition mündlicher Überlieferung herausgerissen und schriftlich fixiert wurden: Die bekannteste Märchensammlung ist die der Brüder Grimm, die, aus den Jahren 1812-15 stammend, sich (kritisch) als eine Kristallisierung des damaligen Zeitgeistes, des aufstrebenden Bürgertums im 19. Jahrhundert, lesen lässt. Mit der schriftlichen Fixierung erstarrt jedoch das Märchen, verliert an jener Beweglichkeit, die die mündliche Tradierung so auszeichnet, und wird schon dadurch verfälscht. Aber es ist nicht allein der Bruch mit dieser Tradition: Die Brüder Grimm arbeiteten im Auftrag der Universität Göttingen, die eine Jesuiten-Gründung ist, und so bedarf es kaum kriminalistischen Spürsinns, um sich auszumalen, welche Art von Werten sich in unseren „Hausmärchen“ verbirgt: Die Grimmsche Moraldidaktik bezieht sich auf „christlich“-patriarchale Normen, die kraft der Lektüre internalisiert werden sollen. Damit werden die Märchen als Träger bestimmter Erziehungsziele missbraucht, und uns obliegt es, diese Ziele zu identifizieren und kritisch zu hinterfragen.

Ihre Funktion als Spiegel der Kulturgeschichte der menschlichen Psyche haben die Märchen zwar nicht verloren. Allerdings verändert sich diese Funktion im Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat. Dieser Übergang ist vor allem durch einen Wandel des Bewusstseins gekennzeichnet, wonach der Mensch nicht mehr eingebunden ist in eine mythische Welt, in der alles zum Symbol für eigene intrapsychische Vorgänge wird, sondern sich als Einzelner (Subjekt) der Welt (Objekt) gegenüberstellt und diese wiegt, misst, chronometrisiert, analysiert und zerteilt (womit er sie dann zu beherrschen meint). War früher alles Teil des Ganzen, so zerfällt nun die Welt. Licht und Schatten, Tag und Nacht, als einmalige Anteile ein- und derselben Polarität, wirken nun nicht mehr miteinander, sondern gegeneinander - Dementia Dichotoma! Dies impliziert zweierlei: Erstens, dass die Götter der alten, mystischen Welt entmachtet werden, zweitens, dass die neue mentale Welt jene entmachteten Götter jetzt für „böse“ erklärt, um sich von der alten Welt und ihrem Bewusstsein abgrenzen zu können - denn die Fähigkeit zur Abgrenzung, zur Unterscheidung, ist es ja gerade, worin der neue Schritt der menschlichen Bewusstseinsentwicklung im Wesentlichen besteht. Hier entstehen Normen und Gesetze, und zugleich leider auch die Abspaltung und die Projektion, denn was ich nicht als mir gehörig empfinden kann, muss ich in die Außenwelt „verbannen“. Da meist nur das verbannt wird, was der Norm und dem Gesetz, das nun mein Leben regelt, nicht entspricht, werde ich Angst haben, sobald das Verbannte mir in der Welt begegnet.

Wenn das Märchen ein Spiegel ist für die Entwicklung des menschlichen Bewusstseins, so muss das Märchen der mentalen Bewusstseinsstruktur ein Spiegel sein für die Norm, wie auch für die „Verbannung“ all dessen, was ihr widerspricht, so dass sich die Grimmschen Märchen also durchaus als ein Spiegel für kollektive Angstbewältigungsmechanismen des Bürgertums im 19. Jahrhundert, insbesondere für die Verdrängung des Schattens (1), lesen lassen. Was wir hier keinesfalls vergessen dürfen, ist die Tatsache, dass das menschliche Bewusstsein sich beständig weiterentwickelt, und so stellt sich die - wohl berechnete - Frage, ob diese Märchen für den heutigen Menschen überhaupt noch Relevanz besitzen - oder ob der Spiegel nicht vielmehr schon längst zerbrochen ist.

Ich möchte im folgenden versuchen, die Inhalte des Schattens wie der Normen, die die Grimmschen Märchen geprägt haben, anhand eines konkreten Textbeispiels darzulegen. Das Märchen von Hänsel und Gretel erscheint mir hierzu besonders geeignet, da das Thema der „bösen Hexe“ typisch ist für patriarchale Normen und deren Legitimation. Es soll mir gleichermaßen darum gehen, die didaktischen wie die seelischen Inhalte des Märchens aufzuzeigen. Das heißt: Welche neurotischen Konfliktlösungsstrategien werden von diesem Märchen favorisiert? Und welches unbewusste Material der kollektiven Psyche wird gespiegelt?

Hier lässt sich die Beobachtung einflechten, dass Norm und verdrängtes Unbewusstes gleichsam untrennbar miteinander verflochten scheinen (und so verhält sich das Märchen wie das ganz reale Leben!). So wird in Hänsel und Gretel, wie in vielen anderen Märchen auch, stets das „Gute“ belohnt und das „Böse“ bestraft. Dieses dichotomisierende Schwarz-Weiß-Denken kennzeichnet eben die mental-rationale Bewusstseinsstruktur (jene, die Jean Gebser in „Ursprung und Gegenwart“ beschreibt), die mit dem Aufdämmern des Patriarchats das magisch-mythische Weltbild ablöste. War in der Welt der Göttin noch alles Teil des großen Ganzen, steht jetzt der - gottgleiche - Mensch dem Ganzen gegenüber und vermag Gut und Böse zu unterscheiden. Dies ist zwar ein umgänglicher Schritt, ohne den die Weiterentwicklung des menschlichen Bewusstseins nicht möglich gewesen wäre, doch drängt sich mir der Verdacht auf, dass die Inhalte des Guten wie des Bösen im Patriarchat nicht mehr den Prämissen „dem Leben dienend“ und „dem Leben schadend“ untergeordnet sind, sondern von verdrängten Ängsten bestimmt werden, das heißt: Normen ergeben sich nicht mehr aus dem Lebensvollzug, sondern entstehen aus irrationaler Furcht, mit der man sich nicht einmal bewusst auseinandersetzt.

Beispielsweise erscheint es mir durchaus plausibel, einen Menschen für Kannibalismus strafen zu wollen (wobei allerdings auch hier ein kulturelles Tabu wirksam wird), sofern diese Bedrohung real gegeben ist. Doch ist sie dies wirklich? Da es sich bei diesem gefährlichen Menschen um eine Frau handelt, eine sogenannte „Hexe“, müssen wir uns vielmehr fragen, ob wir es nicht vielmehr mit einer - patriarchalen - Angstphantasie zu tun haben, einem Motiv, das uns in Gestalt der „verschlingenden Muttergöttin“ erscheint. Und wird hier nicht gerade diese Angst verdrängt und daraus die Norm abgeleitet, dass solch bedrohliche Frauen zu strafen sind? Kaum einer hat jemals die kindliche Delinquenz problematisiert, die darin besteht, dass Hänsel und Gretel eine alte Frau dem Feuertod preisgeben und obendrein noch ihr Vermögen an sich bringen! Wir sehen an diesem Beispiel, wie wichtig es ist, die vom Märchen suggerierten Normen zu relativieren und auf ihre wahren Motive zu verweisen.

Zurück zum aktuellen Stand des menschlichen Bewusstseins und zurück zur Psychologie. Nach Jean Gebser ist inzwischen das integrale Bewusstsein in der Entwicklung befindlich, ein Bewusstsein, das alle bisherigen Bewusstseinsstufen integriert hat, transparent macht und damit transzendiert - auch die mental-rationale Stufe. In der Psychologie entspricht dieser Entwicklung in etwa der Individuationsbegriff (ich folge hier der hypothetischen Gleichung „Phylogenese = Ontogenese“, das bedeutet für das menschliche Bewusstsein, dass die Entwicklung des Menschheitsbewusstseins mit der Entwicklung des einzelnen Menschen vom Kind zum Erwachsenen gleichgesetzt werden kann).

Der Individuationsprozess, wie C. G. Jung ihn verstand, umfasst die Schritte von der vorbewussten Einheit des Kindes (bei Gebser das magisch-mythische Bewusstsein) über das Aufbrechen der Symbiose und die Entdeckung des Ich (mentales Bewusstsein) hin zur Entdeckung des „Selbst“ (integrales Bewusstsein). Dieser Prozess impliziert allerdings die Integration des Schattens - im Sinne dessen, was nicht verstanden und der Norm unterworfen werden kann und also als „böse“ verbannt wird. Wird diese Integration nicht geleistet, missglückt die Entwicklung vom Vorbewusstsein der Kindheit zum Erlebnis des „Selbst“. Die Integration des Schattens finden wir auch im Märchen wieder, als „Prüfung des Helden durch gute oder böse Mächte“. Versteht man nun das Märchen als Ausdruck des unbewussten Materials der kollektiven Psyche, so lässt sich an den Märchen ablesen, ob die Individuation, die Integration des Schattens in der kollektiven Psyche einer Kultur gelungen ist oder nicht. Da die Grimmschen Märchen zu einer Zeit entstanden sind, in welcher das integrale Bewusstsein noch nicht aufgebrochen war, kann in diesen Märchen die Individuation natürlich nicht gelingen. Vielmehr wird am Beispiel des Märchens von Hänsel und Gretel vor allem mentales Bewusstsein deutlich, d.h. wie das Patriarchat mit dem Schatten der alten matriarchalen Göttin verfährt und welche Normen aus diesem Umgang mit dem Schatten abgeleitet werden. Verfolgen wir also die Geschichte einmal aus dieser Perspektive.

Zu Beginn der Geschichte leben Hänsel und Gretel, die Kinder aus unserem Beispiel, noch in einem Zustand des vorbewussten Ganzsein, bis sie die traumatische Erfahrung machen müssen, aus diesem Ganzsein ausgestoßen zu werden. Hier demonstriert das Märchen ein durchaus kollektives Trauma, das den Abschied aus der Symbiose der Kindheit zum Inhalt hat. Darüber hinaus tritt hier jedoch schon der kollektive Schatten in Erscheinung, in

Gestalt der Mutter, auf deren Initiative die Kinder ausgestoßen werden, so dass sie plötzlich als lebensbedrohlich wahrgenommen wird. Die zweite Phase des Individuationsprozesses, die „Realisation des Schattens“, tritt ein, und ich erinnere daran, dass wir uns hier tatsächlich im Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat befinden: Die Mutter, die das Leben der Kinder bedroht, ist bereits eine projektive Umdeutung der Gestalt der weiblichen Göttin, der Herrin über Tod und Erneuerung des Lebens, ist also der kollektive Schatten des Patriarchats. Dass diese Göttin, deren Souveränität darin besteht, Leben geben oder nehmen zu können, ohne einem moralischen System unterworfen zu sein (da die Ethik sich ja erst im mentalen Patriarchat entwickelt), zu einem Schatten wird, den das bewusste Ich ablehnt, verdrängt und projiziert, steht durchaus in Einklang mit dem Übergang vom matriarchalen zum patriarchalen Bewusstsein: Je mehr der Mensch sein Logos kultiviert, je vorrangiger das ethische Prinzip des Ordners das kollektive Bewusstsein beherrscht, um so mehr wird die Unbegrenztheit des Lebens, die in Gestalt der Göttin verehrt wurde, als Chaos gesehen. Sie steht nun für die Gefahr, in jenes Urdunkel, aus dem wir alle stammen und das sie symbolisiert, zurückgezogen zu werden und wird daher zur Verkörperung des Bösen.



Hänsel und Gretel“: Gretel stößt die Hexe in den Backofen. (Zeichnung: F. Stassen, aus: Hans Traxler: „Die Wahrheit über Hänsel und Gretel“, Reinbek 1983).

Was also Hänsel und Gretel als Schatten begegnet, ist die für das patriarchale Kollektiv angstbesetzte Seite des produktiv-schöpferischen Aspekts der Natur, den das mentalrationale Bewusstsein nur deshalb als „böse“ fürchtet, weil man ihn erstens nicht messen, teilen oder gar kontrollieren kann und weil er andererseits den (für die Erneuerung der Natur unerlässlichen) Tod impliziert. Für die Entwicklung der Kinder ist die Begegnung mit diesem Schatten jedoch essentiell, denn sonst blieben sie ein Leben lang der Symbiose mit der Mutter verhaftet und wären niemals in der Lage, sich als getrennte Individuen zu begreifen. Wie aber reagieren die Kinder nun auf den Schatten, den sie, um solche Individuen werden zu können, integrieren müssten?

Zunächst versuchen sie ihn zu verleugnen und in die Ungetrenntheit zurückzukehren auf jenem Rückweg, den Hänsel mit seinen Kieselsteinen markiert hat. Doch der Schatten bleibt unerbittlich, die Seele fordert ihren Tribut an Entwicklung ein, und beim zweiten Mal haben Vögel (übrigens ein Symbol der Seele) den Rückweg unmöglich gemacht. Phase 3 des Individuationsprozesses erfolgt am Knusperhäuschen, die Integration des Schattens, des abgespaltenen Aspekts des Urtümlich-Weiblichen, wird nun zwingend erforderlich. Dieser tritt nun den Kindern in Gestalt einer „bösen Hexe“ entgegen. Da er zunächst verleugnet wurde, kehrt er in überzogener, ins Extrem gesteigerte Form wieder: als menschenfressende Unholdin - nur wer selbst seinen eigenen Schatten erlöst und integriert, seine Projektion schon enttarnt hat, wird dahinter den Archetyp der alten, weisen Frau erkennen. Die Kinder können dies nicht, und so müssen sie in der weisen Frau, die sowohl die lebensspendenden als auch die lebenszerstörenden Kräfte ihr eigen nennt, jene böse Hexe sehen, die als Projektionsleinwand dient für die eigenen existentiellen Todesängste. Die eigene Mutter gab sie dem Verhungern preis, und hier wird die Angst zu verhungern umgedeutet in die Angst, gefressen zu werden.

Auch an dieser Stelle weist sich das Märchen als ein Spiegel für unseren Umgang mit kollektiven Ängsten aus: Der Märchenleser, der sich mit den Helden identifiziert, wird natürlich die Projektion des Schattens, die hier quasi im „Modellversuch“ vorgeführt wird, übernehmen und an die „böse Hexe“ glauben, vor allem, wenn er in seinem eigenen Bewusstsein die fürs Märchen typische Dichotomie von „Gut und Böse“ noch nicht überwunden und in ein komplexeres Denken, „Ambiguitätstoleranz“ genannt, überführt hat. Oder, um mit

Gebser zu sprechen: wenn er das defizient gewordene mentale Bewusstsein noch nicht überwunden und sich ins integrale Bewusstsein aufgemacht hat.

Leider zeigt die anhaltende Beliebtheit und Bekanntheit dieses Märchens, dass wir vom integralen Bewusstsein noch meilenweit entfernt sind, vielmehr es noch immer vorziehen, die dunklen Anteile unserer Psyche abzuspalten und zu dämonisieren, wie es - ganz extrem - de facto ja auch die Inquisition tat, deren Spuren auch im Märchen von Hänsel und Gretel zu finden sind. Auch das nun folgende „Abenteuer des Helden“ liest sich bei weitem nicht als die geglückte Initiation, als die so mancher Märchendeuter es gerne betrachten würde.

Initiation meint hier die Integration des Schattens und bezeichnet das Erlebnis, bei dem der Held seinen Schatten konfrontieren muss. Der symbolische Tod, den er dabei erleidet, um als neuer - erwachsener - Mensch wiedergeboren zu werden, entspricht dieser Integration als Phase des Individuationsprozesses, und die Wiedergeburt ist die des *ganzen* (integralen) Menschen, der seine Aspekte nicht mehr abspaltet und auf andere projiziert, sondern in sich aufgenommen und sich mit ihnen versöhnt hat. Bei vielen Naturvölkern wie auch in vielen alten Kulturen ist der Übergang vom Kindesalter zum Erwachsensein von Initiationsriten begleitet, denen die jungen Menschen in der Pubertät unterzogen werden. Diese Hingabe des alten Ichs wird unter anderem auch durch das *Verschlungenwerden durch ein Ungeheuer* symbolisiert.

Eben dieses Motiv finden wir auch in „Hänsel und Gretel“: das drohende Verschlungenwerden durch den projektiv umgedeuteten Archetyp der matriarchalen Göttin lässt sich hier als Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenendasein verstehen, als Sterben des alten Ichs und Wiedergeburt des ganzen Menschen. Allerdings wird im Grimmschen Märchen ausschließlich der Aspekt des Verschlungenwerdens thematisiert, nicht jedoch der Aspekt der Wiedergeburt (der ja auch mit der matriarchalen Göttin verbunden ist), und so haben wir hier ein eindeutiges Indiz dafür, dass mit diesem Märchen patriarchale Normen transportiert und legitimiert werden: Durch (bewusste?) Auslassung des lebensspendenden Anteils der Initiation wird dieselbe nicht mehr zur reinen Erneuerung des Lebens, sondern zur „Bewährungsprobe“, die die Vernichtung von Leben bewusst in Kauf nimmt - ja, nehmen soll, weil ja nur „böses“ Leben vernichtet wird.

Hätten Hänsel und Gretel einem Naturvolk angehört, die Initiation wäre vermutlich so verlaufen, dass sie sich bereitwillig hätten verschlingen lassen, um dabei zu entdecken, dass es ihre eigenen Phantasien und Ängste waren, die sie „aufzufressen“ drohten. Sie hätten diese „Hexe“ liebevoll angenommen und die Reichtümer, die sie ihr im Märchen entwenden, wären unter allen aufgeteilt worden.

Was tun aber diese Kinder einer westlichen angehenden Industrienation? Zunächst versuchen sie, ihre eigene Seele zu überlisten, indem Hänsel durch Hinhalten eines Knochens statt des eigenen Fingers (wir erinnern uns an die „Mastkur“) den Moment des Verschlungenwerdens hinauszögert. Die Angst, die er während dieser vier Wochen im Käfig empfinden muss, mag in ihrer Intensität wohl dem Widerstand entsprechen, den er seinem Abschied von der Kindheit leistet. Zu guter Letzt wird die Initiation, das Verschlungenwerden durch die dunkle Göttin, tatsächlich vereitelt und in ihr Gegenteil verkehrt, und zwar durch die menschliche *Vernunft* in Gestalt Gretels, die die „Hexe“ überlistet und in den Ofen stößt. Und dies entspricht auf kollektiver Ebene auch der Leistung der Zivilisation, die mit dem Aufdämmern der patriarchalen, mentalen Bewusstseinsstruktur Herrin über die Natur und ihre magisch-numinose Göttin wird.

Von zentraler Bedeutung für die Geschichte ist jedoch der Tod des „Schattens“ in den Flammen: Feuer ist von alters her als reinigende Kraft bekannt, und so erhält die Absicht der „Hexe“, Hänsel und Gretel im Ofen zu braten, einen ganz neuen Aspekt, nämlich den der *Läuterung* der Psyche, durch die Konfrontation mit ihren Schattenanteilen in der Initiation. Statt diese zu vollziehen, wird hier jedoch der Schatten selbst ins Feuer geworfen, und dies ist durchaus rechtens, da es sich ja um eine „gottlose“ Hexe handelt - schaurige Analogie zur Inquisition, die ihre kollektiven Schatten auf dem Scheiterhaufen verbrannte (und ich vermute, die Institution Kirche wird mit dem überlieferten Wissen um die Qualität des Feuers durchaus vertraut gewesen sein).

Gerade diese Analogie macht einen Blick auf den Inhalt dieses Schattens um so zwingender. Was ist es denn, wovor die Kinder im Märchen sich so fürchten, und was ist es denn, was die Inquisition so gnadenlos verfolgte? Ich möchte es mir an dieser Stelle ersparen, den Anima-Begriff zu bemühen, vielmehr eine viel allgemeinere Definition dieses Schattens versuchen. Und danach ließe er sich wohl als das Prinzip der Lebenskraft identifizieren, das Prinzip der schöpferischen Kräfte der Natur, der - auch menschlichen - Urinstinkte, auch: der Sexualität, für die das erwachsen werdende Individuum Verantwortung übernehmen muss. In der projektiven Verzerrung: Die mysteriöse Gewalt, die den Zyklus von Leben, Tod und Wiedergeburt regiert, also für die Erschaffung von Leben den Tod in Kauf nimmt (und das unterscheidet die „Göttin“ von der Gewalt des Patriarchats, denn da dient der Tod nicht der Erschaffung von Leben, sondern der Zerstörung desselben, d.h.

allein sich selbst!), sich dabei nicht kontrollieren lässt und ergo böse ist. Der erwachsene Mensch beherrscht seine Instinkte, sobald er sie in der Initiation entdeckt und liebevoll angenommen hat. Verdrängt und dämonisiert erst, werden sie tatsächlich zu jenen zerstörerischen Mächten, als die man sie gefürchtet hat, da das Gesetz von der Wiederkehr des Verdrängten auch hier wirkt und sie sich dann durch eine „Hintertür“ Einlass in unser Leben sowie Gehör als „realisierter Schatten“ verschaffen (Die Gewaltexzesse in unseren Medien und auf unseren Straßen illustrieren dies recht drastisch, wie ich meine).

Gerade diese Verdrängung und Dämonisierung wird jedoch in Märchen wie „Hänsel und Gretel“ als patriarchaler Subtext mitgeliefert und als Norm verinnerlicht: Hier wird nicht nur die Integration des Schattens verweigert, er wird nicht nur verdrängt, sondern sogar eliminiert durch ein archaisches Ritual der „Reinigung vom Unreinen“. Wie wir sehen, ist die Initiation Hänsel und Gretel gründlich missglückt, und zugleich treten hier auch kollektive Angstbewältigungsmechanismen in Erscheinung, welche versuchen, die abgelehnten Anteile, die unkontrollierbaren Kräfte der Natur einfach zu vernichten, um sich nicht der Auseinandersetzung mit ihnen stellen zu müssen. Das vereinfachende Schwarz-Weiß-Denken des Märchens billigt und rechtfertigt diese Mechanismen, der moraldidaktische Aspekt des Märchens setzt neue Normen, die tatsächlich verlangen, dass der Schatten verdrängt werde, die Individuation missglücken soll. Denn mit der bloßen Vernichtung des Schattens ist tatsächlich die gesamte Individuation in Frage gestellt. Die letzte Phase, die „Entdeckung des Selbst“, des nach Jung dem Ich übergeordneten Seelenzentrums, kann erst nach Integration des Schattens geleistet werden. Insofern ist die Rückkehr Hänsels und Gretels nach Hause, mit der das Märchen schließt, auch keineswegs als glücklicher Abschluss eines Pubertätskonflikts zu werten, sondern, ganz im Gegenteil, als sein Scheitern. Versteht man den Schluss als Ausdruck der kollektiven Sehnsucht eines im 19. Jahrhundert aufstrebenden Bürgertums, sich die Natur, auch und gerade die eigene, untertan zu machen und das „Böse“ in Gestalt des Weiblichen zu beherrschen, so impliziert diese Sehnsucht die Verweigerung einer Integration der Natur, wie sie heutzutage in der Glorifizierung der Technokratie gipfelt, und - auf der psychischen Ebene - die Weigerung, den Pubertätskonflikt zu lösen und erwachsen zu werden.

Der Schatz, den Hänsel und Gretel im Haus der Hexe finden und der durchaus für das zu entdeckende „Selbst“ stehen könnte, muss nun ebenso in einem anderen Licht gesehen werden. Dieser positive Verstärker für gewalttätiges Verhalten ist von dem Begriff des „Selbst“ weit entfernt. Vielmehr drückt sich hier die bürgerliche Moral des „Vernichte, was Dir angst macht, bezwinde das Leben, und Du wirst reich sein und herrschen!“ sehr deutlich aus. Der Leser oder Zuhörer, der sich mit seinem Helden identifiziert, wird vermutlich genau diese Moral internalisieren - was um so gefährlicher ist, wenn es sich dabei um *Kinder* handelt, die ja heutzutage die Hauptadressaten von Märchen sind. Für mich stellt sich hier allerdings die Frage, ob wir uns heute eine solche Moral überhaupt noch leisten können.

Was in dem Märchen von Hänsel und Gretel als kulturgeschichtliches Energiefeld mitschwingt, ist eine Norm, die angesichts der Entwicklung der Menschheit hin zum integralen Bewusstsein untragbar wird. Die Aufforderung, die Natur zu vernichten, könnte heute zum globalen Ökozid führen; die Empfehlung, den Schatten zu verdrängen, endet bei einer wachsenden Anzahl von Menschen mit psychischen Erkrankungen oder Gewalttätigkeit. Die Entwicklung eines wirklichen Ich erfordert zwar durchaus die „Disziplinierung“ des Schattens, allerdings im - integralen - Sinne eines verantwortungsbewussten Umgangs mit ihm. Die Verdrängung und Vernichtung des Schattens, von den Brüdern Grimm implizit empfohlen, hat mit solch einem Umgang jedoch nicht das leiseste zu tun. Und so müssen wir das Märchen in seinen historischen Kontext zurückverweisen und ihm durch kritische Lesart Grenzen setzen, jene Lesart, die es als Spiegel der kollektiven Psyche eines Bürgertums im 19. Jahrhundert und als moraldidaktisches Instrument jesuitischer Prägung auffasst - nicht mehr und nicht weniger.

Anmerkung

(1) Ich verwende hier den tiefenpsychologischen, der Jungschen Schule entstammenden Schattenbegriff, wonach es sich beim Schatten um die „Dunkelheit des persönlichen Unbewussten“ handelt, die sich im kollektiven Unbewussten als „archetypisches Böses“ zeigt. Vereinfachend gesagt: Der Schatten besteht aus all jenen Anteilen, die von einer Kultur ausgegrenzt und verdrängt werden, weil sie nicht verstanden und also als Gefährdung empfunden worden sind.

Literatur

Gebser, Jean: Ursprung und Gegenwart, München 1992.

Geise, Gernot L.: Die Hexen. Die Verunglimpfung der Weisen Frauen, Wessobrunn 1995.

Jung, C. G.: Werke (ohne Rücksicht auf Verlagsort und Erscheinungsjahr).

Voss, Jutta: Das Schwarzmund-Tabu, Zürich 1988.

Whitmont, Edward: Die Rückkehr der Göttin, Reinbek 1993.

Märchen, Mythen und Paraphrasen

© Heinz Günther Birk; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 18/1996

Wie oft nehmen Eltern oder Großeltern ein Märchenbuch zur Hand, wenn die lieben Kleinen mal wieder nicht zu Bett gehen mögen. Da werden auch bei den Erwachsenen Erinnerungen an die eigene Kindheit wach. Meistens wimmelt es nur so von Hexen, Zwergen, Riesen und Kobolden. Natürlich glaubt niemand an den Wahrheitsgehalt solcher Erzählungen, „die Brüder Grimm hatten eben eine tolle Phantasie“. Den Kindern kann so etwas nicht schaden; immerhin besser als das schlimme Zeug im Fernsehen. Doch sind diese Märchen wirklich harmlose alte Schriften und demzufolge voll von Mythen und Allegorien?

Die Brüder Grimm - um gleich zu Anfang bei den im deutschsprachigen Raum bekanntesten Märchensammlungen zu bleiben - berichteten zu Anfang der Neuzeit vor allem Überlieferungen aus dem Mittelalter - verklausuliert natürlich, gab es doch zur damaligen Zeit nicht das uneingeschränkte Recht auf freie Meinungsäußerung.

Untersucht man nun die bekanntesten Märchen, wie beispielsweise das von Hänsel und Gretel, einmal näher, erkennt man schnell, dass dies keine harmlose Kindergeschichte ist. Schon das Aussetzen des Geschwisterpaares in einem finsternen Walderscheint recht grausam. Die Geschichte vom Auffinden des Hexenhauses sowie von der letztlich verbrannten „bösen“ Hexe nährt sich von der nicht allzu lange vor den Brüdern Grimm zu Ende gegangenen Hexenverfolgung. Es ist ein grausiges Fanal des Mittelalters: brennende Scheiterhaufen im Namen Jesus Christus', versteht sich. Würde sich nicht nur in diesem Märchen die Frage stellen, ob hier nicht der Versuch erkennbar ist, die Frau als Hexe, als an allem Unglück des Menschen schuldige, sündige Eva zu verurteilen, könnte man getrost zur Tagesordnung übergehen.

Doch dem ist nicht so! In ihrem lesenswerten Buch „Märchenhafte Gedanken“ versucht Gudrun Strüber (1) anhand ihrer Analysen nachzuweisen, dass es irgendwann eine fundamentale Veränderung der gesellschaftlichen Ordnung gegeben haben muss. „Vom Matriarchat zum Patriarchat“, so hat sie ihre Recherchen übertitelt (2). Besonders eindrucksvoll macht sie diesen elementaren Wertewandel am Beispiel des bekannten Märchens „Dornröschen“ deutlich.

Dort lädt ja der König anlässlich der Geburt seiner Tochter die weisen Frauen seines Reiches zum festlichen Bankett. Wir erfahren, dass es dreizehn weise Frauen gab, jedoch der König nur zwölf Gedecke zur Verfügung hatte. So verfuhr dieser also nach der Devise, besser zwölf als gar keine. Doch die Dreizehnte belegte das unschuldige Dornröschen mit einem Fluch, der sich schließlich in dem hundertjährigen Schlaf des ganzen Reiches erfüllte.

Schon hatte man wieder eine böse Hexe präsentiert. Frau Strüber geht sogar noch weiter, was für unsere Untersuchung noch einige Fragen aufwirft. Sie weist darauf hin, dass das Kalenderjahr ursprünglich in dreizehn Monate unterteilt war. Jeder Monat bestand aus 28 Tagen und war dadurch sowohl mit dem Mondumlauf als auch mit dem Zyklus der Frau identisch. Ein Jahr bestand somit aus 364 Tagen. Erst späterhin habe die Einteilung des Jahres in zwölf Monate mit unterschiedlicher Länge begonnen. Wenn wir also, wie Gudrun Strüber es tut, hier eine Umdeutung vom ursprünglichen Matriarchat zum Patriarchat sehen, können wir in unzähligen Märchen die böse, mit dem Teufel im Bunde stehende Hexe erkennen.

Ob in Europa oder im Orient - immer wieder wird die Verschlagenheit der weiblichen Schlange dargestellt. Doch dies ist nicht überall auf der Welt so. Wie zum Beispiel nordamerikanische Indianer, die Hopi, überliefern, stehen dort die alten und weisen Frauen in hohem Ansehen (3). Vor allem sind sie es, die die Geschichte ihres Volkes tradieren und bewahren. Besonders wenn man ethnologische Untersuchungen betrachtet, sind es vor allem Hochzivilisationen, bei denen die Änderung matriarchalischer Lebensweisen zu beobachten ist. Wenn diese Entwicklung also in prähistorischer Zeit relativ gleichzeitig eingetreten ist, muss die Frage gestellt werden, wo vor einigen tausend Jahren eine solche Hochkultur hergekommen sein könnte.

Man fand ja in vielen Teilen der Welt Figuren von Muttergottheiten, bei denen das weiblich-mütterliche Element besonders betont ist. In früheren Zeiten galten weise Frauen geradezu als heilig. Dies änderte sich offenbar mit dem Entstehen der ersten Hochkulturen in Sumer, Ägypten und Griechenland. Das Weibliche wurde nun zum Synonym für Feigheit und Hinterhältigkeit. So diskutierten tatsächlich noch vor wenigen Jahrzehnten Theologen darüber, was eine Frau denn sei. Ein Mensch nicht, dessen waren sich die Gelehrten sicher; aber inwiefern konnte man sie dem Tierreich zuordnen?

Nachdem ich in Frau Strübers Buch noch weitere Märchen, wie zum Beispiel „Der gestiefelte Kater“ fand, tauchte die Frage natürlich auf, ob es nicht auch in heiligen Schriften oder in historischen Überlieferungen Bestätigungen für ihre Besprechungen gibt. Tatsächlich fand ich solche Hinweise überreichlich. Der griechische Historiker und Reiseschriftsteller Herodot berichtet solches.

Als der ägyptische Pharao Psammentich ein großes Heer sammelte, um Kanaan zu unterwerfen, soll einer der gegnerischen Stadtstaaten in der weisen Analyse der eigenen Chancenlosigkeit dem Pharao die Kapitulation angeboten haben. Dies gefiel dem Sohn der Sonne nicht, brachte ihn eine solche Feigheit doch um den Ruhm des Sieges. Um dieses Verhalten aller Welt in gebührender Form kundzutun, ließ Psammentich in große Steine eine weibliche Scham einmeißeln. Herodot beschwört dem Leser, dass diese Geschichte wahr sei. Er selbst, so der Grieche, habe noch

einen solchen Stein gesehen. Dies war die völlige Umdeutung der zuvor verehrten weiblichen Synonyme wie Mütterlichkeit, Weisheit und Güte in verwerfliche schandbare Feigheit. So wie Herodot dies berichtet, muss man davon ausgehen, dass der Begriff „Weib“ in der gesamten damaligen Welt bereits negativ besetzt war.

Doch wenden wir uns nun einem anderen Märchenbuch zu. Mancher wird sich allerdings wundern, denn gemeint ist das Neue Testament.

Die synoptischen Evangelien berichten über die arme Sünderin Maria von Magdala. In wie vielen Bibelstunden und Predigten musste diese Frau als Sünderin ihren Kopf hinhalten. Von sieben Dämonen musste Jesus diese „verruchte“ Person befreien.

Nehmen wir hingegen das Evangelium nach Johannes zur Hand, sieht die Geschichte völlig anders aus. Dort erfahren wir, dass Jesus samt seinen Jüngern und seiner Mutter (Frauen werden, wenn überhaupt, in jüdischen Schriften immer zuletzt erwähnt) zu einer Hochzeit in Kanaan geladen war. Dort teilte die Mutter Maria ihrem Sohn Jesus mit, dass die Gäste keinen Wein hätten. Dies ist allerdings verdächtig. Schon seit alters her ist es die Aufgabe der Eltern von Braut oder Bräutigam, für das leibliche Wohl der Gäste zu sorgen. War dies also in Wirklichkeit die Vermählung des Herrn selber? Was sollte späterhin auch eine völlig fremde Frau am Kreuz Jesu? Haben wir hier auch den Grund dafür, dass viele Kirchen in Frankreich, Spanien, im koptischen Ägypten, ja selbst in Äthiopien dieser Maria von Magdala geweiht sind?

Wenn Maria von Magdala mit der Maria von Bethanien identisch ist (wofür eine ganze Reihe von Indizien sprechen), der Frau, welcher der Herr auf den Mund küsste, müssten wir vermuten, dass irgendwer die heiligen Schriften umgedeutet hat. Pontius Pilatus soll, nachdem er Jesus verhört und verurteilt hatte, anlässlich des Pessahfestes dem Volk die Befreiung eines verurteilten Übeltäters angeboten haben. Das Volk, das kurz zuvor den in Jerusalem einziehenden Jesus mit Hosianna begrüßt hatte, entschied sich für den Schwerverbrecher Barabas. Im Gegensatz zu seinen „Kollegen“ bezeichnet Markus diesen Barabas als besonderen Gefangenen (4). Sollte der Name Barabas (Sohn des Vaters) eine Korruption von Ber Rabbi, einem hochgestellten jüdischen Lehrer, gewesen sein, könnte dieser auch der Sohn des beklagten Jesus sein. Hatte das Volk, das vielleicht in die Dynastie Davids große Hoffnungen setzte, somit die furchtbare Wahl zwischen Vater und Sohn?

Da die heilige Schrift über die Kindheit Jesu nicht viel erzählt, schauen wir in apokryphen Schriften (5) nach. Das Kindheitsevangelium nach Thomas, gefunden im ägyptischen Nag Hammadi, hilft uns weiter. Dort wird geschildert, wie die Mutter des Herrn als Dreijährige von ihren Eltern dem Dienst im Tempel von Jerusalem geweiht wurde. Das ganze Volk Israel jauchzte und jubelte und der Herr segnete das Kind, so steht es geschrieben. Natürlich ist klar und das ist für uns wichtig, dass das Priestertum zur damaligen Zeit niemals Frauen zum Tempeldienst zuließ. Der Verdacht, es handele

sich hierbei in Wirklichkeit um die Weihe für die ägyptische Isis, liegt nahe. Der Evangelist Lukas spricht von einer Tochter Aarons, deren Vater, laut Exodus, zum „Gott erhoben“ wurde. War Aaron ägyptischer Priester und Maria die Gattin des Herrn und gleichzeitig Priesterin der Isis? Das Priestertum stand bei den Juden standesgemäß über der Königsdynastie. Musste daher die Gefährtin des Herrn (siehe Petrus-Evangelium) zur „Sünderin“ und sein Sohn Bar-Abbas zum Schwerverbrecher werden? Wieso verriet Judas Ischariot den Herrn für dreißig Silberlinge, als dieser mit seinen Jüngern, für alle sichtbar, im Garten Gethsemane lehrte? Ist dieser Judas vielleicht mit dem mysteriösen Zwillingsbruder des Herrn identisch, dem Zwillingsbruder des Herrn? Eine spannende Märchengeschichte.

Doch es gibt auch Paraphrasen. So bezeichnet man einige gnostische Schriften, die man unter anderem auch in Berlin sehen kann. Eine dieser Paraphrasen-Schriften ist der Papyrus 502, welcher sich nicht in Nag Hammadi fand. Werner Ekschmitt (6) stellt anhand dieses Textes die Unsinnigkeit gnostischer Tradierung vor und meint zugleich, dass daran jeder erkennen möge, dass der Titel „Paraphrase“ dafür zu recht gewählt wurde. Dort würde, und dies erwähnt Ekschmitt explizit, von einer „umwölkten Jungfrau“ bzw. „Hymen“ gesprochen. Eine klassische Paraphrase?

Dies scheint so. Jedoch teilt der Franzose Charpentier (7) dem erstaunten Leser mit, dass die größten französischen Kathedralen, aus der Luft betrachtet, das Sternbild der Jungfrau bilden. Virgo, die Jungfrau, ist nicht weit vom Orion-Nebel entfernt. Ist diese Nebel-Wolke gemeint? Denn hier hätten wir ein „umwölktes Hymen“. Heißt das vielleicht, dass alle heiligen Jungfrauen, Mütter von Heiligen wie Noah, Buddha, Krishna oder Jesus als Heimatadresse Virgo haben? So fand sich unterhalb der Kathedrale von Chartres ein alter Birnbaum, aus dem die heilige Mutter mit dem Kind geschnitzt war. Eine C-14 Analyse erbrachte ein Alter von 2.500 bis 2.600 Jahren.

Howard Carter, welcher 1923 das Grab Tut-Ench-Amuns im Tal der Könige fand, glaubte wohl auch an ein Märchen, als er staunend ein Wandfresko erblickte, das die heilige Familie zeigte - Heiligenscheine inbegriffen; und das lange vor Christi Geburt. Was wäre also, wenn das Märchen „Dornröschen“ in Wirklichkeit eine Botschaft beinhaltet? Die Dornenkrone als Symbol für den göttlichen Messias und das Röschen als Synonym des priesterlichen Messias? Bedeutet der Schwan in der großen Wagner-Oper „Parzival“ genau das, was die „Qumran-Essener“ als Messias aus den Häusern David und Aaron erwarteten? Dann hätte die üble Verfolgung der weisen Frauen bis hin zur Hexe in „Hänsel und Gretel“ nichts Märchenhaftes mehr an sich.

Es wäre einmal eine friedliche Welt des Matriarchats. Märchen haben wohl häufig einen realen Hintergrund. Die Verfolgung der Erben des Grals, des Blutes Christi sowie die furchtbare Blutspur durch die Jahrhunderte der Heidenbekehrung hinweg verderben die märchenhafte Stimmung!

Anmerkungen

- 1 Märchenhafte Gedanken, Gudrun Strüber, Eigenverlag Bilshausen,
 - 2 in EFODON SYNESIS Nr. 14/1996
 - 3 Kasskara und die sieben Welten, Josef Blumrich, Knaur Taschenbuch
 - 4 Der heilige Gral und seine Erben, Lincoln/Baigent/Leigh, Bastei Lübbe
 - 5 Die Apokryphen, Weidinger, Pattloch Verlag
 - 6 Ugarit, Qumran, Nag Hammadi, Werner Ekschmitt
 - 7 Die Geheimnisse der Kathedrale von Chartres, Louis Charpentier, Reinbek bei Hamburg
-
-

Die chinesischen Siegel Irlands

© Horst Friedrich, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 18/1996

Charles Fort (1), der große Bspötteler unserer zeitgenössischen Schulwissenschaft - und jeglicher Art von Scholastik (2) - freute sich stets königlich, wenn er auf die Spur von unbezweifelbaren Fakten kam, die nicht ins schulwissenschaftlicherseits verkündete Weltbild passten. So ließ er es sich auch nicht entgehen, mit sarkastischem Unterton - aber unter Berufung auf eine wissenschaftlich höchst achtbare Quelle (die PROCEEDINGS der ROYAL IRISH ACADEMY) - über ein von der Schulwissenschaft heute am liebsten totgeschwiegenes Rätsel des vorgeschichtlichen Irland zu berichten. Auch sein so erfolgreicher Nachfolger im Geiste David Childress (3) vergisst nicht, das verdrängte „Skelett“ aus dem „Keller“ zu holen und hörbar damit zu klappern.

Die Rede ist hier von dem Faktum, dass man - weit verstreut über Irland (in Wäldern, Mooren und einem Flussbett) - auf der Grünen Insel eine große Zahl archaisch-chinesischer Siegel, mit entsprechenden Schriftzeichen, gefunden hat. Bereits 1852 hatte man rund sechzig Stück gefunden. Diese Funde geben bis heute ein unlösbares Rätsel auf. Zwar war, den irischen Überlieferungen zufolge, die vorkeltische Prähistorie Irlands außerordentlich kompliziert, mit vielen maritimen „Transfusionen“ aus fernen Ländern. Aber an direkte Kontakte zwischen Irland und Alt-China, am anderen Ende der eurasischen Landmasse, zu glauben, erschien unrealistisch. Besonders auch in Verbindung mit dem Faktum, dass die rätselhaften Artefakte nur in Irland gefunden wurden.

Childress denkt an chinesische Übersee-Expeditionen nach Irland. Ein wichtiger Hinweis in einem anderen seiner Werke (4) könnte uns aber auf eine realistischere - viel kürzere - „Transfusions“-Route für diese „archaisch-chinesischen“ Siegel führen. Er beschreibt dort „olmekische“ oder „Proto-Maya“-Siegel von der Pazifikküste Guatemalas, die nahezu identisch mit altchinesischen sind. Dass die „Olmeken“ mit Alt-China (Shang-Dynastie) enge Verbindungen hatten, ist recht wahrscheinlich (5). Haben also die „Olmeken“ diese Siegel über den Atlantik nach Irland gebracht? Das würde zu der Spekulation von Charroux (6) passen, die Thuata de Danann - eine der altirischen überseeischen „Infusionen“ - seien Maya aus Mittelamerika gewesen. Dem Verfasser ist nicht bekannt, worauf Charroux seine Spekulation begründet. Er hat auch noch keine zuverlässigen Abbildungen jener in Irland gefundenen „archaisch-chinesischen“ Siegel in Händen gehalten. Seine Zeit erlaubt auch keine weiteren Nachforschungen. Vielleicht finden die rätselhaften Artefakte aber andere interessierte Liebhaber!

Anmerkungen

1 „The Books of Charles Fort“, published by the Fortean Society, New York 1957, S. 159-160. Der Teil des Magnum opus, um den es sich hier handelt, erschien bereits 1919.

2 Unter „Scholastik“ versteht man eine dogmen-gebundene Schulwissenschaft, speziell meist die Scholastik des Mittelalters. Forschungen, welche die Dogmen („Paradigmata“) infrage stellen, werden darin nicht geduldet. In diesem Sinne kann man große Teile unserer zeitgenössischen Schulwissenschaft als Neo-Scholastik bezeichnen.

3 David H. Childress: „Lost Cities of Atlantis, Ancient Europe & the Mediterranean“, Stelle/Illinois (USA) 1996, S. 439.

4 David H. Childress: „Lost Cities of North & Central America“, Stelle/Illinois (USA) 1992, S. 76

und Abb. zwischen S. 86/95.

5 Hierzu etwa Cornelia Giesing: „Das vorkolumbische Amerika aus circumpazifischer Sicht“, in: Wolfgang Stein (Hrsg.): „Kolumbus oder wer entdeckte Amerika?“, München 1992 (herausgegeben namens des Staatl. Museums f. Völkerkunde München!).

6 Robert Charroux: „Lost Worlds“, Glasgow 1973, zitiert in David Childress: op. cit. 1996, S. 425.

In diesem Sinne möchten wir unsere SYNESIS-Leser fragen, ob vielleicht jemand mehr von diesen merkwürdigen Siegeln gehört hat. Auch für diejenigen, die in jene Gegend kommen, wäre es vielleicht interessant, mehr über die Siegel zu erfahren, und dies uns für die anderen SYNESIS-Leser mitzuteilen!

Die Redaktion

Das Rätsel der Chaldäer

© Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 18/1996

Wer waren die in der ganzen Welt des Altertums - vor allem wegen ihres Handelsgeistes und ihres Wissens - berühmten Chaldäer? Unsere einschlägigen Schulwissenschaften bringen dazu viel Inkohärentes und Widersprüchliches vor. Ihre Aussagen scheinen viel zu stark von scholastischen Lehrmeinungen und Bibelfundamentalismus gefärbt. Man gewinnt keinen wirklich überzeugenden Durchblick. Nicht einmal darüber, was für eine Sprache sie gesprochen haben, herrscht Einigkeit.

Dergleichen ist stets ein Signal, dass man sich besser anderswo - außerhalb der organisierten Schulwissenschaft - nach einer überzeugenderen Alternative umsehen sollte! Die beiden Hauptschlüssel dazu werden, meine ich, ja schon seit Jahren von zwei großen, nonkonformistischen Außenseiter-Forschern parat gehalten: Heinsohn (1) und Heyerdahl (2).

angebliche
„Sumerer des -3 .
Jahrtausends“ = Chaldäer des
-1. Jahrtausends

Akzeptieren wir zumindest zunächst einmal versuchsweise die berühmte Gleichung Heinsohns und sehen wir, wohin sie uns führt!

Wie Heyerdahl überzeugend darlegt, ist die „sumerische“ Zivilisation einer von weither in Mesopotamien anlangenden maritimen „Transfusion“ geschuldet (3). Das Hochkultur-Elemente mitbringende ethnolinguistische Superstrat der „Sumerer“ kam von Übersee! Und die Hochkultur-Elemente wurden als komplettes „Paket“ von Übersee mitgebracht! Da nun aber, nach Heinsohn, statt „Sumerer“ stets „Chaldäer“ zu lesen ist, wäre festzuhalten:

Ergebnis Nr. 1:

Die Chaldäer kamen als „maritime
Transfusion“ nach Mesopotamien!

Aber woher genau? Nach Heyerdahl war die „Sumerer“-/Chaldäer-Heimat Dilmun. Wo lag Dilmun? Heyerdahl hilft uns hier nicht weiter, denn er ist da einem schulwissenschaftlichen, gänzlich unwahrscheinlichen Dogma auf den Leim gegangen (Dilmun = Bahrain). Heinsohn hat aber sehr überzeugend gezeigt, dass Dilmun Indien war (4). Hiernach wäre festzuhalten:

Ergebnis Nr. 2:

Die Chaldäer kamen auf dem Seewege aus Indien nach Mesopotamien!

Und zwar um -1050, Heinsohn zufolge. Nun aber beginnt das große Rätselraten! Woher aus Indien? Der Subkontinent ist groß. Woher genau könnte das fröhdynastische, „sumerische“ Chaldäa (nach Heinsohn von -1050 bis um -700) seine Zikkurats, seine Götterwelt, seine fantastische Stadtplanung, seine hochseetüchtigen genialen Binsen-Frachtschiffe, seine Astronomie-Astrologie (5) etc. bezogen haben? Ist eine Verbindung mit dem protohinduistischen Indien denkbar? Zwischen der chaldäischen Götterwelt einerseits und der vedischen Kosmogonie und dem hinduistischen Pantheon andererseits scheinen Welten zu liegen (6). Oder existieren doch Verbindungen?

Wechseln wir über zur Linguistik, zur vergleichenden Sprachwissenschaft! Welche Sprache sprachen die Chaldäer? Was sagen unsere - die schulwissenschaftlichen Dogmen widerspiegelnden - Wörterbücher hierzu? Nach dem DUDEN (7) ist „Chaldäa“ lediglich ein anderes Wort für „Babylonien“ und waren die Chaldäer Aramäer, d. h. sie waren ein Volk, das eine „west-semitische“ (8) Sprache als Umgangssprache verwendete. Ähnlich definiert der COLLINS (9) die Chaldäer als ein semitisches Volk, das im -8./-7. Jahrhundert das südliche Babylonien beherrscht hätte.

In ethnolinguistisch ähnliche Richtung deutet das Fazit der Überlegungen des großen Außenseiter-Gelehrten E. Morgan Kelley (10): „*Die Chaldäer sind möglicherweise identisch mit den ‚Atlanto-Semiten‘*“.

Zu einem ganz anderen Ergebnis gelangt Kurt Schildmann (11), SYNESIS-Lesern von seiner linguistischen Großtat der Entzifferung der Induskultur-Schrift als Sanskrit (12) bekannt. Nach ihm handelt es sich beim „Sumerischen“ - wir lesen hier wieder „Chaldäischen“ - um eine indogermanische Sprache!

Schon am Ende des Barock-Zeitalters, im Jahr nach dem Ausbruch der Französischen Revolution, hatte Th. J. Ditmar in einem in der Tat „barocken“ kleinen Werkchen Ähnliches behauptet, nämlich eine Verwandtschaft der Chaldäer mit den alten Iranern (13). Auch seien beide Licht- respektive Feuer-Verehrer gewesen.



Noch verwirrter wird man, wenn man - rekapituliert bei Heinsohn (14) - liest, wie zunächst die Lehrmeinungen zur Sprache der Chaldäer ausgesehen hatten, bevor die Schulwissenschaft (durch Chronologie-Manipulation) eine Verdoppelung oder Widerspiegelung der Chaldäer in den ihnen angeblich 2.000 Jahre vorausgehenden „Sumerern“ erfand. Zunächst war vorgeschlagen worden, die Sprache „Kasdo-Skythisch“ (nach hebr. Kasdim = Chaldäer) zu nennen. Henri Rawlinson hingegen hatte „Hamitisch“ vorgeschlagen, gab diesen Vorschlag aber später zugunsten von „Chaldäisch“ (oder Proto-Chaldäisch) wieder auf.

Schlägt man in der Spezialliteratur unter „Sumerer“ und „Chaldäer“ nach, wird die Sache noch verwirrender! Ein Nachschlagewerk bezeichnet die Chaldäer als Aramäer, also „West-Semiten“ (15), während es bei den „Sumerern“ Affinitäten zur vorindoeuropäischen Bevölkerung Indiens vermutet und ihnen eine agglutinierende Sprache unterstellt (16). Ein anderer Autor versteigt sich gar zu der Behauptung, die „sumerische“ Sprache zeige keinerlei deutlich erkennbare Verwandtschaft mit irgendeiner lebenden oder toten Sprache (17). Als würde so etwas überhaupt möglich sein! Immer wieder hat sich gezeigt, dass - was ja nach dem gesunden Menschenverstand auch zu vermuten ist - die angeblich „isolierten“ Sprachen eben doch Verwandte haben. Und der Münchener assyriologische Ordinarius D. O. Edzard fällt zur Sprache der „Sumerer“ das salomonische, enttäuschende Urteil (übersetzt): „Die linguistische Zugehörigkeit ihrer Sprache ist unbekannt, und Versuche, sie mit modernen Sprachen oder Sprachfamilien in Verbindung zu bringen (Türkisch, Ungarisch, Sino-Tibetisch etc.) können nicht überzeugen ...“ (18).

Wie kann es sein, dass die Linguisten sich nicht darüber einigen können, ob eine bestimmte Sprache - hier das „Sumerische“, Chaldäische - zur semitischen, hamitischen, indogermanischen, ural-altaischen oder sinotibetischen Sprachfamilie gehört? Diese - angeblich existierenden - Sprachfamilien sind doch - angeblich - klar voneinander unterscheidbar!

Irgend etwas muss hier faul sein! Entweder hat man überhaupt keinen Durchblick zu den diversen ethnischen Sub- und Superstraten und „Infusionen“ (mit daraus resultierender Sprachvermischung) im alten Mesopotamien. Oder ist vielleicht die schulwissenschaftliche Vorstellung von „Sprachfamilien“ nur ein unhaltbares scholastisches Konstrukt, von dem die Sprachforscher sich haben hypnotisieren lassen? Der verdienstvolle, große Außenseiter Arnold Wadler, der weltweit (!) vergleichende Wort- und Sprachforschung betrieben hatte, hatte ebendies behauptet (19).

Ähnlich misstrauisch scheint E. Morgan Kelley (20) dem Konzept von „Sprachfamilien“ gegenüber zu stehen. So schreibt er (übersetzt) etwa: *„In der Tat sind sich viele Gelehrte schon seit langem dessen bewusst, dass das Ur-Indoeuropäische oder Ur-Indogermanische ... wohl weniger eine spezifische Sprache war als vielmehr ein Amalgam älterer linguistischer Charakteristika mehrerer unterschiedlicher Gruppierungen“*. Das heißt, um die Sache ganz direkt zu benennen, dass es überhaupt kein Ur-Indogermanisch gab und mithin auch keine indogermanische oder indoeuropäische Sprachfamilie geben kann! Und ganz identisch wird der Fall wohl - bedenkt man die weitgehend „scholastische“ Natur unserer Lehrmeinungen - bei den anderen, gewissermaßen ganz nach Laune postulierten „Sprachfamilien“ gelagert sein.

Der Verfasser meint, aus diesem Status quo, respektive diesem Sich-nicht-einigen-Können der Sprachforscher, legitim als versuchsweises Fazit ziehen zu dürfen das

Ergebnis Nr. 3:

Die Sumero-Chaldäer benutzten als Lingua franca eine Kreolsprache.

Was ist eine „Kreolsprache“? Man versteht darunter Sprachen, die entstehen, wenn linguistisch stark heterogene multiethnische Amalgame durch gegenseitige Beeinflussung ganz unterschiedlicher Sprachen allmählich eine gemeinsame Umgangssprache entwickeln (21). Diese Lingua franca wird dann - je nach Bevölkerungsanteil und „Charisma“ der Amalgam-Bestandteile - eine Mixtur ganz unterschiedlicher linguistischer Elemente (Wortschatz, Sprachstruktur, Ausdrucksweise) darstellen, an der sich die Klassifikations-Sucht der Linguisten ganz vergeblich abmühen wird.

Die Frage ist nun allerdings: Brachte die in Mesopotamien vom indischen Subkontinent anlangende sumero-chaldäische „maritime Transfusion“ diese Kreolsprache bereits mit, oder bildete diese sich erst - durch Amalgamierung des „autochthonen“ Substrats mit dem anlangenden Superstrat (22) - an Euphrat und Tigris aus? Wir wollen nun Ergebnis Nr. 3 im Raum stehen lassen und sozusagen einen direkten Vorstoß von Ergebnis Nr. 2 zum indischen Subkontinent wagen.

Welche Regionen der Subkontinente könnten geeignete Kandidaten sein, dass von dort aus um -1050 eine (proto-) sumero-chaldäische „Transfusion“ nach Mesopotamien ihren Ausgang nahm? Nach unserem heutigen Wissen kommen dafür nur zwei Regionen in Betracht: die „Indus-Kultur“ und die verschollene, hoch entwickelte Zivilisation des präbuddhistischen Ceylon/Sri Lanka (23).

Behandeln wir zuerst die „Induskultur“. Da Heinsohns Gleichung „Sumerer“ = Chaldäer wohl kaum aus den Angeln zu heben sein wird, und zwischen der „Induskultur“ und „Sumer“ (=Chaldäa) enge Beziehungen bestanden, werden wohl beide nach -1050 parallel existiert haben. Heinsohn (24) zufolge war die angebliche „Induskultur“ die proto-hinduistische - nach Schildmann (25) bereits Sanskrit schreibende - indische Satrapie des Perserreiches, das sich ja auch Chaldäa (Babylonien) einverleibt hatte. Er stützt seine These mit dem Hinweis, dass das buddhistische Mohenjo-Daro direkt auf der Stadt aus der „Induskultur“-Zeit liegt, ohne den geringsten Hiatus und sogar mit kultureller Kontinuität. Nach Heinsohn sind also die „Induskultur“ und „Sumer“ = Chaldäa gleichzeitig nach -1050 entstanden, sie sind gleich alt. Die „Induskultur“ scheidet demnach also als Heimat-Region der in Mesopotamien anlangenden sumero-chaldäischen „Transfusion“ aus.

Es bliebe dann, als einzige realistische Möglichkeit, die „Mega-Kultur“ (wie Heyerdahl sie nennt) auf Ceylon, die präbuddhistische - Mesopotamien wie Alt-Ägypten technologisch weit überlegene - Zivilisation des alten Sri Lanka! Wir formulieren daher versuchsweise als

Ergebnis Nr. 4:

Die (Proto-) Chaldäer kamen um -1050 zur See von Ceylon nach Mesopotamien.

Es würde dann die These nahe liegen, dass Dilmun ursprünglich der Name von Ceylon war, später darunter aber auch andere Teile des Subkontinents - speziell auch die „Induskultur“ - inbegriffen wurden. Vielleicht war auch die „Induskultur“, ebenso wie Chaldäa, ein Ableger der prähistorischen „Megakultur“ auf Sri Lanka. Vielleicht ist sogar die Spekulation nicht ganz haltlos, ob nicht vielleicht einige Elemente des Proto-Hinduismus aus dem prähistorischen Ceylon stammen. Wie auch vielleicht einige Elemente der chaldäischen („sumerischen“) Religion.

Das Bedauerliche ist nur, dass bisher über diese „Megakultur“ des prähistorischen Ceylon noch viel zu wenig bekannt ist, ihre Erforschung erst in den Anfängen steckt, wie bei Heyerdahl nachzulesen. Wir werden hierzu also noch etliche Zeit im Dunkeln tappen müssen.

Im Zusammenhang mit den Chaldäern und ihrer „Ur“-Heimat sollten wir auch die Phönizier und deren „Ur“-Heimat nicht aus dem Auge verlieren. Sie wurden oft in einem Atemzug mit den Chaldäern genannt, ihre ethnische Einordnung macht - wie bei den Chaldäern - Schwierigkeiten, und auch sie wurden - ähnlich den Chaldäern - wegen ihres Unternehmungs- und Handelsgeistes und ihres (nautischen und geografischen) Wissens hochgeachtet. Touchet (26) macht darauf aufmerksam, dass die „Ur“-Heimat der (Proto-) Phönizier möglicherweise im Westen lag und dass - vollkommen kompatibel mit U. Topper

(27) - das uralte Cadiz am Atlantik höchstwahrscheinlich das ursprüngliche Tyrus der Phönizier war.

Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit waren die Phönizier sowohl im Atlantik wie im Indischen Ozean aktiv. Der Verfasser möchte - in Anlehnung an E. Morgan Kelley (28) - die These beisteuern, ob nicht die (Proto-) Phönizier vielleicht ganz einfach nur die Überseehandels-Organisation, die „Hanse“, der Chaldäer waren? Kelley spricht von den „seefahrenden Handelsvölkern, die mehrere Jahrtausende lang überall auf der Erde aktiv waren“ (S. 15) und sagt zu den Chaldäern: „Da sie kein eigentliches Heimatland hatten und mit Überseehandel zu tun hatten, könnten sie eine östliche Version der legendären Pochteca der Maya sein. Das ‚Land der Chaldäer‘ in Mesopotamien wurde wegen der Seeverbindungen etabliert (Jesaja 23/13)“. Unwillkürlich denkt man an die „Redin“, jenes Seefahrer- und Kulturbringer-„Volk“, das in Heyerdahls MALDIVE MYSTERY eine so prominente Rolle spielt. Waren es Proto-Phönizier oder Proto-Chaldäer? Wie auch immer, jedenfalls glaubt der Verfasser, seine provisorischen Betrachtungen zu diesem verwickelten Themen-Komplex abschließen zu dürfen mit dem

Ergebnis Nr. 5:

Das Chaldäer-Rätsel ist untrennbar verquickt mit jenen „Proto-Phöniziern“ etc., von denen Heyerdahl und Kelley sprechen.

Eine Schlussbemerkung! Es verdichten sich stark die Anzeichen, dass auch die angebliche „arisch“-indogermanische - über die nordwestlichen Bergketten kommende - Invasion Indiens in den Bereich schulwissenschaftlicher Legendenbildung gehört (29). Indoeuropäische Sprachen gibt es in Indien aber mehr als genug: Hindi, Urdu, Bengali etc., natürlich Sanskrit, und auf Ceylon Singhalesisch. War die Sache am Ende umgekehrt: Haben sich die „Indoeuropäer“ von Indien her ausgebreitet? Oder gelangten diese Sprachen von irgendwo aus dem Westen - etwa dem iberatlantischen Westen Europas - auf maritimen Routen nach Indien? Manches spricht dafür, dass dieser iberatlantische Westen Europas einst eine enorm fruchtbare Völker-Gebärmutter war, nicht nur für hamitosemitische Völker, sondern auch für Indoeuropäer. Auch auf solche Weise ließe sich ein indoeuropäisches Element im „Sumerischen“ respektive Chaldäischen erklären. Man sieht, auch so gesehen muss man allerhand Fragezeichen zu den „gelehrten Märchen-Erzählungen“, die unsere „Indogermanen-Scholastik“ so von sich gibt, anbringen! (30)

Anmerkungen

1) Gunnar Heinsohn: „Die Sumerer gab es nicht“, Frankfurt a. Main 1988.

2) Thor Heyerdahl: „Tigris“, München 1979; ders.: „The Maldive Mystery“, Bethesda/Maryland (USA) 1986

(deutsch: „Fua Mulaku“, München 1986).

3) Der Verfasser hat den Amalgam- und Überlagerungscharakter jeglicher Hochkultur demonstriert in Horst Friedrich: „Die Entstehung von Ober- und Unter-Ägypten in diffusionistischer Sicht“, in: EFODON SYNESIS Nr. 9/1995.

- 4) Gunnar Heinsohn: „Wer herrschte im Indusland?“, Gräffling 1993.
- 5) Hierzu sehr nachdenklich machend Werner Papke: „Die Sterne von Babylon“, Bergisch Gladbach 1989
(besonders wenn zusammengehalten mit der Heinsohnschen Chronologie-Verkürzung).
- 6) Hierzu ist hilfreich Armin Risi: „Gott und die Götter“, Zürich/Berlin 1993.
- 7) DUDEN Deutsches Universal-Wörterbuch, Mannheim/Wien/Zürich 1989.
- 8) Hierzu sollte die wohlfundierte These Jacques Touchets berücksichtigt werden, wonach die Völker semitischer Sprachen mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem iberischen Westen stammen (publiziert unter dem Titel „La Grande Mystification“ in MEDITERRANEA Nr. 29/1988 - Nr. 47/1992, Carcassonne).
- 9) COLLINS Dictionary of the English Language, London/Glasgow 1985.
- 10) E. Morgan Kelley: „The Metaphorical Basis of Language“, Lewiston/New York (USA) etc. 1992 (Fußnote 40, S. 244). Prof. Kelley neigt sehr der oben (Fußnote 8) zitierten These Touchets zu. Ähnliches sagt der Münchener Ordinarius Prof. Theo Vennemann im Begleitbrief zu seiner Studie „Etymologische Beziehungen im Alten Europa“ (in: DER GINGKO-BAUM, Germanist. Jahrbuch f. Nordeuropa, Helsinki 1995): Die Sprachen der altwesteuropäischen (von Marokko bis Südkandinavien reichenden) Megalith-Kultur lassen eine besonders enge Verwandtschaft zum Semitischen erkennen. Hierzu auch J. Touchet: „Confrontations linguistiques“, in: MEDITERRANEA Nr. 33/1989.
- 11) „Die gemischt phönikisch-persisch-chaldäisch = sumerischen Expeditionen um -500 nach Mittelamerika“, in: VORZEIT-FRÜHZEIT-GEGENWART Nr. 1/1990.
- 12) „Die Indusschrift ist entziffert!“, in: EFODON SYNESIS Nr. 5/1994.
- 13) Theodor Jakob Ditmar: „Über das Vaterland der Chaldäer und Phönicier“, Berlin 1790.
- 14) Heinsohn: op. cit. 1988 (S. 8).
- 15) Unter „West-Semiten“ versteht die Schulwissenschaft die westlich von Mesopotamien lebenden semitischen Völker, während für Nonkonformisten wie J. Touchet und O. V. de L. Milosz alle Semiten „West-Semiten“ sind, nämlich aus dem iberischen Westen stammend.
- 16) Freydank/Reineke/Schetelich/Thilo: „Der Alte Orient in Stichworten“, Wien 1979.
- 17) Georges Roux: „Ancient Iraq“, London 1964 (S. 76).
- 18) D. O. Edzard: „The Sumerian Language“, in: „Civilizations of the Ancient Near East“, Vol. IV, New York 1993.
- 19) Arnold Wadler: „Der Turm von Babel“, 2. Auflage, Wiesbaden 1988; ders.: „Germanische Urzeit“, Reprint Wiesbaden 1980.
- 20) Kelley: op. cit., Fußnote 5/S. 156.
- 21) Hierzu sehr aufschlussreich von Theodora Bynon: „Historische Linguistik“, München 1981 (S. 230 f., 245-249).
Vgl. auch Horst Friedrich: „Ethnien und morphische Felder - Volk, „Rasse“, Sprache, Land“ und „Sprachstammbaum und Kataklysmen“, beide in: VORZEIT-FRÜHZEIT-GEGENWART Nr. 4-5/1992.
- 22) Wobei sowohl das Substrat als auch das anlangende Superstrat bereits ein jeweils multiples ethnolinguistisches Amalgam gewesen sein können.
- 23) Heyerdahl: op. cit. 1986 (S. 269-280 der deutschen Ausgabe).

- 24) Gunnar Heinsohn: „Wer herrschte im Indus?“, Gräfelfing 1993.
- 25) Schildmann: op. cit. 1994.
- 26) „La Grande Mystification“, vgl. Fußnote 8.
- 27) Uwe Topper: „Das Erbe der Giganten“, Olten/Freiburg 1977, passim.
- 28) Kelley: op. cit.
- 29) Vgl. hierzu Risi: op. cit., „Die Legende von der Arier-Invasion in Indien“ (S. 386-389).
- 30) Ich bin Dr. Otto Ernst, Leverkusen, für seinen in ZEITENSPRÜNGE 1/96 publizierten Beitrag „Zur Herkunft der Chaldäer“ dankbar. Obwohl seine Vermutung - Chaldäer aus Anatolien - der meinen diametral entgegengesetzt ist, las ich seine Arbeit dennoch aufmerksam. Sie war der letzte Anstoß, schon längere Zeit Bedachtes in Form des hier vorgetragenen - durchaus provisorischen - „Szenarios“ zu Papier zu bringen. ZEITENSPRÜNGE wird von Dr. Heribert Illig, Gräfelfing bei München, publiziert und thematisiert Chronologie-Verkürzungs-Thesen (Eiszeit, Neolithikum, Sumerer, „Dark Ages“, Hellenismus, Mittelalter), prä-/protohistorische Kataklysmen etc. und ist aus der einstigen - Velikovsky verpflichteten - GRMNG (GESELLSCHAFT FÜR DIE REKONSTRUKTION DER MENSCHHEITS- UND NATURGESCHICHTE) hervorgegangen.

Abbildung: Archiv des Verfassers

Die Sache mit dem so genannten Mars-Meteoriten

© Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 18/1996

Eine "Sensationsmeldung" ging Anfang August 1996 um die Welt, herausgegeben von der NASA: "Wir haben Leben auf dem Mars gefunden!". Zeitungen und Illustrierten beteiligten sich sogleich an der Verbreitung dieser Meldung, so beispielsweise das Magazin "Focus" mit der Titelstory "Ist da draußen doch wer? Hintergründe und Folgen der Wissenschafts-Sensation" (1).



Der Meteorit "ALH84001", ein Steinbrocken vom Mars? (NASA)

Was war geschehen? Die NASA hatte bekannt gegeben, ihre Wissenschaftler hätten in einem Meteoriten aus der Antarktis, der vom Mars stamme, "extrem kleine, einzellige Strukturen" nachweisen können. Somit sei der Nachweis erbracht, dass es außerirdisches Leben und insbesondere ehemaliges Leben auf dem Mars gebe.

Die NASA hatte damit endlich wieder einmal das Thema Raumfahrt und gezielt den Mars in das Bewusstsein der Öffentlichkeit holen können. Schließlich fehlten ihr in den letzten Jahren spekulative Meldungen. Die Space-Shuttle-Missionen sind inzwischen (teure) Routine geworden, für die sich in der Öffentlichkeit kaum noch jemand interessiert. Ausgesendete Planetensonden waren nicht eben von Erfolg gekrönt (etwa "Mars Observer"), weil sie aus Kostengründen übermäßig abgespeckt sein mussten, doch die NASA plant für die nächsten Jahren weitere, besser ausgerüstete Mars-Sonden. Und da hilft jede noch so windige Meldung weiter bei der Befürwortung staatlicher Zuschüsse.

Man fragt sich natürlich unwillkürlich, wozu milliardenteure Raumfahrtunternehmen zum Mars gestartet werden, wenn es so einfach ist, hier auf der Erde marsianisches Leben nachzuweisen, während den Marssonden dies versagt blieb.

Warum wird jetzt ein ominöser Steinbrocken aus der Antarktis bemüht, um den Blick auf den Mars zu richten? Hätte man nicht auch auf andere Art auf außerirdisches Leben auf dem Mars hinweisen können? Ich darf daran erinnern, dass die NASA bis zum heutigen Tag das Vorhandensein künstlicher Strukturen auf der Marsoberfläche (etwa das "Marsgesicht" oder Pyramidengruppen) strikt ableugnet, obwohl diese durch private Forscher inzwischen als definitiv belegt angesehen

werden können. Wir erkennen hier wieder, wie man die Augen vor Offensichtlichem verschließt und lieber kleine organische Molekülgruppen vorschiebt - die man seinerzeit bei der Landung der VIKING-Sonden auf dem Mars - falls vorhanden gewesen - durch die Landetriebwerke der Sonden vernichtete, vielleicht, um sie nicht nachweisen zu müssen? Die Politik der NASA verstehe sowieso, wer will, denn die von ihr herausgegebenen "Erkenntnisse" strotzen - schon fast traditionsgemäß - nur so von Widersprüchlichkeiten. Doch darüber habe ich schon früher berichtet (2).



Die umstrittenen, organisch aussehenden Strukturen, die man in dem Meteoriten fand (NASA).

Wie kommt man eigentlich dazu, einen auf der Erde gefundenen Steinbrocken als Meteoriten vom Mars auszugeben? Schließlich kann dieser Stein ja von überallher stammen. Da wird ein spektakuläres Szenarium entworfen, wie durch den Aufprall eines größeren Asteroiden auf die Marsoberfläche Gesteinsbrocken so weit hochgeschleudert worden seien, dass sie nicht nur die Fluchtgeschwindigkeit des Mars überwunden hätten, sondern auch noch zielstrebig zur Erde geflogen seien, um in der Antarktis zu landen und, im "ewigen Eis" konserviert, darauf zu warten, dass unsere Wissenschaftler sie bergen und untersuchen können. Mir erscheint diese Konstruktion denn doch ein wenig zu sehr an den Haaren herbeigezogen.

Ich frage mich, wie die Forscher darauf kommen, dass jener der Weltöffentlichkeit präsentierte Gesteinsbrocken "ALH84001" vom Mars stammen soll, denn wir haben bisher keinerlei Vergleichsmaterial, um dieses Gestein definitiv als Marsgestein bezeichnen zu können. Persönlich vermute ich - das geht jedoch aus keiner der Meldungen hervor -, dass man vielleicht winzige atmosphärische Spuren in dem Gesteinsbrocken lokalisieren konnte, aufgrund dessen man auf einen Herkunftsort Mars schloss.

Wenn dem so sein sollte, dann hat diese Sache natürlich auch ihre Haken, denn eine solche Aussage kann zwangsläufig auch wieder nur auf Annahmen, Hochrechnungen und Hypothesen fußen, indem man von den - in den siebziger Jahren durch die VIKING-Sonden übermittelten - heutigen Mars-Atmosphäre-Daten ausgeht und hochrechnet, wie die Marsatmosphäre einmal ausgesehen haben könnte. Wie genau oder ungenau eine solche Rechnung dann sein kann, wird spätestens klar, wenn man hört, dass dieser Steinbrocken vor 15 Millionen Jahren durch einen Asteroideneinschlag auf dem Mars losgeschlagen worden sein soll und dann vor etwa 13.000 Jahren in der Antarktis gelandet sei. Dass - gesetzt den Fall, die angegebenen Jahre stimmen in etwa - die irdische Atmosphäre zu jenem Zeitpunkt durchaus so ausgesehen haben könnte wie die (möglicherweise) festgestellten Atmosphärespuren des Steinbrockens, daran denkt wohl niemand. Das wäre ja auch keine Sensationsmeldung wert.

Ob der Mars heute so tot ist, wie er hingestellt wird, ist zumindest umstritten, denn so eindeutig negativ waren die Untersuchungsergebnisse der VIKING-Sonden in den siebziger Jahren durchaus nicht, obwohl von vornherein kein Nachweis irgendwelchen Lebens erwartet wurde, auch wenn man der Weltöffentlichkeit das Gegenteil erzählt hat (wir erinnern uns: die Viking-Lander landeten auf ihren eigenen Raketentriebwerken auf der Marsoberfläche. Diesen nachhaltig durch die Triebwerkshitze sterilisierten Boden kratzten die Roboterarme der gelandeten Sonden dann zusammen, damit er an Bord der VIKINGs in mitgeführten Mini-Labors untersucht werden konnte).

Wie sehr die NASA-Falschaussagen auch heute noch vertreten werden - nicht nur in Bezug zum Mars -, beweist ein Interview mit J. William Schopf, einem amerikanischen Evolutionsforscher und Berater der NASA, in der zitierten "Focus"-Ausgabe. Er wiederholt beispielsweise, schon standardmäßig, die tradierte Falschaussage "Auf dem Mond gibt es kein Wasser und keine Atmosphäre". Dabei hat die NASA selbst herausgefunden, dass es auf dem Mond durchaus große Wassermengen gibt, wenn auch als Eis (letzte NASA-Mondsonde "Clementine". Wir berichteten darüber in SYNESIS Nr. 3/1994). Und dass unser Mond eine, wenn auch schwache, Atmosphäre besitzt, belegen Wolken, Dunst und nicht zuletzt die Fotos der Apollo-Missionen, die sogar an einigen Stellen der Mondrückseite grüne (!) Vegetation zeigen (besonders auf Fotos von Apollo 8). Und das auf einem toten Mond? (3)

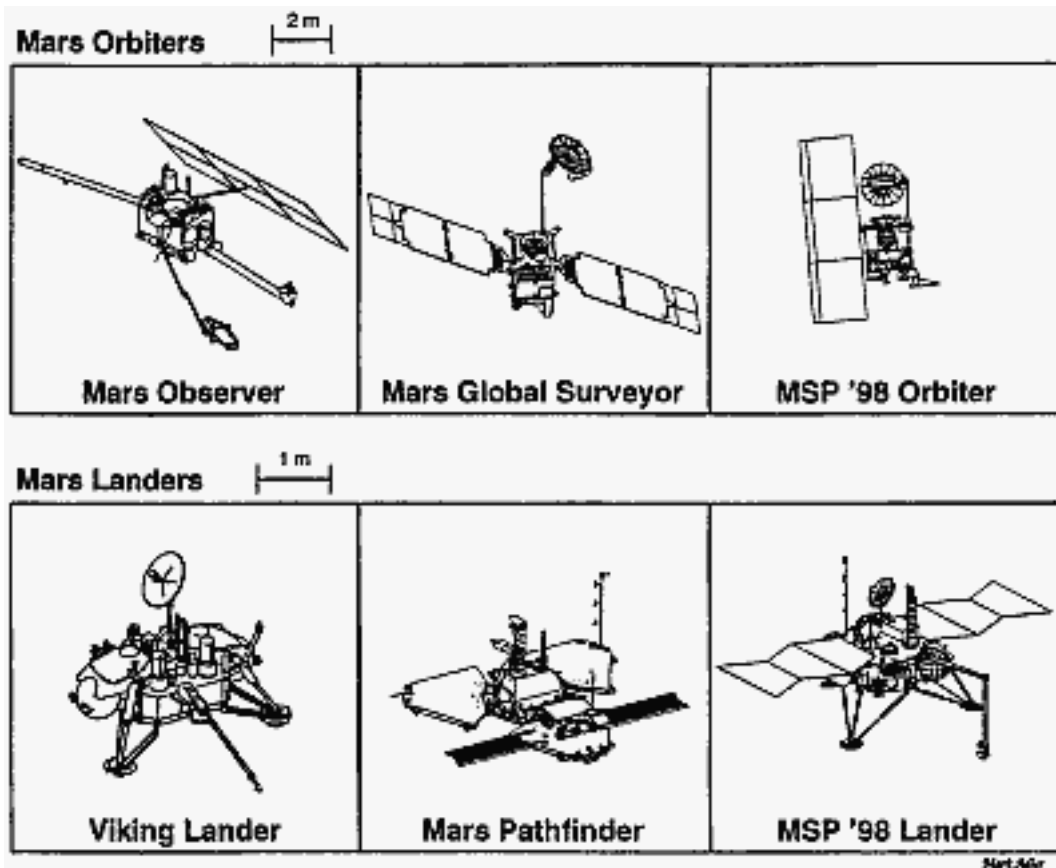
Wir dürfen gespannt sein, welche Aussagen sich die NASA als nächstes einfallen lässt, denn um ihr ehrgeiziges zukünftiges Mars-Programm finanzieren zu können, benötigt sie dringend Geld. Da passt es überhaupt nicht in das NASA-Konzept, dass das Budget der US-Raumfahrtbehörde bis zum Jahre 2000 um weitere 3,2 Milliarden Dollar gekürzt werden soll, nachdem die NASA bereits im letzten Jahr eine Etat-Kürzung von fünf Milliarden Dollar verschmerzen musste (4).

Es steht viel auf dem Spiel, denn noch in diesem Jahr plant die NASA zwei Marsflüge (5), und zwar zwischen dem 5. und 25. November den Start der Sonde "Global Surveyor" und zwischen dem 2. und 9. Dezember den Start des "Mars-Pathfinder". Der "Global Surveyor" ist als die erste Sonde einer geplanten Reihe von folgenden im Rahmen eines "Mars Surveyor"-Programms. Es ist eine reine Orbiter-Sonde ohne Landeeinheit. Ihre Hauptaufgaben bestehen darin, "nach Leben zu suchen", Klimamessungen vorzunehmen und die Mars-Ressourcen zu erforschen, wobei die Suche nach Wasservorkommen eine Hauptrolle spielen wird.

Interessant ist die Mission des "Mars Pathfinder", denn dieses Gerät besteht, wie einst die VIKINGs, aus einer Orbiter- und einer Landeeinheit. Neu ist die Art der Landung, die aus einer Kombination von Fallschirm, Bremsraketen und Airbags besteht. Der Lander hat einen Minirover "Sojourner" an Bord: ein kleines Batterie- und Solar-angetriebenes Fahrzeug mit einem Aktionsradius von einigen zehn Metern pro Tag und einer projektierten Lebensdauer von einigen zehn Tagen. Dieses Fahrzeug wird drei verschiedene Messinstrumente enthalten und über die Landeeinheit und den Orbiter mit der Erde in Verbindung stehen (6).

Die weitere Erforschung des Mars hat sich die NASA vorgestellt mit der Sonde "Mars Surveyor 2001". Auch diese Sonde ist Teil des großangelegten "Mars Surveyor"-Programms und soll im wesentlichen eine Instrumentierung wie der "verschollene" "Mars Observer" enthalten. "Mars Surveyor 2003" und "Mars Surveyor 2005" sollen dann folgen, wobei bisher noch nicht genau festgelegt ist, wie die Instrumentierung und die Aufgabenverteilung aussehen sollen (7).

Die NASA hat sich also einiges vorgenommen, doch bei weiteren Budgetkürzungen wird sich dieses ehrgeizige Marsprogramm, das ein Vorläuferprogramm für die Landung von Menschen auf dem Roten Planeten ist, in Wohlgefallen auflösen. Zwar hat die NASA inzwischen eine neue Technik für ihre Raumsonden entwickelt, die sogenannte "Low-Cost-Technik".



*Die geplanten Marssonden im Vergleich zum "Mars Observer" und dem Viking-Landefahrzeug
(Zeichnung: NASA)*

Sonden mit dieser Technik bestehen im wesentlichen aus "abgemagerten" Versionen älterer Modelle und Technik-Komponenten beispielsweise aus der "Star-Wars"-Ära, die noch auf Lager liegen und nicht anders eingesetzt werden können. Der als verschollen geltende "Mars-Observer" war ein erstes Modell dieser Art. Er war zwar mit einer Minimal-Technik ausgestattet, hatte jedoch u.a. eine Hochleistungskamera aus einem Spionagesatelliten an Bord.

Zu sparen ist zwar gut, doch wenn an der falschen Stelle gespart wird, dann hilft auch die "Low-Cost-Technik" nicht mehr viel.

Anmerkungen

- (1) Nr. 33 vom 12. August 1996.
 - (2) Beispielsweise in: "Warum werden wir belogen?", EFODON-DOKUMENTATION DO-4, oder: "Mars-Phänomene", EFODON-DOKUMENTATION DO-19, oder "Der Mond ist ganz anders!", EFODON-Edition MESON ME-7 (überarbeitete Neuauflage 2001).
 - (3) Ausführlich dargelegt und mit NASA-Fotos dokumentiert in "Der Mond ist ganz anders!", EFODON-Edition MESON ME-7 (überarbeitete Neuauflage 2001).
 - (4) Lt. Magazin 2000, Nr. 111, Juni/Juli 1996.
 - (5) Lt. persönlicher Mitteilung des Jet Propulsion Laboratory, 30.08.96.
- MARS PATHFINDER hat inzwischen seine Marsmission erfolgreich beendet. MARS GLOBAL SURVEYOR ist bis auf unbestimmte Zeit in einem stabilen Orbit um den Mars und lieferte bisher hervorragende Fotos des Roten Planeten mit einer exzellenten Bildauflösung, die von den alten VIKING-Sonden niemals erreicht wurden.
- (6) siehe Anmerkung (5)
 - (7) Review of NASA Planned Mars Program, National Academy Press, Washington, D.C. 1996.

EFODON ISSN 0945-1366



Synesis

Nr. 17
Sept.-Okt. 1996, 3. Jahrgang
DM 7,50

EFODON e.V.

Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche Technologie und Randgebiete der Wissenschaft

- Nوترaktionen
- Erdumwälzungen durch Störungen im Sonnensystem?
- Das Überleben von Relikt-Hominiden - wie Yefi oder Sasquatch - aus der Sicht eines Zoologen
- Eisenregeln und Weltkammerforschungen - oder: Warum sagen wir Meteorologie?
- Die Hitzel-Leber und Peter Warlow „Magic-Top“-Szenario
- Das „Übersetzungsmodul“ in unserem Gehirn
- Bei den Megalithanlagen von Wildenhausen
- „Transformation - Das Geheimnis dieser Welt“ (Rezension)
- Sprach die westeuropäische Megalith-Kultur seralisch? (Koronawand)

Überlebende „Affenmenschen“?





EFODON e.V.

Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche Technologie und Restarbeiten der Wissenschaft

- Nordägyptische
Felsbilder an der
Einsebküste
- Kosmische
Katastrophen und
Eiszeittheorie
- Impakte von
Riesen-Meteoriten:
Schlüssel zur Erd-
und Menschheits-
Geschichte
- Gedanken zur
prähistorischen
Hochkultur in
Nordeuropa
- Das Problem mit den
Säulern
- Zur Entstehung der
Wortbedeutung von
'Metalle'
- Uwe Tappens
Entdeckung der
Berber-Dialekte
Marokkos
- Das Vertraute
hinterfragend
(Fuchsbauweise)
- Erkenntnisse aus
Altägypten
(Sachbesprechung)

Hat Alt-Amerika das Buchstaben-Alphabet gekannt?



Bauernregeln und Weltraumforschung - oder: Warum sagen wir Meteorologie?

© 1996 Uwe Topper; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 17/1996

Von allen Wettereinbrüchen im Frühling sind die der „Eisheiligen“ im Mai die bekanntesten und die - wegen der Nachtfröste - bei Bauern und Gärtnern gefürchtetsten. Auch in diesem Jahr waren sie spürbar, vielleicht nicht überall und nicht mit denselben Auswirkungen. Die Eindrücke von meiner Reise bestätigten den Kälteeinbruch vor Mitte Mai: am ersten Tag, dem 12. Mai, fand ich eine Eisschicht auf dem Boden in Kastilien, am zweiten Tag empfing mich strömender Regen in Paris, und am dritten Tag in Berlin stellte man die Heizung an. Wir kennen sie ja, die „gestrengen Herren“, wie sie im Volksmund heißen.

Zuweilen beginnen sie schon am 11. Mai, besonders in Norddeutschland, mit Sankt Mamertus, allgemein in Deutschland dann am 12. Mai mit Pankratius, dem am 13. Servatius und am 14. Bonifatius folgt. Nach einem Tag Pause macht sich dann meist noch eine strenge Frau bemerkbar, die „kalte Sophie“ am 16. Mai. Dann wird es endlich frühlingshaft warm mit einer Unterbrechung zwischen dem 25. und 28. Mai, die auch in diesem Jahr in Norddeutschland zu spüren war.

Danach herrscht endlich „echter Frühling“, bis Mitte Juni die Schafskälte hereinbricht. Der nächste Lostag, und ein ganz entscheidender, ist dann Siebenschläfer am 27. Juni. Je nach dem Wetter, das er bringt, wird der halbe Sommer ausfallen. „Wenn es an Siebenschläfer regnet, regnet es sieben Wochen lang!“. In Spanien, vor allem im trockenen Andalusien, wünscht man sich natürlich Regen an diesem Tag; er heißt darum Tag der Jungfrau der ständigen Hilfe.

Ende Juni gibt es eine kurze Unterbrechung: die Hundstage, die von den Alten so genannt wurden, weil dann das Sternbild des Großen Hundes besonders hell am Nachthimmel glitzert. Im Süden ist die Hitze an diesen Tagen oft unerträglich. Mit einer einzigen Ausnahme, dem Jakobstag, ändert sich wenig bis zum 50. Tag nach Siebenschläfer, dem 15. August. Er gilt allgemein als der kälteste Tag des Sommers, auch in den heißen Gegenden gehen dann erfrischende Regengüsse nieder. Als Tag der Himmelfahrt Mariä wird er in allen katholischen Ländern gefeiert. Eine Woche darauf, am 22. August, ist dann noch einmal ein kühler Tag zu erwarten. Im Volksmund heißt er: die Aufnahme Mariens in den Himmel.

Und schließlich, am 8. September, dem Geburtstag der Jungfrau, wendet sich der warme Sommer zum kühleren Herbst hin, was selbst die Zugvögel zum Anlass nehmen, wie der deutsche Bauer sagt: „Mariä Geburt jagt die Schwalben fort“.

Aber zwischen dem 23. und 30. September tritt dann noch einmal eine Schönwetterzeit ein, der allbekannte „Altweibersommer“, in den Vereinigten Staaten auch „Indian summer“ genannt.

Dieser kleine Ausschnitt aus dem Bauernkalender, der uns einen Einblick in jahrhundertealte Erfahrung erlaubt, müsste eigentlich jeden stutzig machen, der sich mit Wetterkunde beschäftigt. Wir kennen ja alle „möglichen“ Zusammenhänge zwischen der Beschaffenheit unseres Planeten und seinem Wetter. Die Schrägstellung der Erdachse verursacht die Jahreszeiten durch den kontinuierlich sich verändernden Einfallswinkel der Sonnenstrahlen. Die von der Erdumdrehung abhängigen Meeresströmungen bestimmen die über ihnen liegenden Druckgebiete, die mit ihren Winden als die Hauptwettermacher errechnet wurden. Und die Wüsten- und Waldgürtel der Erde sorgen für weitere Abhängigkeiten der Großwetterlage. Dann spielen Küstenverlauf und Gebirgszüge eine große Rolle, und schließlich gibt es hier und da winzige Bereiche mit eigenem Mikroklima. Seit 180 Jahren wird durch Auswertung von Wetterbeobachtungen eine enorm große Menge an Datenmaterial zusammengetragen, das eine relativ genaue Voraussage der Wetterlage erlaubt.

Und doch gibt es da einige undurchsichtige Mechanismen, weshalb man gerade bei der Wetterforschung sich eingehend mit Chaostheorien beschäftigt. Nirgends ist die Natur so unberechenbar wie beim Wetter.

Ein Stein des Anstoßes: der Siebenschläfer-Tag

Natürlich hat man auch wissenschaftlicherseits versucht, die alten Bauernregeln, vor allem die berühmten Lostage, in die Wetterforschung einzubeziehen. So spricht man z.B. vom Sommermonsun, wenn Ende Juni ein stationäres Hoch vor Englands Westküste die „sieben Regenwochen“ einleitet. Aber eine Beschreibung dieser Gesetzmäßigkeiten bedeutet nicht ihre Erklärung. Denn gerade der „Siebenschläfer“ spielt den Meteorologen einen bösen Streich, weil er eine Abhängigkeit aufzeigt - „wenn - dann“ - die nicht wissenschaftlich erklärbar ist. Oder der Tag Mariä Himmelfahrt am 15. August: warum sollte es ausge-rechnet an diesem Tage kühler sein als an den Tagen vor- oder nachher?

Am einfachsten ist es dann noch, mit einer riesigen Datenfülle nachzuweisen, dass diese alten Wetterregeln heute kaum noch Gültigkeit haben oder nur ungenau eintreffen. Man sollte jedoch hier genau sein! Bei einer regelmäßigen Abweichung von der Mitteltemperatur oder Durchschnittsfeuchtigkeit usw., und betrüge sie selbst nur Bruchteile von einem Grad oder Prozent, ist tatsächlich eine Anomalie oder Signifikanz gegeben. So hat man z.B. festgestellt, dass in einigen Jahren die Singularität, d.h. die von der Norm abweichende Wetterlage an den Eisheiligen, ganz auffällig für Mitteleuropa zutraf: 1927 und 1928, dann wieder 1941 und 1943 zeigen die Kurven vor der Maimitte ganz enorme Zacken. Und die Schafskälte Mitte Juni war in Paris selbst nach Auswertung von Messergebnissen von 130 Jahren, nämlich von 1756 bis 1886, noch deutlich erkennbar. Derartige Singularitäten, die an feste Kalendertage gebunden sind und mit großer Wahrscheinlichkeit auftreten, werden also auch von Meteorologen ernstgenommen, wenn auch unter dem Vorbehalt, dass sie häufig nicht zutreffen.

Als einfachste Fehlerquelle bei den Bauernregeln, besonders den Lostagen, ist das Problem des Schaltjahres zu beachten. Wir schalten ja nicht jährlich einen Vierteltag, sondern alle vier Jahre einen ganzen, und dadurch kann sich auch der Lostag um einen ganzen Tag verschieben.

Für den Laien entstehen oft Fehler dadurch, dass Temperaturen oder Ereignisse, wie etwa ein Regenguss, ja nicht für den ganzen Tag konstant sind, sondern nur kurzfristig herausfallen, oder dass gar mancher Ort ein eigenes Klima aufweist, ein sogenanntes Mikroklima.

Hinzu kommt, dass wir heute mehr und mehr für das Wetter selbst verantwortlich sind, also die alten Gesetzmäßigkeiten teilweise außer Kraft setzen. Deutlich konnte man dies bei den französischen Atombombenversuchen im Pazifik im vorigen Jahr beobachten. Unwetter von ungeahnten Ausmaßen waren die Folge. Dabei ist uns die Reaktionsgeschwindigkeit der atmosphärischen Phänomene und ihre geographische Verteilung heute noch ein Rätsel.

Oder denken wir an die riesigen Staudämme in den großen Bewässerungsgebieten der Erde, etwa in China oder Ägypten, die merklich, wenn auch noch nicht voll berechenbar, das Wetter verändert haben. Dann die „Uhrzeitwinde“, die in den Industrienationen durch die regelmäßigen oder auch spontanen Bewegungen von Millionen von Bürgern ausgelöst werden - etwa an Festtagen oder bei Ferienbeginn. Und schließlich die drastischen Eingriffe, die besonders im Golfkrieg registriert wurden. Dennoch, es bleibt ganz offensichtlich ein unerklärlicher Rest: Die Lostage nach alter Erkenntnis haben eine gesetzmäßige Wahrscheinlichkeit, die uns vor Rätsel stellen. Jeder Bauer, der mit den Jahreszeiten lebt, wird die Lostage kennen und darauf vertrauen. Von den Seeleuten, besonders den Fischern am Mittelmeer, kann ich dasselbe berichten: Sie wissen, wann im Jahreslauf günstige oder ungünstige Tage fallen. Dabei spielt der Siebenerhythmus eine gewisse Rolle, wenn auch nur bei einigen Zusammenhängen, wie etwa den Marientagen im Sommer, die ich vorhin erwähnte.

Eine Singularität von besonderer Art tritt am 25. Juli auf, dem Tag des Heiligen Jakob. Auf der Iberischen Halbinsel, besonders in Galizien, kann an diesem Tag ein furchtbares Gewitter oder ein Hagelschauer niedergehen. Die Leute dort sind es gewöhnt und sehen als Auslöser ihren St. Jakob, den Schutzpatron des christlichen Spanien, an.

Archaische Denkweise

Da es sich um uralte Überlieferungen handelt, sozusagen um das Gedächtnis vieler Generationen, sollten wir vielleicht versuchen, dem Rätsel mit Hilfe der Denkweise der Alten auf die Spur zu kommen. Mit anderen Worten: Archaische Erkenntnisse erfordern auch archaische Denkmodelle, wenn wir sie verstehen wollen. Am Ende können wir dann immer noch versuchen, das Ergebnis in unsere moderne Weltsicht zu übertragen.

Die Wetterkundigen der Antike glaubten tatsächlich, dass alles atmosphärische Geschehen von Meteoriten abhängig sei. Die Donnerkeile der Himmlischen sind ja Anzeichen höchst dramatischer Vorgänge, die unsere Erde betreffen. Aber auch die kleinen, teils unbemerkten Vorgänge dieser Art, die Sternschnuppenregen und Lichterscheinungen - etwa wie die Nordlichter - zeigen Vorgänge an, die sich im äußersten Bereich unserer Atmosphäre abspielen und unsere Sicherheit und Entwicklungsmöglichkeiten mitbestimmen.

Die ersten Himmelsbeobachter, von denen wir heute noch wissen, dass sie dabei strenge Rhythmen herausfanden, waren die Etrusker. Sie erkannten, dass die Helligkeit der Sterne im Jahresablauf schwankt, d.h. dass an gewissen Tagen bestimmte Sternbilder heller leuchten als an anderen Tagen, und dass diese Schwankungen mit dem Sonnenjahr zusammenhängen, als würden sich Wolken zwischen die Erde und den Sternhintergrund schieben, die das Licht einmal mehr, einmal weniger stark hindurchfallen lassen. Diese Wolken, so nahm man an, bestanden aus feinstem Staub, der fein verteilt an verschiedenen Stellen der Erdbahn gehäuft auftrat. Wenn Staubteilchen - oder auch größere Brocken - beim Durchgang der Erde in die Atmosphäre gerieten, entstanden die Lichterscheinungen oder die Meteoritenschauer, die von Zeit zu Zeit beobachtet

werden konnten. Daraus entwickelten die Etrusker einen Kalender, der für jeden Tag eine annähernde Beschreibung der Staubwolke vorsah, so dass man daraus das Wetter vorhersagen konnte, aber natürlich noch viel mehr: nämlich die für Unternehmungen wie Schiffsreisen, Kriege oder Verträge günstigen oder ungünstigen Momente. Dabei war man sich wohl auch bewusst, dass die verschiedenen Tage durch unterschiedliche Wolken ausgelöst wurden, was sich am leichtesten durch mythologische Begriffe beschreiben ließ. So entstand ein von sagenhaften Ereignissen geprägter Kalender, etwa unseren christlichen Heiligenkalendern vergleichbar, die ja ebenso wenig echte Ereignisse wiederholen, sondern nur als Merkpunkte benützt werden, wie aus der häufigen Verschiebung der Namenstage der Heiligen leicht erkennbar ist.

Die Vorstellung von den Sternstaubwolken auf der Erdbahn erinnert an die im Mittelalter so gefürchteten Kometenschweife, die ja einmalige Wetterkatastrophen auslösten, echte Singularitäten. Und da Kometen über die Jahrhunderte hinweg ebenfalls Periodizitäten aufweisen, liegt hier tatsächlich ein entsprechendes Phänomen, wenn auch in weit größerem Ausmaß, vor.

Auch zu Beginn unserer modernen Wissenschaftsform, in der Renaissance, ging man noch von den Meteoren und Sternen aus, als man das Wetter zu erforschen begann. Man notierte die Witterung an einzelnen Orten und verglich sie mit der durch astronomische (und astrologische, was damals noch weitgehend dasselbe war) Berechnungen gewonnenen Grundangaben für das zu erwartende Wetter, stellte also die Abweichungen von der Norm fest.

Nach der Kalenderreform durch Papst Gregor, die sich im 16. Jahrhundert in Südeuropa durchsetzte und ab 1700 auch im nördlichen Teil, wurden allerdings viele Lostage nicht mehr korrigiert und damit der Vergessenheit preisgegeben.

In der Neuzeit hat man den Bauernregeln wissenschaftlicherseits wenig Glauben geschenkt, denn statistische Kurven verwischen die Singularitäten umso stärker, je mehr Daten für immer größere Räume einbezogen werden.

Den Unterschied zwischen Meteorkunde und Wetterkunde hat erst E. F. F. Chladni mit seiner scharfsinnigen Schrift „Über den kosmischen Ursprung der Meteorite und Feuerkugeln“ (1794) klargestellt.

Der neue Modellgedanke

Was nun nach aller kritischen Betrachtung von den Bauernregeln übrigbleibt, sind die Lostage als Hinweise auf Einschnitte im Jahresablauf.

Betrachten wir die etruskische Vorstellung von den Staubwolken, die übrigens auch Hörbiger recht gut beschrieb, mit unserer heutigen wissenschaftlich geprägten Denkweise, leuchtet manches an diesen Kalenderregelmäßigkeiten ein: die manchmal recht ungenaue Wiederkehr - es handelt sich ja um diffuse Wolkengebilde - oder die Verschiedenartigkeit der Erscheinungen: einmal große Hitze wie an den Hundstagen, dann wieder Eistage oder Regenflut. Manche Wolken sind besonders groß, wie etwa die gegen Mitte Mai, sogar mit Löchern dazwischen, andere sind eher klein, aber intensiv in der Auswirkung, wie Maria Himmelfahrt, in deren Gefolge nach sieben und nach siebzehn Tagen noch einmal etwas schwächere Wolken für Abkühlung sorgen.

Der seltsame Siebenschläfertag erfordert ein etwas komplizierteres Modell: Die Wolke hat einen geballten „Kopf“, der recht klein ist, so dass die Erde nicht in jedem Jahr hineinläuft (der Kopf führt ja auf seiner Bahn ebenfalls eine Kreiselbewegung aus). Wenn sie ihn aber streift, zieht sie durch den sehr viel dünneren, aber regenauslösenden Körper und Schwanz des Drachen, was exakt 7 mal 7 Tage dauert.

Der „Altweibersommer“, keine Turbulenz, sondern im Gegenteil eine Schönwetterwoche zwischen dem 23. und 30. September, weist allerdings eher auf einen direkten solaren Ursprung hin. Er dürfte an die Sonnenflecken gekoppelt sein. Seine Wiederkehr ist ausgesprochen konstant, nur alle fünf oder sechs Jahre weicht er von der Regel ab. Die Meteorologen wissen, dass er durch eine Verlagerung des Azorenhochs ausgelöst wird, wissen aber nicht, warum sich dieses Hoch mit solcher Regelmäßigkeit in der letzten Septemberwoche verlagert und sogar bei der Abweichung von dieser Regel noch eine Regelmäßigkeit zeigt.

Sonnenfleckentätigkeit

Gerade der letzte Punkt scheint mir deutlich darauf hinzuweisen, dass es sich hier um einen Siebentage-Rhythmus handelt, mithin um eine direkte Abhängigkeit von der Sonne und ihrer Fleckentätigkeit. Wer einen vollständigen 28-Jahreszyklus überschaut, stellt fest, dass alle 5, 6, 11 und wieder 6 Jahre dasselbe Datum auf denselben Wochentag fällt, also z.B. der 25. Juli auf einen Sonntag („Jakobinisches Jahr“, da dieser Tag dem Heiligen Jakob geweiht ist). Das erinnert deutlich an Platons atlantischen Idealstaat, in dem sich die Könige alle fünf oder sechs Jahre zur gemeinsamen Beratung trafen.

Zugleich ist dies aber ein Hinweis auf die Sonnenfleckenmaxima alle elf Jahre bzw. die Maxima und Minima alle fünf oder sechs Jahre. Den Zusammenhang zwischen Sonnenflecken und Siebentage-Rhythmus hat der Meteorologe H. Schulze-Neuhoff statistisch nachgewiesen durch seine Untersuchungen über atmosphärische Störungen („Sferics“), wobei er auch erklärte, wodurch die regelmäßigen Abweichungen zustande kommen. Beim Siebentage-Rhythmus der Sonnenfleckenaktivität handelt es sich um einen Mittelwert, also nicht um genau 7 mal 24 Stunden. Erst als größere Gruppe, nämlich bei 28 Tagen, wird die Konstanz erkennbar.

Gewiss hängt auch der menschliche Biorhythmus von 28 Tagen von dieser Sonnenzyklik ab (und nicht etwa vom Mond, dessen Umlaufperiode nur zufällig nahe liegt). Allerdings kann eine 7er oder 28er Reihe nach einiger Zeit enden und in einem Abstand, der nicht sieben, sondern z.B. zehn Tage beträgt, erneut beginnen. Die Sonnenflecken haben ja ihre eigene Lebensdauer, sie brauchen sich auf und werden durch andere Flecken mit höherer Intensität überlagert, so dass eine neue Reihe beginnt, die dann wieder deutlich das Siebenschema zeigt. Wenn nun jemand über diese Bruchstelle hinweg seine Woche weiterzählt, wird er enttäuscht. An unserem Beispiel ist dies zwischen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt deutlich zu machen. Die Überlappung der Rhythmenfolge muss erkannt und einbezogen werden. Erst im ganz großen Bereich, also für die Erde im 28-Jahre-Zyklus, ist die Konstanz voll erhalten.

Als Hinweis auf den Siebentage-Rhythmus kann man auch den Nachhall-Effekt einiger Lostage ansehen: 14 Tage nach den Eisheiligen und sieben Tage nach Mariä Himmelfahrt wiederholt sich das Phänomen in abgeschwächtem Maße.

Sferics

Ein anderes Erklärungsmodell zog den Sonnenwind als Auslöser heran, der zum Beispiel die Polarlichterscheinungen auslöst und vermutlich für viele Wettererscheinungen verantwortlich ist. Dieser Sonnenwind hat plasmatische Natur, trägt also Materieteilchen heran und kann dadurch starke Auswirkungen in der Atmosphäre haben, aber seine Geschwindigkeit ist sehr variabel, zwischen 400 und 1500 km in der Sekunde (im Gegensatz zum Lichtdruck der Sonne, der sich mit der üblichen Strahlungsgeschwindigkeit von rund 300.000 km/sec fortpflanzt). Wegen dieser veränderlichen Geschwindigkeit kann der Sonnenwind nicht die regelmäßigen Wetterereignisse im Jahreslauf auslösen.

Erwähnenswert ist aber der Zusammenhang mit den Sferics, das sind atmosphärische Störungen, die sich besonders im Funkbetrieb auswirken. Ihren Einfluss auf das Wetter hat Hans Baumer seit vielen Jahren untersucht und in einem faszinierenden und ungemein humorvollen Buch dargestellt. Obgleich man diese messbaren und höchst wirksamen Strahlen, die Lebewesen wie tote Materie gleichermaßen verändern, seit Jean Lugeons Schriften 1925 kennt und erforscht, sind doch bisher wenig konkrete Ergebnisse erzielt worden. Über ihre Kalenderrhythmen ließ sich noch nichts finden.

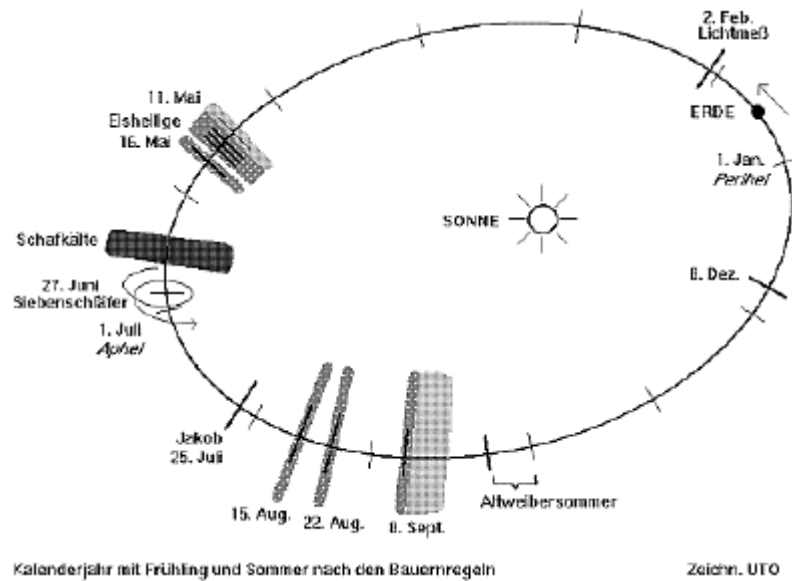
Die heutige Situation

Stellt man sich die Frage, warum unsere Vorfahren, und allen voran schon die Etrusker, diese Vorgänge so gut beobachten und in ihr Weltbild einbauen konnten, während uns heute selbst mit feinsten Messgeräten diese Zusammenhänge verschlossen bleiben, ergeben sich mehrere Gründe zugleich. Zum einen muss man erst einmal auf diese Tatsachen aufmerksam werden, um nach Erklärungen zu suchen und Messungen zu veranstalten. Das ist offensichtlich erst im letzten Jahrzehnt geschehen, und auch da noch nicht mit dieser klar definierten Fragestellung. Zum anderen könnte die Beobachtbarkeit sich verringert haben. Wir wissen ja, dass alljährlich viele tausend Tonnen Meteorstaub auf die Erde fallen, und noch viel mehr in den höheren Luftschichten verglühen. Die Erde frisst sich sozusagen ihren Weg durch diese „Wolken“ und verringert deren Auswirkungen. Und schließlich könnten auch allmähliche Verlagerungen der Bahnen - sowohl der Erde als auch der „Wolken“ - stattgefunden haben, so dass sich die früher recht deutlichen Ereignisse heute nur noch andeutungsweise abspielen. Gustav J. G. Hellmann zeigte, dass vor 1845 die Eisheiligen weitaus kälter ausfielen als im 20. Jahrhundert.

Wenn ich sagte, dass diese „Wolken“ im Bereich der Erdumlaufbahn ganz verschiedene Gestalt und Zusammensetzung haben, dann habe ich dies im allerweitesten Sinne gemeint. Die eine „Wolke“ wird eher als elektromagnetischer Gürtel auftreten, die andere als Überrest eines Kometenschweifs, also etwa aus Eispartikeln bestehend, in unsere Wahrnehmung treten. Gar manche dieser Kraft- oder Staubfelder dürften uns in ihrer Zusammensetzung heute noch unbekannt sein, mithin auch noch nicht messbar. Die Suche nach diesen Verdichtungen von Materie durch die Weltraumforschung hat eben erst begonnen. Die dabei vorgefundene Datenfülle ergibt zwar schon, dass der interplanetarische Kosmos mit Materieteilchen in sehr unterschiedlicher Konzentration angefüllt ist, also etwa wolkenartig anmutet, aber eine genaue Lokalisierung

hinsichtlich der Kalendertage hat meines Wissens noch nicht stattgefunden oder ist dem Laien noch nicht zugänglich geworden.

Übrigens hatte ich nicht vor, in diesem kurzen Aufsatz eine Allround-Erklärung für die Bauernregeln zu geben, sondern nur ein Erklärungsmodell für einige besonders auffällige Lostage im Frühling und Sommer.



Ausschnitt aus den Bauernregeln eines Jahresverlaufs:

- 11. 5. Mamertus (*Gestrenge Herren*)
- 12. 5. Pankratus
- 13. 5. Servatius *oder*
- 14. 5. Bonifatius
- 16. 5. Sophie (*Eisheilige*)
- 25. 5. Urban (*Nachhall*)

Mitte Juni Schafkälte

- 27. 6. Siebenschläfer (*Lostag*)
- 25. 7. Jakobus (*Singularität*)

Ende Juli Hundstage

- 15. 8. Mariä Himmelfahrt (*Singularität*)
- 22. 8. Mariä Aufnahme (*Nachhall*)
- 8. 9. Mariä Geburt (*Singularität*)
- 23.-30. 9. Altweibersommer

Das Überleben von Relikt-Hominiden

– wie Yeti oder Sasquatch – aus der Sicht eines Zoologen

© 1996 François de Sarre; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 17/1996

Auf die Frage eines möglichen, bis heute andauernden Überlebens von wilden, behaarten Wald- oder Schneemenschen kann die Schulwissenschaft keine genaue Antwort geben. Das seit einem Jahrhundert mühsam aufgebaute evolutionistische Modell *passt einfach nicht dazu!*

Ein Überleben dieser uns als „Ahnen“ vorgestellten Hominoiden würde der gängigen schulwissenschaftlichen Lehrmeinung total widersprechen. Denn wenn eine Menschentwicklung vom Affen angenommen wird, würde das bedeuten, dass durch den „Konkurrenzkampf“ im darwinistischen Sinn alle möglichen Zwischenstufen regelrecht ausgeschaltet wurden. Diese wilden, behaarten Überlebenden aus grausamer Vorzeit darf es logischerweise nicht mehr geben! Sie wurden, wie der Neandertaler in jüngster Vergangenheit, vom werdenden Menschen verdrängt und zum Aussterben gebracht. So die Einstellung der modernen Schulwissenschaft! Das genügte, wie man sich leicht vorstellen kann, um die wissenschaftliche Erforschung der versteckt lebenden Menschenartigen, wie sie von **Bernard Heuvelmans** eingeleitet wurde, zu diskreditieren.

Sehr einleuchtend ist das Benehmen von Anthropologen im Zusammenhang mit der Eismann-Geschichte aus Minnesota, die sich nicht einmal die Mühe gaben, den verdächtigen Leichnam mit eigenen Augen zu betrachten (Heuvelmans 1974). Sie wollten wahrhaftig vermeiden, darüber urteilen zu müssen, was sie hätten sehen können. Und wenn es gar ein richtiger Neandertaler wäre? - Würden dadurch nicht zukünftige Streitprobleme in Sachen Menschenabstammung auftauchen? Würde man einsehen, dass, was in gewissen Lehrbüchern stand, falsch war? Dass sich Universitätsprofessoren geirrt haben könnten?

Französische Paläontologen wie **Yves Coppens** (1976) oder **Jean Chaline** (1982) sind in dieser Beziehung weitsichtiger und geneigt, nach Heuvelmans (1952) im Yeti einen Abkömmling des fossilen *Gigantopithecus* zu sehen. Nun, letzterer hatte sowieso nichts mit der Entstehung des Menschen zu tun, wie von eben diesen Paläontologen (Coppens 1983) beteuert wird, sondern er entstamme den *Dryopitheciden* aus dem Miozän, die bereits „abseits“ standen. Darüber sprechen wir noch, zumal in westlichen Berichten Verwechslungen zwischen einem „großen“ und einem „kleinen“ Yeti vorliegen.

Für die Anthropologen wird es schon unbequemer, wenn ein Überleben von Neandertaler-Menschen erwogen wird. Wie in der oben angeführten Eismann-Geschichte gibt es Unbehagen, sobald man sich dem „modernen“ Menschen nähert. Und doch wissen wir nun mit Sicherheit, dass *Homo sapiens sapiens* dem Neandertaler zeitlich voranging, in Palästina, wie auch in Ostafrika (Bahain 1993), wo ein wohlerhaltener im Omo-Gebiet gefundener Schädel mit knapp 200.000 Jahren datiert wurde!

Heutzutage „sollten“ dennoch aus evolutionistischen Gründen Neandertaler und Jetztmenschen *nicht* auf dem gleichen Planeten koexistieren, da erstere von den anderen ausgemerzt wurden, die ja die Stärkeren waren, weil sie am Ende der natürlichen Entwicklung angelangt waren. Darwin *dixit...*!

Wie in einer vorherigen Veröffentlichung zum Ausdruck gebracht (de Sarre 1991), ist der Autor der Auffassung, dass in frühen geologischen Perioden seit Jahrmillionen (in konventioneller Zeitrechnung) *stets* von einem Zusammenleben zwischen Mensch und diversen Hominiden gesprochen werden kann.

Was die *Kryptanthropologie* mit ihren Nachforschungen und Sichtungen über Wald- und „Schnee-Menschen“ ermittelt hat, ist die biologische Tatsache einer Koexistenz bis zum heutigen Tag von bipeden Primaten, die sich in die logische Kontinuität eines älteren, durch die bekannten Fossilien belegten Zustands, einreihen lässt.

Die affenartigen *Anthropomorpha*

Wir werden nun die Hauptfiguren der Relikt-Hominiden kennen lernen. In diesem Beitrag wird unser obligatorisches Referenzwerk die „Checklist“ von Bernard Heuvelmans (1986) sein, die uns über unentdeckte und versteckt lebende Tiere (*Kryptiden*) der Welt Auskunft gibt.

In der zoologischen Systematik gliedern sich die Primaten (oder Herrentiere) zunächst in drei Unterordnungen:

- ? die *Prosimia*,
- ? die *Tarsia* und
- ? die *Anthropoidea*.

Die letzte Gruppe (Affen und Menschen) wird dann aufgeteilt in *Platyrrhinia* (Affen der Neuen Welt) und *Catarrhinia* (Affen der Alten Welt und Menschen). Letztere wiederum in *Cynomorpha* (Meerkatzen, Paviane) und *Anthropomorpha*, auch *Hominoidea* genannt (= Menschenaffen, Australopitheciden, Menschen).

Die affenartigen *Anthropomorpha* sind die schwanzlosen Affen (Gibbons, Gorillas, Schimpansen), die wir gut kennen, aber auch fossile Spezies werden dazu gezählt: *Proconsul*, *Oreopithecus*, *Dryopithecus*, *Sivapithecus*, u.a... Sie alle werden bekanntlich durch eine besondere Neigung zur Bipedie, das heißt zum aufrechten Gang, den man am Skelett erkennt, gekennzeichnet.

In dieser Gruppe der affenartigen *Anthropomorpha* finden wir gleich das wohl am bekanntesten „Monstrum“ - fast ein Symbol für die Kryptozoologie -, den Yeti aus Nepal!

Dieser Großaffe wurde 1958 von Bernard Heuvelmans wissenschaftlich beschrieben und offiziell *Dinanthropoides nivalis* genannt: „Der furchtbare Menschenartige aus dem Schnee“. Doch so furchtbar ist er nicht, bloß sein Ruf! Lediglich um Kindern, die ihr Abendessen nicht fertig essen wollen, Furcht einzujagen... Wie bei uns etwa der „Schwarze Mann“.

Im Schnee lebt der *Yeti* kaum, es sei denn, wenn er sich von einem Tal zum anderen begibt und dabei in den Schneefeldern seine famosen Spuren hinterlässt. Da verhält er sich wie ein Aufrechtgeher (das würde ein Schimpanse auch tun), einfach um zu vermeiden, dass seine Hände mit dem nasskalten Schnee in Berührung kommen! Aber, wie von vielen Augenzeugen berichtet (s. in Heuvelmans 1955, Grison 1990) läuft er normal auf allen Vieren wie ein Gorilla.

Mit dem afrikanischen Großaffen hat der *Yeti* viel gemeinsam, doch dürften sie nicht direkt miteinander verwandt sein. Auch der Gorilla war bis zum Jahr 1847 (als er erstmals von der Wissenschaft offiziell anerkannt wurde) ein gleichsam mythisches, furchteinjagendes „Monstrum“ gewesen, das Kinder tötete, Frauen entführte und vergewaltigte... Nun, unser Gebirgsaffe aus Nepal (von den Sherpas *Mi-Teh* genannt, wenn sie das Fleisch-und-Blut-Wesen meinen) wurde - wie der Gorilla damals - in abschreckender Weise viele zu groß und abscheulich gezeichnet oder beschrieben! In Wirklichkeit, wie aus den glaubwürdigsten Augenberichten zu entnehmen ist, sei der nepalische *Yeti* kleiner als ein Durchschnittsmensch.

Das wird sicher manch einen Leser „umhauen“! Ich habe aber - wohlgemerkt - vom *Yeti* oder *Mi-Teh* gesprochen, und nicht von anderen Wesen aus benachbarten Gebieten (Tibet, Burma), die größer sind. Um die Verwirrung zu vervollkommen, werden oft letztere Kreaturen ebenfalls als „*Yetis*“ bezeichnet! Bernard Heuvelmans spricht also vom „kleinen“ *Yeti*, der Vierbeiner ist, und

vom „großen“ *Yeti*, der auf zwei Beinen geht und viel menschenähnlicher aussieht. Wir werden später darauf zurückkommen.



Yeti (Mi-Teh) (nach Heuvelmans [1993])

Bei einem weiteren Vergleich zwischen dem Gorilla und dem nepalischen *Yeti* fallen die von den Augenzeugen bemerkten mächtigen Eck- oder Fangzähne auf, die geradezu auf eine äffische Natur hinweisen - und auf Vierbeinigkeit!

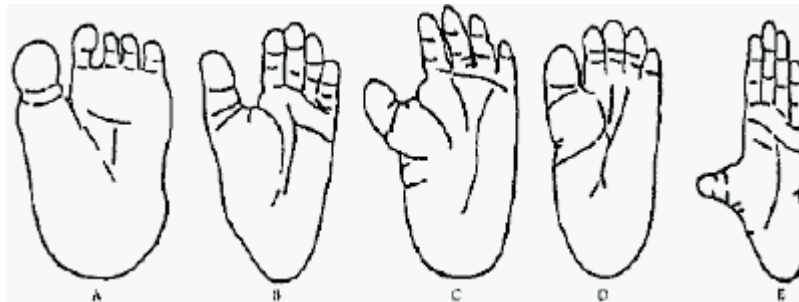
Wie vom belgischen Primatologen **Serge Frechkop** (1940) klar zum Ausdruck gebracht wird, haben Fangzähne bei Menschenaffen entwicklungsgeschichtlich nichts mit räuberischen Gewohnheiten zu tun, sondern sie ergeben sich *zwangsläufig* aus dem Umbau im Schnauzenbereich bei dem allmählichen Übergehen zu einer quadropeden Haltung! Zahnstruktur und Gestaltung werden vom Längenwachstum der Kiefer bestimmt (*Prognathismus*).

Die Theorie der *ursprünglichen Zweifüßigkeit*, wie sie 1926 erstmals vom Berliner Professor **Max Westenhofer** ausgedrückt wurde, schreibt den Vorfahren der heutigen Primaten eine bipede - d.h. aufrechte - Gangweise zu. Auch der Fuß war *plantigrad*, d.h. flächig der Unterlage ganz aufliegend (samt Ferse), wie beim Menschen oder bei den Bären.

Bei Affen verwandelte sich der Fuß während der Übergangsphase zum Baumleben in eine Art „Hinterhand“ mit opponierbarer großer Zehe.

In dieser Beziehung ist ein *Yeti*-Fußabdruck wie aus dem berühmten Shipton-Foto wohl recht eigenartig, da die enorm große Zehe sehr human wirkt. Das passt wiederum nicht zu den lokomotorischen Angewohnheiten der Bestie, wie von vielen Augenzeugen berichtet wurde! Andererseits weisen jedoch andere Beobachtungen (wie vom **Abbe Bordet**, 1955) auf einen vierzehigen Fuß hin, zumindest was die Spuren im Schnee angeht: die erste Zehe kann also entweder nicht vorhanden oder nicht *sichtbar* sein (etwa, weil sie beim Schreiten nach oben zurückgezogen oder hochgeklappt wird).

Ein Affenfuß wird dem *Yeti* in seinem natürlichen Vorkommensgebiet die besten Dienste erweisen: es sind die hohen Bergtäler Nepals, um 4000 Meter Höhe, mit unerforschten und schier undurchdringlichen Wäldern von Rhododendron, Bambus und Birken (Hutchinson 1991). Darin lebt der Yeti, halb in Bäumen und halb auf Felsen. Und da kommt so einfach kein Mensch durch! Wenn man dazu rechnet, dass der *Yeti* ein nächtliches und scheues Tier ist, wird einem wohl verständlich, warum es von der Wissenschaft nicht belegt ist.



Yeti-Fußabdruck (A), verglichen mit Schimpanse (B), Küstengorilla (C), Berggorilla (D), Orang-Utan (E). (Nach Grison[1990]).

Die berühmte „Zuckerbrot“-Gestalt seines Kopfes, wie sie von Augenzeugen beschrieben wurde, interessiert den Zoologen sehr, denn diese Einzelheit deutet auf das Vorhandensein eines knochigen Kammes hin, der von den Kopfhaaren bedeckt wird, und so das Aussehen eines „Zuckerbrotes“ verleiht. Ein ähnliches Knochengerüst gibt es beim männlichen Gorilla sowie auch bei einigen fossilen Australopithecinen (*Australopithecus robustus*). Dies dürfte eine Andeutung sein, wie mächtig die Kaukraft der Kiefer sei, und ein Hinweis darauf, dass unser Gebirgsaffe sich von zäher pflanzlicher Kost (Rinde, Wurzeln) ernährt!

Nach Heuvelmans (1986) ist der *Yeti* sehr wahrscheinlich mit den fossilen *Anthropomorpha* nah verwandt, die am Rand des Himalajas entdeckt wurden, darunter *Sivapithecus*, der auch als ein Vorfahr des Orang-Utans gilt. - Vielleicht ist er sogar der *Sivapithecus*?

Auf jeden Fall kann man sich den nepalischen Affen durchaus wie einen etwas zu klein geratenen Berg-Gorilla aus Ruanda vorstellen, der nächtliche Sitten hätte. Beide Sorten sind gleichfalls vom Aussterben bedroht, und es wäre ein Jammer, wenn auch der nepalische *Yeti* von der Erdoberfläche verschwände, ehe die wissenschaftliche Welt erkennt, dass er existiert hat.

Gibt es noch lebende Australopithecinen?

In Afrika halten sich viele Gerüchte über behaarte Bipedalen, die sehr affenähnlich aussehen und bestimmte Waldgebiete bewohnen würden. Sie lassen an überlebende *Australopithecus*-Spezies denken, was von einem zoologischen Gesichtspunkt betrachtet gar nicht so erstaunlich wäre!

Man weiß, dass der südafrikanische Paläontologe **John T. Robinson** zugab, er hätte Fallen in der Savanne aufgestellt, in der stillen Hoffnung, lebende Australopithecinen zu erwischen. Die jüngsten Fossilien von *Australopithecus* sind kaum eine Million Jahre alt, nach konventioneller Zeitrechnung. Der französische Paläontologe fand sogar einen von ihm benannten *Tchadanthropus*, der kaum 10.000 Jahre aufweist, wie mir Professor **Jean Chaline** aus Dijon mitteilte.

Interessanterweise wurde ebenfalls in Tschad ein Fossil entdeckt, das den Australopithecinen zugerechnet wird (Brunet et al. 1995). Die Datierung, nach umgebenden Leitfossilien, ergab eine Zeitspanne von drei bis dreieinhalb Millionen Jahren. Vielleicht war es die gleiche Flutwelle, die

in Hadar (*Australopithecus afarensis*) landete, da die Faunenzusammensetzungen sich gleichen! Nichtsdestoweniger glaubt der französische Paläontologe aus Poitiers, **Michel Brunet**, dass die Australopithecinen im Pliozän über *ganz* Afrika verbreitet waren, womit er recht haben mag. Das würde für ihr Überleben in weiten Gebieten des Schwarzen Kontinents sprechen. Darüber hinaus würde ich sogar meinen, dass Australopithecinen weltweit verbreitet waren!

Die behaarten Wesen, um darauf zurückzukommen, die heutzutage aus Afrika gemeldet werden, sind unter vielerlei Bezeichnungen (*Kakundakari*, *Kikomba*, *Agogwé* ...) bekannt. Da sie als Bipeden von den Augenzeugen beobachtet wurden, bestand lange unter den Kryptozoologen die Meinung, dass sie mit den fossilen Australopithecinen identisch wären (Heuvelmans 1980, 1986). Moderne Erkenntnisse (de Sarre 1995a, 1995b) zeigen jedoch, dass die daraufhin untersuchten *Australopithecus*-Arten, insbesondere die geologisch jüngeren (darunter „*Homo*“ *habilis*), eigentlich Quadropeden waren! Der Autor meint also nun, dass die versteckten Hominiden Afrikas nicht zur Gattung *Australopithecus* gehören, sondern (was die Größeren anbetrifft) dem „*Homo*“ *erectus* zuzurechnen sind, wie auch aus dem Buch der französischen Ethnologin **Jacqueline Roumeguere-Eberhardt** (1990) erkennbar wird. Die kleineren Wesen scheinen der Art *Homo sapiens* (*Infra-Pygmäen*) zuzurechnen zu sein.

Was nicht ausschließt, dass überlebende Australopithecinen in den Wäldern Afrikas existieren könnten. Meines Erachtens wurden sie von den Beobachtern „als mehr affenartig“ empfunden, was mit einigen Berichten (in Heuvelmans 1980) auch übereinstimmt. Vielleicht ist der heutige *Bonobo* oder Zwergschimpanse ein Nachfahr von *Australopithecus afarensis* („Lucy“)? Und stünde ein anderes Fossil, *Ardipithecus ramidus*, mit dem gemeinen Schimpansen (*Pantroglodytes*) in engster Beziehung?



Kakundakari (nach Heuvelmans [1980]).

Der Orang-Pendek aus Sumatra

Wir sagten vorhin, dass die Australopithecinen vermutlich weltweit verbreitet waren. Einige Fossilien-Funde deuten ja auf Südostasien hin (Franzen 1985). Von Sumatra wurden schon längst Berichte über ein merkwürdiges Wesen laut, das *Sedapa* oder *Orang-Pendek* hieß. Der bekannte Primatologe **W. Osman Hill** (1945) hielt es für einen *Homo erectus*.

Neue Untersuchungen (Martyr 1990, 1993) zeigen jedoch, dass der *Orang-Pendek* („kleiner Mann“) eher mit den Australopithecinen verwandt ist. Seine unbeholfene Bipedie könnte *sekundär* sein, wie die des Gibbons oder des Indris. Das würde heißen, dass der *Orang-Pendek* von

einem im dichten Wald erreichten Vierbeiner-Stand (*Dehominisation*) nun versucht, wie alle Affen es auch tun, sich wieder aufzurichten!

Riesige Menschen?

Aus Nordamerika und Südasien hauptsächlich stammen Berichte über Riesen, die knapp um drei Meter messen, behaart sind und dementsprechend große Fußabdrücke hinterlassen. Daher der Name „*Bigfoot*“, im westlichen Kanada und in den USA. Die Indianer nennen das Wesen: *Sasquatch*, *Oh-Mah* oder *Tokémussi*.

Trotz notorischer Ulks, beispielweise dem Patterson-Film und anderen bizarren Fotos oder Spuren, genießt der Riese eher einen guten Ruf bei den Primatologen! So wurde der *Sasquatch* von **Dr. Grover Krantz** (1986) von der Washington State University als *Gigantanthropus canadensis* beschrieben, nach eingehender Untersuchung von Gips-Formen, die *Dermatoglyphen* (Hautlinien) zeigten.

Zu seiner Zeit war der deutsche Paläontologe **Franz Weidenreich** (1945) aus idealistischen Gründen ziemlich geneigt gewesen, den fossilbekanntesten *Gigantopithecus* („Riesenaaffe“) in *Gigantanthropus* („Riesenmensch“) umzutaufen!

Als von diesem großen Primaten von dem Holländer **G. von Königswald** ein Zahn in Südchina entdeckt wurde, konnte über dessen Natur nicht viel gesagt werden. Nun kennen wir einige Unterkiefer und hunderte dieser Zähne. In den Büchern wird der *Gigantopithecus* in der Vierbeiner-Stellung dargestellt (Coppens 1983), wie ein übergroßer Gorilla, obwohl nichts dieses Bild wirklich bestätigt. Die Zähne wirken eher human.

Bernard Heuvelmans hatte bereits 1952 in Erwägung gezogen, dass *Gigantopithecus* ein Vorfahre des großen *Yeti* sein könnte. Wie der Amerikaner **G. Krantz** weist er auf eine enge Verwandtschaft mit dem *Sasquatch* hin, der in prähistorischen Zeiten, von Südostasien kommend, über die Beringstraße hingewandert sein mag.

Falls spätere Entdeckungen diese Ansichten bestätigen sollten, empfiehlt es sich, den „Riesenaffen“ *Gigantanthropus* zu nennen. In solchen Fällen hat nämlich der zoologische Name gegenüber dem paläontologischen Vorrang. Das würde schließlich auch dem Wunsch des deutschen Naturforschers Franz Weidenreich voll entsprechen.

Ob der *Sasquatch* mit dem großen *Yeti* (*Nyalmo*, *Tok*, *Xiao*) identisch ist, bleibe jedoch dahingestellt. Die vierzig Zentimeter langen Fußabdrücke gehören Wesen an, die zwar mit fliehender Stirn, aber mit vorspringendem Kinn (Bleuze 1994), beschrieben sind. Die asiatischen Riesen, von Tibet bis Burma oder Malaysia, sind recht affenähnlich, auch wenn sie aufrecht gehen und Spuren machen, die an einen menschlichen Fuß denken lassen. Verwechslungen mit kontinentalen Orang-Utans dürften auch vorliegen, besonders im südlichen China. Auch aus Malaysia gibt es Berichte von einem Riesenmenschen, *Jarang Gin*.

Als er 1993 von einer Studienreise zurückkehrte, erzählte mir Dr. Heuvelmans die Geschichte von Mokhtar Mohamad: Im dichten Wald spürte dieser, wie eine enorme behaarte Hand ihn packte; als er sich umdrehte, sah er einen drei Meter großen *Jarang Gigi*! Zwar lief er davon, doch die Riesen verhalten sich friedlich. Vielleicht versuchen sie sogar Kontakt mit uns, *Homo sapiens*, herzustellen.

Die Relikt-Neanderthaler

Asien beherbergt noch ein sehr erstaunliches Wesen, das uns morphologisch und anatomisch wohl am nächsten steht. Es dürfte mit dem Neandertaler-Menschen aus unseren Schulbüchern

identisch sein. Wir werden diese nächtliche Bergkreatur, in Anlehnung an Bernard Heuvelmans (1974), *Homo pongoides*, als Synonym von *Homo neanderthalensis*, benennen.

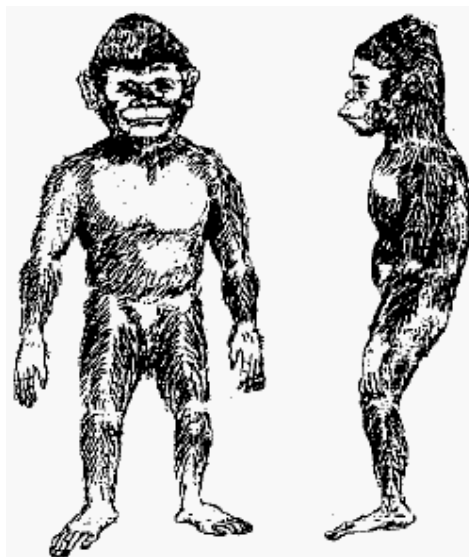
Zwar wird er von unseren Wissenschaftlern mitunter als unser „Ahne“ angeführt, aber es wird seit einigen Jahrzehnten ersichtlich, dass Menschen *modernen Aussehens* dem Neandertaler fossilienbelegt in Afrika und dem Nahen Osten vorangegangen sind.

Während der letzten Kälteperioden in Europa verdrängten zwar die *pongoïdes* zu bestimmten Zeitperioden die *sapiens*, wenn die vorherrschenden schlechten Klimabedingungen dessen Zivilisation(en) vernichteten. Die aus den Gebirgen herunter kommenden Neandertaler waren an solche extremen Konditionen schlechthin besser angepasst. Aber als sich die Wetterlage merklich verbesserte, kehrten unsere Ahnen in die Tiefländer Europas zurück und verdrängten wiederum die Neandertal-Menschen in die Berge oder in die tiefsten Wälder. Seitdem gelten sie als ausgestorben. Wie es der französische Naturforscher **Michel Raynal** (1994) klar zum Ausdruck brachte: hinter diesem Schuldogma des Neandertaler-Verlöschens verbirgt sich immer noch der alte Glaube, dass sie sich einst in moderne Menschen „umgewandelt“ hätten. Doch fanden logischerweise die *pongoïdes* Zuflucht in den hohen Gebirgsketten, wo ihnen auch das Klima mehr zusagte als in den milden Tiefländern.

Die kryptozoologische Forschung fand heraus, dass in den Pyrenäen viele Überlieferungen existieren, wonach behaarte Wildmenschen bis in die jüngste Vergangenheit dort überlebt haben mögen (Raynal 1989, 1993). Über die Gebirgskette Sierra Nevada - Riff, die einst eine Landbrücke zwischen Europa und Afrika bildeten, wären diese Neandertaler bis in die heutigen Maghreb-Länder vorgestoßen (de Sarre 1995c).

Nach **Koffmann** (1991) kommen sie in Kaukasien noch vor. In den Gebirgen Ost-Pakistans wurden vom spanischen Zoologen **Jordi Magraner** (1991) entsprechende Berichte gesammelt. Und nach Bernard Heuvelmans (1974, 1986, 1993) darüber hinaus auch in weiten Gebieten Eurasiens. Der sogenannte „Yeti“ oder *Yeren* aus Zentralchina wäre auch solch ein Relikt-Neandertaler.

Ein solches Geschöpf, in den USA auf Jahrmärkten ausgestellt und in einer Tiefkühltruhe aufbewahrt, wurde vom Zoologen Bernard Heuvelmans (1974) unter die Lupe genommen und mit dem wissenschaftlichen Namen *Homo pongoides* belegt. Der Ursprungsort dieses von Jägern (oder Militärs) abgeschossenen Waldmenschen dürfte Vietnam gewesen sein.



Orang-Pendek (nach Martyr [1993]).

Sollte der Homo pongoides mit dem fossilbekanntem Neandertaler identisch sein, bekommt der erstere Name Vorrang und ersetzt den paläontologischen Namen *neanderthalensis*.

Das rekonstruierte Bild des *Pongoïd*-Menschen wurde Augenzeugen aus Pakistan gezeigt und mit dem lokalen *Bar-Manu* gleichgesetzt. Diese Wesen, seien sie nun fossil oder rezent, waren an Kälte und Gebirgsleben angepasst. Die eigenartige Schädelstruktur mit dem vorspringenden Gesichtsteil könnte wohl auf die Weise entstanden sein, dass die Wildmenschen aus den Gebirgen Europas ihren Mund nach und nach *als eine Art dritte Hand* benutzten. Durch die stetige Kletterei in den Felsen entstanden weitere Abweichungen gegenüber dem „modernen“ Menschen (der dem Neandertaler wohl lang vorausging): Der Daumen verlor an Beweglichkeit, was die Tatsache erklärt, dass der Mund allmählich zu feinen *Greifzwecken* herangezogen wurde, und bestand nunmehr aus zwei gleichlangen Fingerknochen. Allgemein wird gemeint, dass die mächtige Hand eines Neandertalers eine bis zu zwölfmal stärkere Packkraft ausüben konnte als unsere eigene Hand. Die sehr breiten Füße mit behaarten Oberseiten zeigen gekrümmte bewegliche Zehen, die das Auf- oder Absteigen in den Felsklippen hervorragend ermöglichen.

Im Vergleich mit dem *Homo sapiens*, der ein tagaktiver, geselliger, im Bereich milder Temperaturen lebender Mensch war, ist der *Homo pongoides* eine nächtliche, einzeln lebende und kälte liebende Menschenspezies, die von der unseren grundlegend abweicht, auch wenn in (prä-)historischen Zeiten *Hybriden* entstehen konnten.

Diskussion

Studiert man die paläontologischen Fakten objektiv unter Beiziehung des willkommenen Beitrages seitens der Kryptozoologie, so gelangt man zu folgenden Aussagen:

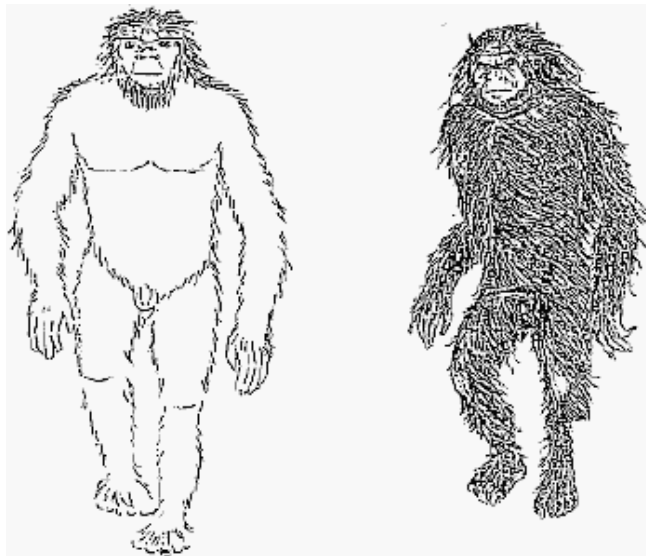
- 1) Ein Überleben von diversen Waldmenschen oder Wilden Menschen respektive Menschenartigen bis zum heutigen Tage stellt an sich ein ebensowenig erstaunliches Phänomen dar wie das Überleben der Großaffen in ihren jeweiligen Relikt-Arealen.
- 2) Evolutionistische Vorurteile schulwissenschaftlicher Natur über den Zeitpunkt des Erscheinens des *Homo sapiens sapiens*, angeblich erst vor wenigen Jahrzehntausenden (konventioneller Zeitrechnung) und die überholte Vorstellung einer Affenabstammung des Menschen verhindern, dass die Forschungserkenntnisse der Kryptanthropologie gebührend berücksichtigt werden.
- 3) Die Fossilienfunde deuten an sich darauf hin, dass es geologische Perioden gegeben haben muss, in denen gewisse nicht-sapiensartige Hominiden zahlenmäßig bedeutender waren als die humane Spezies.
- 4) Es gab immer eine zeitliche Koexistenz vom „Jetztmenschen“ mit aufrechtem Gang und verschiedenen Primaten-Formen in verschiedenen Graden der Dehominisierung. Das evolutive Phänomen der Dehominisierung oder *Entmenschlichung* dürfte jeweils zustande gekommen sein, wenn unter schlechtesten Klimabedingungen (nach einer großen Naturkatastrophe wie etwa ein Planetoiden-Impakt) Menschengruppen einer kulturellen Dekadenz unterworfen wurden. Einseitige Pflanzen- oder Fleischkost sowie Vitaminmangel (Sanderson 1963) führten zu physiologisch-anatomischen Veränderungen und einem Umbau des Körpers im Sinne dieser *Entmenschlichung*.

In Anlehnung an Bernard Heuvelmans (1974) wird folgende, die *menschliche Form verändernde* Entwicklung, als Dehominisierung bezeichnet: Die Stirn wird flacher, Schnauze und Kiefer

mächtiger, der Kauapparat kräftiger, was zur Stärkung der Knochenauswüchse am Schädel, wo die beteiligten Muskeln ihre Ansatzpunkte haben, führt. Die gesamte Gestalt ändert sich, die Körperhaltung neigt immer mehr nach vorn, bis die Vierfüßler-Haltung erzwungen wird. Sämtliche Wesen, die von Dehominisierung betroffen werden, hören auf, sich wie Menschen zu benehmen. Sie gleichen um so mehr der Vorstellung, die wir von einem Tier haben.

Schlusswort

Im theoretischen Rahmen der Annahme einer ursprünglichen Bipedie (aufrechter Gang auf zwei Füßen) werden infolgedessen „Relikt-Hominiden“ *nicht* als unsere „Ahnen“ oder deren wildere Abkömmlinge hingestellt, sondern eher als überlebende Seitensprosse des ehemals verzweigenden und gewissermaßen „explodierenden“ Menschenstammes!



Links: *Bar-Manu* (nach Magraner [1991]).
Rechts: *Homo pongoides* (nach Heuvelmans [1993]).

In vielen Fällen, wie wir sahen, entsprechen den fossilen Funden die von kryptozoologischer Seite entworfenen Porträts der Wild- und Waldmenschen oder Menschenartigen:

Der klassische Yeti mit dem „Zuckerhut“-förmigen Kopf dürfte wohl ein vierbeiniger Affe sein, der anscheinend mit dem fossilen *Siva-Ramapithecus* identisch und mit dem Orang-Utan am nächsten verwandt ist.

Die afrikanischen *Kikomba*, *Kakundakari*, *Agogwé* scheinen nach Ansicht mancher Autoren möglicherweise überlebende Australopithecinen der *grazilen* oder der *robusten* Art zu sein; vielleicht sind sie aber doch eher dem *Homo erectus* zuzurechnen, wobei dann die kleineren Sorten zum *Homo-sapiens*-Artenkreis zu rechnen wären.

Der sumatrische *Orang-Pendek* wäre ein viel besserer Bewerber für den „Relikt-*Australopithecus*-Rang“ als die bekannten afrikanischen Fälle.

Die riesigen *Sasquatch* und *Nyalmo* könnten mit dem fossilen *Gigantopithecus* gleichzusetzen sein, trotz der Benennung *Gigantanthropus* für den nordamerikanischen Bigfoot!

Die *Almasty*, *Kaptar*, *Bar-Manu* etc. scheinen echte Neandertaler zu sein, die seit Jahrtausenden in Hochgebirgen und abgelegenen Waldgebieten hausen (in der Erwartung vielleicht, die früher von ihnen besiedelten Gebiete in den Tiefländern wieder zurück zu erobern?).

In einem Fall wie bei einem Asteroiden-Einschlag oder anderen gigantischen Kataklysmen bliebe wohl auch keine andere Alternative, als für einige Jahrhunderte in Höhlen oder andere Bunker zurückzukehren und sich große Sorgen um das eigene Überleben zu machen! Was dann weniger der Fall für Wild- und Waldmenschen wäre, die dann vielleicht gar in für sie echt gesegnete Zeiträume hineinkämen.

Dies ist vielleicht die einfache, zoologische Erklärung zu dem großen *Relikt-Hominiden-Mysterium!*

Notreaktion

© 1996 Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 17/1996

*Es ist selten, dass ein Mensch weiß,
was er eigentlich glaubt.
(Oswald Spengler)*

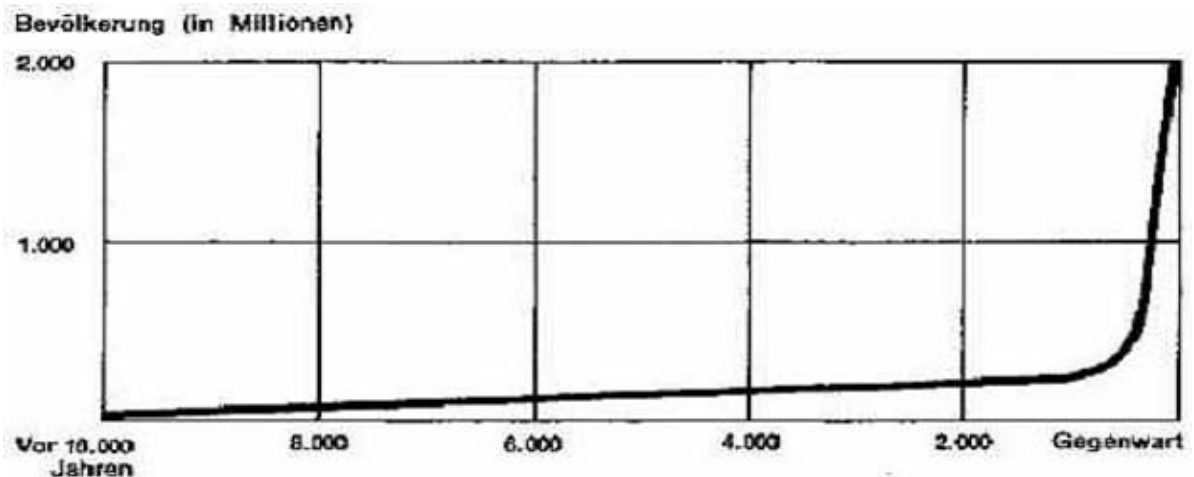
Was treibt die Menschheit eigentlich dazu, derart permanent und ungebremst auf den eigenen Untergang hinzuarbeiten, wie wir es beobachten können? Betrachten wir mit offenen Augen unsere Welt, so sehen wir derzeit eine maßlose Vermehrung der Menschen. Parallel dazu entsteht zwangsläufig eine dramatische Schädigung der Natur-Ressourcen, woraus wiederum Hungersnöte in immer größeren Ausmaßen resultieren. Es werden Kriege geführt - insbesondere unter und in den sogenannten Entwicklungsländern - die nicht etwa irgendeinen Landgewinn zum Ziel haben, sondern um möglichst viele „Feinde“ umzubringen, ganze Völker auszurotten und — um überlebenswichtige Nahrung. Ja sogar um Wasser wird schon gekämpft, weil es immer knapper wird. Flüchtlingsströme ohne Ende, mit ausgemergelten, verhungerten Menschen, sind zu Regionen unterwegs, von denen man annimmt, dass die Ernährung hier besser gesichert sei als in der angestammten Heimat. Fast täglich sehen wir im Fernsehen solche alarmierenden Bilder, doch wer nimmt sie noch als das wahr, was sie sind? Es ist doch vorauszusehen, dass die darbenenden Menschenmassen aus den „Hungerländern“ in neuen Völkerwanderungen in die von der Natur mehr begünstigten oder durch eine effektivere Wirtschaftsstruktur wohlhabenderen Länder drängen werden. Bisher beschränkte sich ein solcher Exodus noch auf relativ wenige Einzelmenschen über eine Einwanderung.

Parallel zu der alarmierenden Bevölkerungsexplosion verkündet ja die katholische Kirche immer noch und immer wieder - an der Spitze der Papst - völlig paradox die Losung vom „Kindersegen“: je mehr, je besser.

Man muss sich - angesichts der Zustände in unserer heutigen Welt - wirklich nicht mehr fragen, ob das Ausgeben einer solchen „Losung“ nicht immer größere Gefahren heraufbeschwört. Wir sehen sie täglich. Gewiss, die Frage einer Geburtenkontrolle ist eine Frage der Weltanschauung und der Kultur, in der man lebt. Doch wo soll es hinführen, wenn wir weiterhin ungebremst Kinder in die Welt setzen? Es ist nicht nur der Papst, der das proklamiert, auch wenn er mit dieser „Losung“ missionarisch die Welt bereist. Die Bevölkerung nimmt auch in den nichtchristlichen Ländern in Südostasien (vielleicht außer China) und in den islamischen Ländern rapide zu. Und das westlich-materialistische „Wachstums-Credo“, von dem inzwischen alle Länder angesteckt zu sein scheinen, macht dann das Maß dann endgültig voll.

Unsere westliche Zivilisation, unsere Kultur, unsere Ethik, auf die wir so stolz sind, alles basiert bei uns letztendlich auf der christlichen Religion. Insbesondere, weil diese kein Original ist, sondern ein Konglomerat aus allen möglichen früheren Religionen (1). Doch wie realitätsfremd diese im Grunde ist, sehen wir daran, dass sie uns an den Rand des Abgrundes gebracht hat. Ich muss hier nicht detailliert auf die daraus resultierenden Mitweltzerstörungen durch das übermächtige Bevölkerungswachstum eingehen, darüber gibt es genug Literatur. In jeder Zeitung kann man täglich irgendwelche Alarmmeldungen lesen. Doch wir sind ja bereits so abgestumpft, dass wir sie überhaupt nicht mehr wahrnehmen! Eine Bevölkerung - wie groß oder klein sie auch ist - will schließlich nicht nur ernährt, sie will und muss auch mit lebenswichtigen (und - unwichtigen) Dingen des täglichen Lebens versorgt werden. Sie verbraucht eine Unmenge an Energie und produziert Massen von Müll und anderen Abfällen. Je mehr, umso mehr. Ungezügelt mehr. Das predigt unsere Kultur der ganzen Welt. Wachstum auf „Teufel komm raus“! Wir können es täglich beobachten. Es stellt sich die Frage, ob wir wirklich auf diese Errungenschaften unserer hochgepriesenen Kultur stolz sein können oder ob wir das nicht

besser schnellstens ändern sollten, solange wir noch eine kleine Chance dazu haben? In der Natur gibt es eine Art Regelmechanismus, der immer dann in Kraft tritt, wenn eine Art oder Gattung dem Aussterben nahe ist: es erfolgt eine übermäßige Vermehrung. Das ist eine, jedem Biologen bekannte Notreaktion der Natur auf eine befürchtete bevorstehende Vernichtung der Art. Der Sinn dahinter ist, dass bei der herannahenden Katastrophe - woraus auch immer sie bestehen mag - wenigstens einige wenige Individuen überleben könnten, um den Fortbestand der bedrohten Art zu gewährleisten. Dieser Regelmechanismus setzt bereits beim herannahenden Tod eines Einzelindividuums ein. Das kann jeder selbst in der Natur hautnah beobachten, wenn beispielsweise Pflanzen, deren Schädigung einen Tod voraussehen lassen, übermäßig viele Samen oder Ableger produzieren.



Die hier dargestellte Kurve zeigt das Anwachsen der Menschheit während der letzten zehntausend Jahre (aus: Karlheinz Deschner: „Das Kreuz mit der Kirche“, Düsseldorf/Wien 1992).

Diese Grafik ist in zwar in keiner Weise gesichert. Es handelt sich hierbei um Hochrechnungen und Schätzungen, und die Kurve dürfte mit großer Sicherheit bei weitem nicht derart gleichförmig über die Jahrtausende verlaufen, doch selbst wenn einige Schwankungen hinzukommen und eventuell der rapide Anstieg in der Gegenwart nicht ganz so dramatisch verlaufen sollte, zeigt diese Grafik eindrucksvoll, wie alarmierend unsere heutige Situation ist.

Betrachten wir nun die Entwicklung der Erdbevölkerung, so müssen wir nachdenklich werden. Die inzwischen jedem geläufige, unkontrollierbare Bevölkerungsexplosion setzte etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts ein. Zuvor betrug die Weltbevölkerung

- im Jahre 1650 **nur** 470 Millionen,
- um 1750 etwa 694 Millionen,
- selbst 1800 nur 906 Millionen Menschen,
- im Jahre 1900 bereits 1,6 Milliarden.

(Diese Zahlen sind zwar reine Schätzwerte, basieren jedoch auf Ausgrabungen, Überlieferungen, Dokumenten, Berechnungen, Rekonstruktionen usw.).

Die wahre, regelrecht explosive Vermehrung ist demnach erst seit dem zweiten Weltkrieg zu beobachten. Sie verläuft parallel mit unserer technischen Entwicklung. Waren es - geschätzt - nach dem Ende des Krieges noch etwa 2,4 Milliarden Menschen (1950), die unsere Welt bewohnten, lag ihre Zahl nur 25 Jahre später - 1975 - bereits bei 4,1 Milliarden. Bemerkenswert

ist, dass auch die beiden Weltkriege mit ihren über hundert Millionen Toten diese rapide ansteigende Vermehrungskurve nicht im geringsten beeinflussen konnten, genauso, wie keiner der nachfolgenden Kriege, egal in welchem Land er stattfand, sich reduzierend auf die jeweilige Bevölkerungsstatistik auswirkte.

In den siebziger Jahren wurde im Auftrag der amerikanischen Regierung ein Bericht über die menschliche Entwicklung in der nahen Zukunft bis zur Jahrtausendwende erstellt, der auch bei uns großen Anklang fand. In dem Werk „Global 2000“, das daraus entstand, errechneten und prognostizierten Wissenschaftler aller Fakultäten ein Zukunftsszenario auf der Basis der damaligen Kenntnisse und Erkenntnisse. Dieses umfassende Werk warnte eindringlich u.a. vor den Gefahren einer unkontrollierten Vermehrung der Menschheit. Bemerkenswert ist, dass man in diesem Werk eine Weltbevölkerung von 6,35 Milliarden für das Jahr 2000 voraussagte. Viele hielten damals diese Zahlen für maßlos übertrieben und dachten, die verantwortlichen Wissenschaftler wollten durch übertriebene Zahlen abschrecken, gingen doch konventionelle Berechnungen von „nur“ fünf Milliarden aus — die jedoch erst im Jahre 2025 erreicht werden sollten.

Die raue Wirklichkeit hat alle diese angeblich „maßlos übertriebenen“ Berechnungen bereits zu Makulatur werden lassen: bereits fünf Jahre vor der Jahrtausendwende ist die Menschheit auf rund acht Milliarden angewachsen — manche Wissenschaftler meinen sogar, es seien inzwischen weitaus mehr —, und es ist kein Ende der Zunahme abzusehen, im Gegenteil: die Bevölkerungszunahme erfolgt immer schneller. *Seit Beginn unseres Jahrhunderts* haben wir eine *Verfünffachung* der Erdbevölkerung!

Es stellt sich die Frage, warum zur Zeit eine derart unmäßige Vermehrung der Menschheit zu beobachten ist? Und eine weitere Frage stellt sich: warum werden in unseren Medien diese alarmierenden Zahlen immer noch heruntergespielt, indem einfach die zu niedrigen Schätzzahlen, die teilweise aus den fünfziger Jahren stammen, zitiert werden?

Jede Lebensform besitzt ein kollektives Artenbewusstsein, das gilt heute als gesicherte, nachgewiesene Erkenntnis. Dieses Artenbewusstsein, das auch Kollektivbewusstsein genannt wird, schließt jedes einzelne Individuum einer Art ein.

Das persönliche Identitätsfeld eines jeden Lebewesens - auch Aura oder feinstofflicher Körper genannt - steht in einem ständigen, interaktiven Kommunikationsaustausch mit dem übergeordneten Artenbewusstsein. Diese Verbindung und der Datenaustausch funktioniert (zum Glück!) völlig unabhängig und unbeeinflussbar von unserem Wachbewusstsein und entzieht sich bisher erfolgreich dem Zugriff unserer Wissenschaftler (sonst würden wir auch hier noch herumpfuschen). Wir können die Funktion des Artenbewusstseins an dem simplen Beispiel erkennen, wenn ein Erfinder irgendetwas erfindet und zeitgleich, irgendwo an anderen Stellen der Erde, andere Erfinder dasselbe erfinden, völlig unabhängig voneinander und im Regelfall ohne eine Kenntnis von den „Parallel-Erfindern“. Das zeigte sich an ungezählten Erfindungen. Wie kommt ein solches zustande? Das jeweilige Unbewusste (des Erfinders) nahm die Information (der Erfindung) aus dem Artenbewusstsein (wo sie gespeichert ist) über die Kommunikationsverbindung durch das persönliche Identitätsfeld auf.

Wenn unser Artenbewusstsein mit jedem einzelnen Identitätsfeld in wechselseitiger Verbindung steht - und das ist so -, so kann man durchaus daraus schließen, dass unser Gruppenbewusstsein mehr „weiß“ als ein Einzelindividuum. Es hat mit hoher Wahrscheinlichkeit auch den größeren Gesamtüberblick über die Gefahren, denen die Menschheit ausgesetzt ist oder sich selbst aussetzt. Deshalb sollten wir schleunigst darangehen, dieses unser Kollektivbewusstsein zu befragen, welches die Gefahren sind, die der Menschheit drohen, und konsequent dagegen angehen, ehe es zu spät ist: sind es sogenannte hausgemachte oder natürliche Gefahren? Denn nicht ohne triftigen Grund hat die Natur die Notreaktion einer übermäßigen Massenproduktion in Gang gesetzt.

Doch wie so oft: wir stehen - wieder einmal? - mit geschlossenen Augen davor. Schon in der Bibel steht es: „*Menschensohn, hast du Augen zum Sehen und siehst doch nicht!*“

Anmerkung

(1) Die christliche Kirche hat jedoch immer nur das übernommen, was ihr ins Konzept passte, ob positiv oder negativ.

Literatur

Das neue Taschenlexikon in 20 Bänden, Gütersloh 1992.

Der kleine Brockhaus in zwei Bänden, Wiesbaden 1961.

Karlheinz Deschner: „Das Kreuz mit der Kirche“, Düsseldorf/Wien 1992.

Reinhard Kaiser (Hrsg.): „Global 2000. Der Bericht an den Präsidenten“, Frankfurt/Main 1980.

Prof. Dr. Carl Troll (Hrsg.): „Großer Herder Atlas“, Freiburg im Breisgau 1958.

Immanuel Velikovsky: „Das kollektive Vergessen“, Frankfurt/Berlin 1987.

Weiterführende Literatur

Gernot L. Geise: "Unsere Existenz: Nur ein Traum?", Peiting 2002.

Die Eiszeit-Lehre und Peter Warlows „Magic-Top“-Szenario

© 1996 Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 17/1996

Die wichtigste Publikation der letzten Jahrzehnte zur Eiszeit- und generell zur Kataklysmen-Problematik war vielleicht Peter Warlows - weitgehend unbeachtete oder nicht genügend ernst genommene - Arbeit, in der er die Erde mit einem „magic top“ (Wunder-Kreisel) oder „tippe top“, einem bekannten Kinder- und Erwachsenen-Spielzeug, verglich (1).

Mit diesem „magic top“ (s. Abb. 1) kann man leicht sehr plötzliche Präzessions-Phänomene (2) produzieren: rasche, erhebliche Polverlagerungen oder auch eine plötzliche Umkehrung der Rotationspole um 180 Grad, so dass - wäre der Spielzeugkreisel die Erde - sich die Nordhalbkugel des Nachts plötzlich unter dem Kreuz des Südens sehen würde.

Man beachte, dass Warlows Arbeit in einer der renommiertesten schul-naturwissenschaftlichen Zeitschriften publiziert wurde, trotz der offensichtlichen Affinitäten zu Velikovsky! Es wurde zwar - so etwa von W. Marold (3) - bezweifelt, ob man das Warlow-Modell auf den Planeten Erde anwenden könne. Warlow erläutert aber ganz klar, dass und warum aus physikalisch-geophysikalischen Gründen die Erde ein noch viel geeigneterer Kandidat als der „magic top“ ist, an ihr plötzliche, auffällige Präzessions-Phänomene (erhebliche Polverlagerungen, bis zum Kippen um 180 Grad) zu produzieren. Ein Kraftanstoß aus dem Kosmos, etwa eine Planeten-Nahbegegnung, vorausgesetzt! Dabei spielt es offenbar keine erhebliche Rolle, dass der „magic top“ auf einer festen Unterlage, etwa einem Tisch, kreiselt - und sein Umkehrmanöver vorführt -, wohingegen die Erde frei im Weltraum rotiert.



Abb. 1: Umkehrkreisel („magic top“).

Das Interessante am „magic top“ ist, dass sein Verhalten auch die Erklärung dafür liefern könnte, inwiefern es möglich gewesen sein könnte, dass die Sonne einstmals wiederholt im Westen aufgegangen sei, wie von Herodot (4) berichtet. Von einem plötzlichen Anhalten der Erdrotation und ihrem Wieder-in-Bewegung-Setzen in umgekehrter Drehrichtung kann dabei selbstverständlich keine Rede sein! Denn erstens wäre bei einem mehr oder minder plötzlichen Anhalten, innerhalb von Stunden etwa, wohl alles auf der Erde von Super-Erdbeben, Super-Orkanen und kilometerhohen Riesen-Tsunamis vernichtet worden und niemand mehr übrig geblieben, davon zu berichten. Und zweitens ist auch ein plötzliches Wieder-in-Bewegung-Setzen in umgekehrtem Rotationssinne sehr unwahrscheinlich.

Das Rätsel löst sich dahingehend, dass bei Warlows taumelnder „Magic-top“-Erde die rasch präzessierende Polverlagerung so kompliziert, dabei aber so „sanft“ verläuft, dass die Kataklysmen sich in Grenzen halten und die Menschheit zwar wohl dezimiert, aber keinesfalls total vernichtet wird. Der „magic top“ ändert bei diesem höchst studierenswerten Manöver seine Drehrichtung nicht, aber dennoch geht am

Ende die Sonne für einen Beobachter auf der Erde plötzlich in der entgegengesetzten Himmelsrichtung auf! Vielfach wurde die Publikation Warlows nicht sorgfältig genug studiert (s. Abb. 2), es ist kein Denkfehler drin, wie Marold (5) meint. Davon kann sich jedermann anhand eines „magic top“, den man in jedem Spielwarengeschäft bekommt, überzeugen!

Allerdings muss sorgfältig beobachtet werden! Es wäre ein wichtiges Desiderat, den Vorgang einmal zu filmen und den Film dann im Zeitlupentempo abzuspielen, um Zweifler zu überzeugen. Nach Warlows Denkmodell hätte sich die Erde also durchaus in prä-/protohistorischer Zeit zeitweise, wie in den Abbildungen 3a und 3b gezeigt, drehen können. Es stehen diesbezüglich also nun seine These und die von Armin Naudiet (6) vorgetragene zur Diskussion.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die These Warlows nun aber vor allem für jegliche Eiszeit-Diskussion! Nach Warlow handelt es sich bei den, einem angeblichen „Großen Eiszeitalter“ zugeschriebenen, Phänomenen mit erheblicher Wahrscheinlichkeit ganz einfach um die Folgen von Polverlagerungen, mit entsprechenden Verlagerungen der Nord- und Süd-Polargebiete. Wobei die Polverlagerungen innerhalb etwa 24 Stunden erfolgt sein könnten und die zwischen den Polverlagerungen liegenden Phasen mit stabiler Orientierung der Erde im Weltraum vielleicht nur Jahrhunderte, bestenfalls Jahrtausende gedauert haben könnten. Keine Rede dann also von einem 1.000.000 Jahre langen Quartär oder „Großen Eiszeitalter“!

Zwischen Warlows Szenario und dem von Naudiet in einem vorangegangenen Beitrag (7) präsentierten besteht wohlgerne ein Unterschied, wobei aber dennoch die eine These die andere nicht auszuschließen braucht. Und beide nicht zeitgleiche Impakte kleinerer Himmelskörper auf die Erdoberfläche oder in den Ozean ausschließen! Man stelle sich eine Planeten-Nahbegegnung etwa zwischen Erde und Mars vor: die planetoidenartigen Marsmonde könnten dann, sollte es zu Impakten kommen, das Chaos während der Erdumkehr-Kataklysmen noch vergrößern. Es könnten dann etwa - im Sinne von E. Spedicato (8) - bei einem Impakt in den Ozean warme Dauerwolkenbrüche und gigantische Tsunamis Inlandvergletscherungen paroxistisch beenden helfen, respektive ebendiese Riesen-Tsunamis gewaltige Eismassen vom aufbrechenden Packeis des Nordpolarmeeres weit ins Festland hinein verdriften.

Folgt man Warlows Überlegungen, so gerät man sehr rasch auf den Gedanken, ob nicht die angeblichen, wiederholten Eiszeiten (mit möglicherweise warmen Zwischen-Intervallen) unserer „Eiszeit-Scholastik“ in Wirklichkeit wiederholten Polverlagerungen geschuldet sind? Wie Warlow zeigt, sind Polverlagerungen bei unserem Erde-Planeten recht leicht zu induzieren, beispielsweise - wie eben erwähnt - durch Planeten-Nahbegegnungen im Sinne Velikovskys. Der Verfasser des vorliegenden Beitrages glaubt allerdings, dass zusätzlich unbedingt noch häufigere Impakt-Kataklysmen mit ins Kalkül gezogen werden müssen, um ein realistisches Bild der Erdgeschichte für die Zeit seit dem Ende des Tertiärs zu erhalten und alle dem angeblichen „Großen Eiszeitalter“ zugeschriebenen Phänomene richtig und kohärent zu deuten.

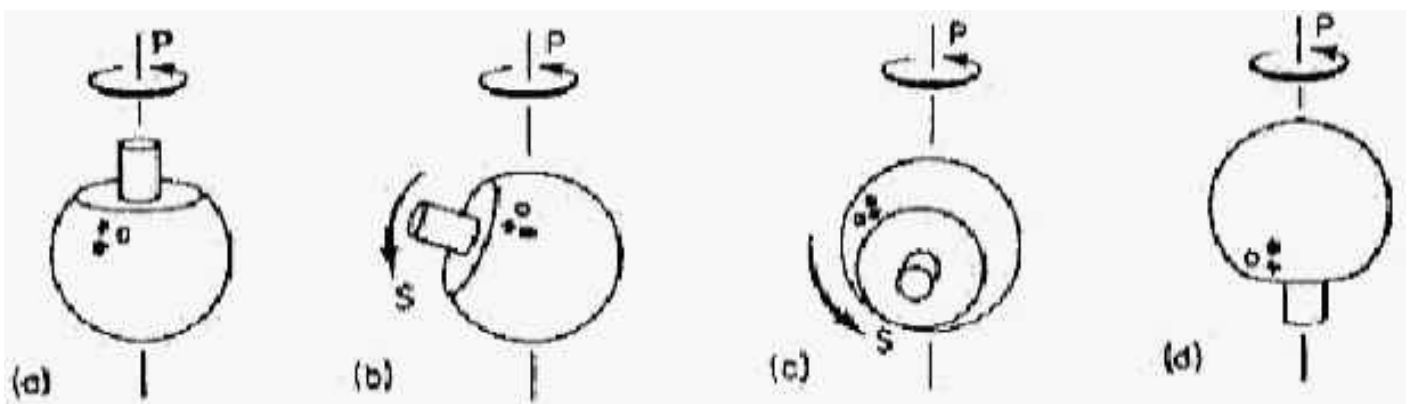


Abb. 2: Umkehrmanöver des „magic top“ nach Warlow. In (a) ist der ursprüngliche Rotationszustand gezeigt, mit der Rotation P um die senkrechte Achse. Bei (b) und (c) befindet sich der „magic top“ in Zwischenphasen während des Kippens, wobei die primäre Rotation P weitergeht, jedoch eine sekundäre Rotationskomponente S um eine horizontale Achse hinzugekommen ist. In (d) ist der Zustand nach der vollendeten Polumkehr wiedergegeben. Für einen externen Beobachter bleibt der Rotationsvektor P während der ganzen Bewegungsabfolge fast unverändert (Warlow, op. cit.).

Die Zahl der angeblichen Eiszeiten und Gletschervorstöße innerhalb des angeblichen „Großen Eiszeitalters“ ist stetig erhöht worden (9). Handelte es sich dabei um wiederholte Polverlagerungen, d.h. plötzliche, kosmisch-induzierte Präzessions-Ereignisse im Sinne Warlows? Das ist in der Tat naheliegend! Würde etwa unser heutiges, vergletschertes Grönland oder die Antarktis durch eine Polverlagerung plötzlich in ein subtropisches oder tropisches Gebiet verlagert, würde es ein kataklysmisches Abschmelzen der Eisdecke geben. Und in der Tat ist in der Spezial-Literatur durchaus zuweilen von einem „paroxistischen Ablauf des Fluvioglazials“ (10) die Rede!

Der Physiker Christian Blöss (11) hat mit einem an sich verdienstvollen Beitrag zu unserem Thema - wenn ich ihn recht verstehe (12) - den Eindruck zu vermitteln versucht, das Denkmodell Warlows scheitere an den physikalischen Fakten. Ich möchte den von mir geschätzten Autor hiermit auffordern, Warlows Arbeit noch einmal gründlicher zu studieren, die Frage einer Erdachsenkippung durch einen „vorbei fliegenden magnetischen Dipol“ ausführlicher als nur mit einem Satz zu behandeln und generell auch die Frage einer elektrostatischen Ladung der beteiligten Himmelskörper mit ins Kalkül zu ziehen! Das ist von Velikovsky (13) und den Velikovskyanern immer wieder gefordert worden. Das Thema ist zu wichtig, als dass man es mit so leichter Mühe abtun sollte!



Abb. 3a: Die Erde nach einer Polumkehr. Für Iberien - und Westeuropa generell - würde nun die Sonne über dem Atlantik aufgehen! Meeresströmungen und Passatwinde würden „Transfusionen“ aus der Karibik zur Iberischen Halbinsel begünstigen.

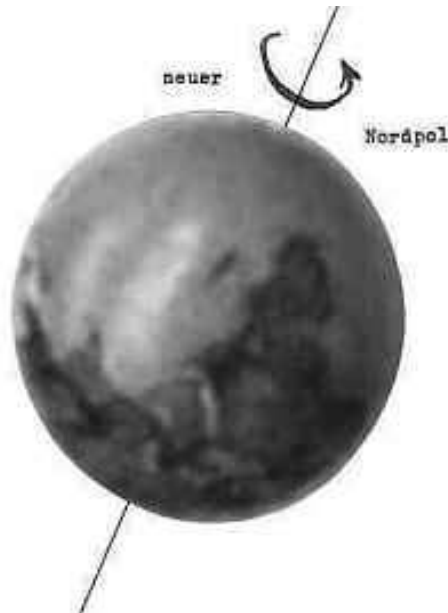


Abb. 3b: Die Erde nach einer Polumkehr. Es wäre ein Super-Kuroshio oder Super-Golfstrom von Indonesien an Madagaskar und der Südspitze Afrikas vorbei nach Brasilien denkbar.

Im übrigen: physikalische Theorien hin oder her, wir sollten sie nicht ernster nehmen als vertretbar, uns nicht von ihnen hypnotisieren lassen! Es ist kein großes Geheimnis, dass unser schulnaturwissenschaftliches Weltbild nichts als eine Momentaufnahme, ein Provisorium ist. Kein ehrlicher Kenner der Materie wird das bestreiten. Tatsache ist, dass die bisherigen „Eiszeit“-Theorien mit großem Misstrauen betrachtet werden müssen, und dass Herodot davon berichtet, die Sonne habe sich in spätprähistorischer oder frühgeschichtlicher Zeit auch schon umgekehrt, von West nach Ost über den Himmel bewegt. Und Tatsache ist auch, dass Impakt-Ereignisse in ihrer Bedeutung für die Erd- und Menschheitsgeschichte und in ihrer mutmaßlichen Häufigkeit weit unterschätzt wurden. Davon müssen wir ausgehen! Nur das kann am Anfang unserer Überlegungen stehen, nicht irgendwelche zeitbedingten Lehrmeinungen. Auch am warlowschen Trigger-Mechanismus für rasch präzessierende Polverlagerungen per se sind wohl kaum ernsthafte Zweifel möglich. Das Haupt-Fragezeichen bleibt, ob die von Warlow und Naudiet erneut postulierten velikovskyschen Planeten-Nahbegegnungen sich tatsächlich ereignet haben.

In diesem Zusammenhang wird es sehr wichtig sein, die von Naudiet (14) 1994 erstmals präsentierte These mit ins Kalkül zu ziehen, wonach ein partielles Kippen der Erdachse möglicherweise auch - statt um den Erdmittelpunkt - um die Antarktis als „Widerlager“ erfolgen könnte.

(Abbildungen: © Horst Friedrich)

Anmerkungen

1 „Geomagnetic Reversals?“, ursprünglich veröffentlicht in: JOURNAL OF PHYSICS A (Math. & Gen.), 11 No. 10/1978 (S. 2107-2130), später abgedruckt in: S. I. S. REVIEW, Journal of the Society for Interdisciplinary Studies, Vol. III/No. 4, 1979 (S. 100-112).

2 Englisch: „fast precession“.

3 Winni Marold: „Verkehrte Welt - Versuch über den Sonnenuntergang im Osten“, MAROLD's EXTRA Nr. 1, Weinsberg 1994.

4 Herodot: „Geschichte und Geschichten“, Buch 1-4 (Bd. I), Zürich/München 1973 (S. 199), oder andere Ausgaben dieses berühmten „Vaters der Geschichtsschreibung“, der von modernen Gelehrten immer dann als Erz-Lügenbold diffamiert wird, wenn seine Angaben nicht in ihre „Geschichtenerzählungen“ passen.

5 Marold: op. cit., S. 21.

6 Armin Naudiet: „Ging die Sonne im Westen auf?“, in: EFODON-SYNESIS Nr. 7/1995.

7 Armin Naudiet: „Kosmische Katastrophen und Eiszeittheorie“, in: EFODON-SYNESIS Nr. 16/1996.

8 Emilio Spedicato: „Apollo Objects, Atlantis and the Deluge: A Catastrophical Scenario for the End of the Last Glaciation“, in: NEARA JOURNAL, Vol. XXVI/No. 1-2, 1991.

9 Zum letzten Stand Ingo Schäfer mit seinem Monumental-Werk „Das Alpenvorland im Zenit des Eiszeitalters“, Stuttgart 1995.

10 Schäfer: op.cit., S. 388 und Fußnoten 1947 und 2039 im Ergänzungsband.

11 Christian Blöss: „Die Kippung der Erdachse um 180° in 24 Stunden“, in: ZEITENSPRÜNGE 4/1995 (S. 499-513).

12 Blöss' Artikel leidet bedauerlicherweise an zwei Mängeln. Einmal die von Laien kaum nachvollziehbare, oft unklare Argumentation. Man ist oft im Zweifel, wie eine Aussage gemeint ist. Zweitens übernimmt er zu viel Ungesichertes aus den gängigen schul-naturwissenschaftlichen Lehrmeinungen, etwa dass Erdmantel und Erdkern in verschiedenen Richtungen rotieren könnten.

13 Immanuel Velikovsky: „Cosmos without Gravitation - Attraction, Repulsion, and Electromagnetic Circumduction in the Solar System“, (Scripta Academica Hierosolymitana, Scientific Report IV), New York/Jerusalem 1946.

14 Armin Naudiet: „Noahs Erben“, EFODON DOKUMENTATION DO-11, Wessobrunn 1994.

Das "Übersetzungsmodul" in unserem Gehirn

© 1996 Gernot L. Geise

Wir Menschen denken abstrakt, völlig bildhaft. Gedankengänge erzeugen Kombinationen aus verschiedenen Gefühlen, die in ein Verhältnis gestellt werden zu anderen Gefühlen. Und um die ganze Sache noch mehr zu entmystifizieren: Gefühle sind im Grunde genommen nicht mehr und nicht weniger als die Folge körpereigener hormoneller Schwankungen, die sich in elektrischen Impulsen ausdrücken. Diese hormonellen Schwankungen können nicht nur durch Gedankengänge, sondern auch durch alle möglichen Reize ausgelöst oder modifiziert werden.

Unser Gehirn ist bei der Denkarbeit - als Rechenzentrum - natürlich laufend dazugeschaltet und arbeitet mit (meistens), da es letztendlich seine Aufgabe ist. Auch, wenn die Wissenschaft heute zu der - durchaus richtigen - Vermutung tendiert, dass die Denkarbeit des Menschen nur zum Teil im Gehirn stattfindet, dass dort sozusagen „nur“ die Koordination der einzelnen Denkvorgänge vorgenommen wird, während am eigentlichen Denkvorgang nicht nur der gesamte grobstoffliche, sondern auch der feinstoffliche Körper (das persönliche Identitätsfeld oder Aura) beteiligt ist.

Das Gehirnmodul „Übersetzung“ transformiert die gedachten Gedankengänge (fast) zeitgleich in Worte um, d.h. es ordnet dem abstrakten, gedachten Gedanken aus unserem, von klein auf erlernten, „Sprachwörterbuch“ eine dort entnommene Bezeichnung zu, von dem es annimmt, dass sie für jenen Gedankengang am zutreffendsten sei.

Wenn wir beispielsweise denken: ich gehe in das Haus, dann denken wir nicht den Satz, sondern sehen vor unserem »inneren Auge« den bildhaften Vorgang, wie wir das Haus betreten. Erst unser Übersetzungsmodul macht einen Satz in (in unserem Falle) deutscher Sprache daraus. Deshalb ist der eigentliche Denkvorgang auch bei allen Menschen gleich, egal welche Muttersprache sie sprechen. Nur das jeweilige Übersetzungsprogramm variiert sprachenabhängig.

Unser Problem mit Fremdsprachen besteht denn auch einzig darin, dass wir erst das entsprechende „Programm“ der jeweiligen Sprache in unserem Gehirn speichern müssen. Ist es erst einmal vorhanden, kann ein Gedankengang problemlos in verschiedene Sprachen übersetzt und ausgedrückt werden.

Unser Übersetzungsmodul ist nicht etwa vollkommen, wie auch keine Sprache vollkommen ist. Das ist der Grund, warum wir hin und wieder nach Worten suchen, um einen Gedanken korrekt ausdrücken zu können. Unser Gedankengang ist uns völlig klar, jedoch die Umsetzung in die Sprache hakt.

Hier haben wir eine für unser Zusammenleben mit anderen Menschen zwar nützliche, jedoch für unsere Denkleistung hinderliche Bremse. Denn die parallelgeschaltete Übersetzungsarbeit des Gehirns bremst die Denkarbeit. Das ist vergleichbar mit einem schnellen Computer, der seine Rechenoperationen laufend auf einem relativ langsamen Diskettenlaufwerk zwischenspeichert (dieses Beispiel soll nur zeigen, wie das eine durch das andere ausgebremst werden kann). Solange der Speichervorgang läuft, ruht kurzfristig

die Rechenleistung des Computers. Würde man in diesen Rechner einen größeren Hauptspeicher installieren, so dass ein Zugriff auf das Diskettenlaufwerk (zur Zwischenspeicherung) entfällt, würde die Rechengeschwindigkeit drastisch ansteigen. Der Vergleich mit dem Gehirn stimmt jedoch nur bedingt, denn erstens können wir unser Gehirn nicht durch eine „Erweiterung“ vergrößern und zweitens ist die Modulfunktion des Gehirns weitaus komplexer. Auch die durch diese Funktion in eine Sprache übersetzten Gedankengänge werden durch das Gehirn zwischengespeichert, sonst könnten wir uns nicht daran erinnern.

Deshalb ist es auch für viele Menschen relativ schwierig, die eigenen Gedanken und Gedankengänge richtig zu artikulieren, denn es handelt sich in jedem Fall um eine Übersetzung eines abstrakten Vorganges. Und jede Übersetzung weicht zwangsläufig immer - mehr oder weniger - vom Original ab.

Ein Beispiel, wie das funktioniert: Wenn wir einem geliebten Menschen gegenüberstehen, dann empfinden wir ein abstraktes, undefinierbares Glücksgefühl. Dieses korrekt in Worte umzusetzen, ist so schwierig, dass es fast unmöglich ist. Denn es bietet sich nur der vorhandene Spachenkatalog an, mit ebenjenen Begriffen, die wir irgendwann gelernt haben, und die auch von anderen Menschen mit denselben Bedeutungen belegt werden. Jenes Glücksgefühl würden wir mit dem ganz lapidaren Wort „Liebe“ beschreiben. Es drückt jedoch nur ganz vage und andeutungsweise das aus, was wir empfinden. Das Wort selbst ist gar nicht in der Lage, die ganze Empfindung, die wir haben, ausdrücken. Hinzu kommt, dass die Worte, die uns zur Verfügung stehen - egal, welche Sprache wir nehmen -, fast alle mehrfach mit verschiedenen Bedeutungen belegt sind. So wird der Sinn eines Wortes, das wir verwenden, oftmals erst im Zusammenhang mit anderen Worten erkennbar. Das zeigt die ganze Problematik auf, in der wir stecken. Und diese Problematik hat beispielsweise bisher auch recht wirkungsvoll die Entwicklung von einwandfreien Übersetzungsprogrammen für Computer verhindert.

Während des eigentlichen Denkvorganges müssen, praktisch zeitgleich, die synonymen Begriffe für das abstrakte Gefühl oder Bild gefunden werden. Begriffe, die oft genug nur einen relativ kleinen Teil des eigentlichen Gedankens widerspiegeln.

Das ist auch einer der Gründe, warum so viele Leute „aneinander vorbeireden“. Sie benutzen zwar die selben Worte, meinen jedoch beide etwas ganz anderes, weil der abstrakte Gedankengang nur teilweise mit der Übersetzung übereinstimmt. Eine weitere Variation des „Aneinander-Vorbeiredens“ ist die, dass beide zwar dasselbe meinen, jedoch jeder für seinen abstrakten Gedankengang andere Begriffe gewählt hat, die von dem Gegenüber wiederum anders interpretiert werden, weil dieser sie mit einem anderen oder nur bedingt ähnlichen Sinn belegt hat.

Eine optimale, widerspruchsfreie Kommunikation zwischen Menschen kann eigentlich nur auf telepathischem Wege, durch einen Austausch der ganzen abstrakten Gefühlskombinationen, funktionieren. Denn jede Umsetzung in irgendwelche sprachlichen Rahmen erzeugt eine „Verwässerung“ des eigentlichen Gedankenganges.

Um die Unzulänglichkeit der Sprache etwas zu minimieren, verwenden - insbesondere Südländer - denn auch, zur Untermauerung und Ergänzung, zusätzlich zu der akustischen Unterhaltung, alle möglichen Formen der Gestik. Auch dies sind jedoch wiederum nur Hilfskrücken. Für den Urzeitmenschen, der erstmals begann, sich lautlich

zu artikulieren, mag seine Sprache noch ausgereicht haben (wir wollen hier nicht darüber spekulieren, wie hoch oder wie niedrig seine Denkleistungen waren!). Heute jedenfalls wirkt sich das Übersetzungsmodul bremsend auf unsere Denkvorgänge aus. Es ist jedoch durch gezieltes Training möglich, dieses teilweise zu umgehen, indem man erst gar nicht versucht, einen Gedankengang zu artikulieren, sondern erst den Gedankengang abstrakt für sich durcharbeitet und nur das Endergebnis in die Sprache übersetzt.

Hier haben wir das interessante Phänomen, dass wir oftmals bei einer Rede, Unterhaltung oder Diskussion, also bei einem akustischen Gedankenaustausch, mit den Gedanken bzw. mit dem Gedankengang bereits einige Sätze weiter sind als das Sprachzentrum, das in seiner Artikulation hinterherhinkt, bevor es den nächsten Gedanken in die Sprache übersetzt (bei Frauen soll das angeblich niemals passieren können...). Das ist dann oft die Situation, wenn wir mitten im Gespräch den „roten Faden“ verloren haben.

Diese Übersetzung in die Sprache oder, umgekehrt, zurück in den abstrakten Gedankengang ist - ob geschrieben oder gesprochen - ein Hemmnis, das uns auch beim Lesen eines Buches auffällt, wenn wir während des Lesens mit unseren Gedanken vom Thema des Buches abschweifen, weil unser Denkgerät in seiner Denkgeschwindigkeit durch das Lesen - die optische Informationsaufnahme - ausgebremst wird und sich zusätzlichen Denkaufgaben widmet. Hier haben sich schlaue Leute einige Tricks einfallen lassen, wie man beispielsweise durch konzentriertes „Querlesen“ eines Buches zum einen die Lesegeschwindigkeit drastisch erhöhen und andererseits die Abspeicherung als Erinnerung vertiefen kann. Dies geschieht im Prinzip einzig durch eine bessere Auslastung der Informationsaufnahme unseres Gehirns.

Das Gehirn als Denkgerät hat seine Kapazität im Laufe der Entwicklung ausgebaut (d.h. die Natur hat es im Rahmen der „Evolution“ so gemacht) und optimiert. Im Vergleich zur Computertechnologie: Der Rechner ist heute kein einfacher PC mehr, sondern er entspricht einem schnellen Pentium-PC. Die daran angeschlossene Peripherie-Hardware - Diskettenlaufwerk, Drucker, Scanner usw. (Vergleich zum Gehirn als Rechner: Sprache, »Übersetzungsmodul«, Kommunikation) - ist jedoch fast unverändert geblieben (Natürlich hat sich die Sprache als solche verändert! Ich meine jedoch prinzipiell die Möglichkeit einer akustischen Verständigung). Die Peripherie-Hardware war ursprünglich auf die - aus heutiger Sicht bescheidenen - Möglichkeiten des »Ur-Rechners« zugeschnitten und hatte problemlos mit ihm harmoniert, war „kompatibel“. Der Hersteller des „Ur-Rechners“ (beim Gehirn: die Natur) hat eine derartig drastische Weiterentwicklung jedoch möglicherweise nicht vorausgesehen.

Es bleibt abzuwarten, welche Verbesserungen - oder besser: Anpassungen - die Natur (1) hier an der „Peripherie“ der „Hardware“ Mensch vornimmt. Schauen wir uns an, wie die Entwicklung der einzelnen Lebensformen vor sich ging, so sehen wir, dass die Natur als Konstrukteur immer auf Veränderungen (beispielsweise auf Umweltveränderungen) reagiert hat, allerdings erst nach einem längeren Vorhandensein der jeweiligen Veränderung, nicht auf kurzfristige oder nur kurze Zeit anhaltende Veränderungen.

Die Biologie kennt Unmengen von Arten - tierische und pflanzliche -, die in ihrer Entwicklung durch die Natur an veränderte Gegebenheiten angepasst wurden, oder die, wo es nicht möglich war, ausgestorben sind.

Beim Menschen kann es eigentlich nicht mehr lange dauern, bis die Natur eine

„Konstruktionsveränderung“ vornimmt - es sei denn, sie kommt zu dem Ergebnis, dass die jetzige Entwicklung respektive der Mensch insgesamt eine Fehlkonstruktion ist und durch ein völlig anderes „Modell“ ersetzt werden muss. Auch auf diese Möglichkeit deuten inzwischen recht viele Hinweise hin. Der Mensch pfuscht der Natur derart ins Handwerk, dass sie es nicht mehr lange mitmachen wird. Man denke nur an das natürliche Ausleseverfahren, das wir beim Menschen völlig unterbinden. Von den diversen massiven Eingriffen in die Natur bis hin zur Genmanipulation wollen wir hier gar nicht reden, das ist heute jedem bekannt.

Es muss doch zu denken geben, dass - das belegen recht viele, durchaus seriöse, wissenschaftliche Untersuchungen (2) - die Menschheit offensichtlich relativ kurz vor dem Aussterben steht, vor dem (letztendlich selbsterzeugten) Exitus. Denn unser Untergang ist, auch wenn noch so viele Regenbogenpresse-Journalisten es beschönigen, kaum mehr aufzuhalten. So weit hat uns unsere hochgelobte Zivilisation, auf die wir so stolz sind, gebracht (3).

Doch: war es unsere eigene Entscheidung, oder hat hier die Natur (oder wer auch immer die langen Regie-Fäden zieht) nachgeholfen? Es könnte durchaus sein, dass unser Untergang ein „ganz normaler“ Regelmechanismus der Natur ist. Wissen wir denn, nach welchen Kriterien die Natur arbeitet? Vielleicht war die uns verliehene Intelligenz nur ein „Probeschuss“ der Natur, um auszutesten, in welcher Richtung eine Weiterentwicklung einer ausgesuchten Gattung Lebewesen möglich ist? Dann war der „Probeschuss“ möglicherweise ein „Fehlschuss“, der leider weit am Ziel vorbei ging.

Es ist nur schade, dass wir als einzelne, mit dem Werkzeug „Verstand“ versehene Individuen, die wir nun mal sind, keinen Einspruch gegen das Urteil der Natur vorbringen können.

Anmerkungen

(1) „Natur“ ist durchaus gleichzusetzen mit „Schöpfer“ oder „Schöpfergott“!

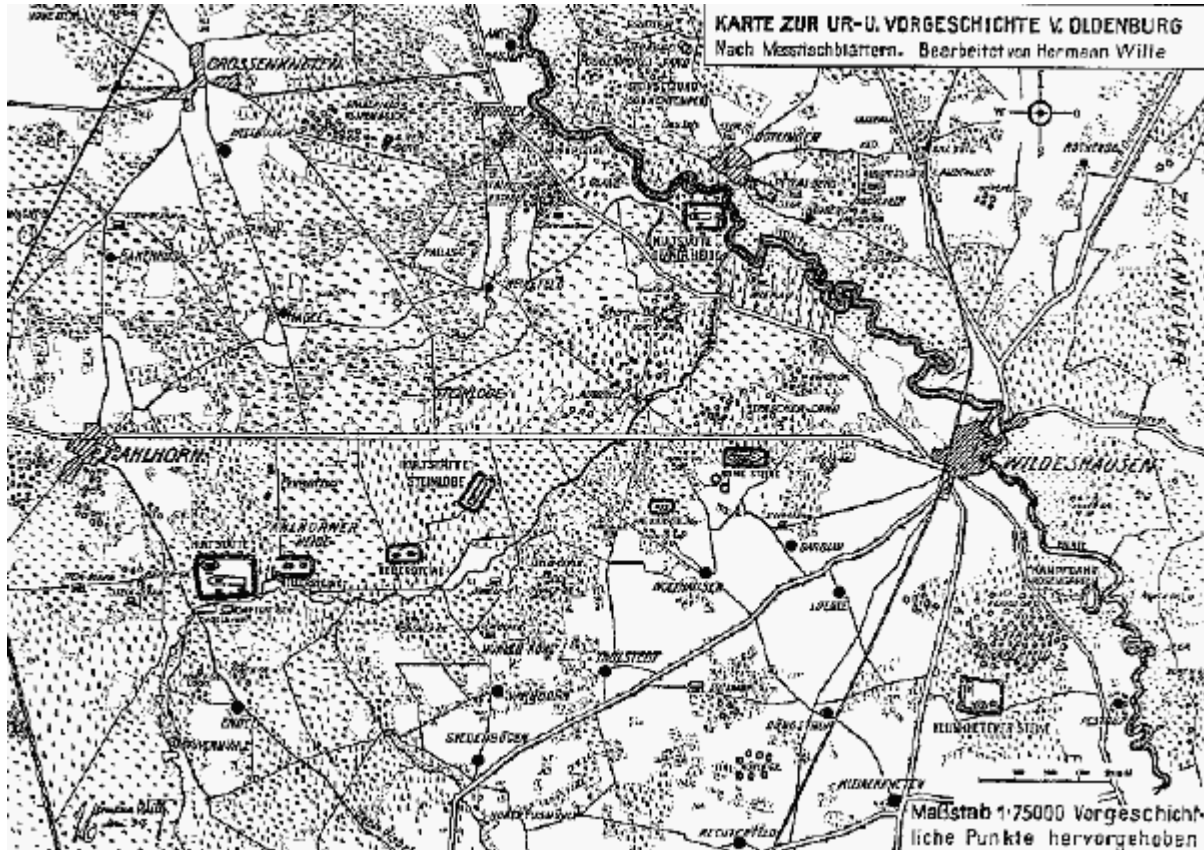
(2) Nein, ich liste hier keine einzige auf! Die Nachprüfung dieser meiner Behauptung kann jeder für sich vornehmen, er wird fündig werden!

(3) Hierzu siehe auch meinen Beitrag „Notreaktion“.

Bei den Megalithanlagen von Wildeshausen

Die EFODON-Tagung vom 21. bis 23. Juni 1996

© 1996 Peter Schellenberg; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 17/1996



In der näheren Umgebung von Wildeshausen (an der Autobahn A 1 zwischen Bremen und Cloppenburg gelegen) befinden sich mehrere Großsteinanlagen. Und Martin Beckers (der Organisator der Tagung) Lieblingsdomizil liegt nur etwa fünfzig Meter von den „Reckumer Steinen“ entfernt. Außerdem hatte er festgestellt, dass seitens des EFODON e.V. im Norden nichts los sei. Nun, EFODON ist bekanntlich „überall“, und schon hatte er eine Aufgabe, und wir hatten ein lohnendes Ziel. So haben wir ein bunt gemischtes Wochenende im Wesentlichen zwischen großen Steinanlagen verbracht. „Wir“, das waren dort Mitglieder des EFODON e.V. sowie Mitglieder des Arbeits- und Gesprächskreises für alternative Naturwissenschaften Bad Münde. Dazu kam noch Frau Horn aus Schleswig Holstein, Mitglied im Machalett-Kreis.

Die meisten von uns trudelten so im Laufe des Freitagnachmittags ein. Natürlich waren wieder die mit den längsten Wegen zuerst da. Und so haben wir uns nach und nach um die Anlage „Reckumer Steine“ versammelt.

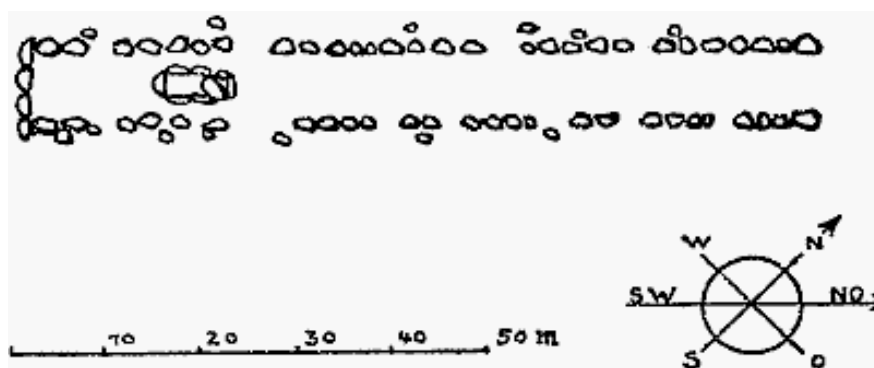
Um es gleich vorweg zu sagen: alle besuchten Großsteinanlagen sind irgendwann gezielt zerstört worden. Ich tippe auf die Zeit, als unsere alte Kultur mit dem Christentum „beglückt“ wurde. Wer vor vier- bis sechstausend Jahren die Anlagen errichtete, liegt im Dunkel der Zeit. Wer sie als Grabmäler nutzte, waren die Menschen der „Trichterbecherkultur“, die sie angeblich dafür auch errichtet haben sollen.

Das erscheint mir ein bisschen viel Aufwand, selbst für Mehrfachbestattungen. Verständlich, dass

die Menschen schon damals nicht wollten, dass Aasfresser ihre Toten wieder „ausbuddeln“. Und ausreichend tief auszuschachten war damals ohne Spaten und Sandschuppen sicher kein einfaches Unterfangen. Warum also nicht die Toten zwischen den bereits vorhandenen großen Steinen bestatten und dann nur noch die Lücken dazwischen, seitlich und oben, mit kleineren Steinen ausfüllen? Im Sitzen passen in so eine Anlage - je nach ihrer Größe - allerhand Leichen hinein. Und, wenn man dann alles noch mit Sand und Erde bedeckt, leiden auch die Geruchsnerven der Hinterbliebenen nicht.

Die für diese Anlagen auch gebräuchliche Bezeichnung „Hünengräber“ ist sicherlich irreführend. Die „Kleinenknetener Steine I und II“ (hat mit klein nichts zu tun, und kneten lassen die sich auch nicht) hätten dann, ebenso wie die „Visbecker Braut“ und der „Visbecker Bräutigam“ schon „Hünenmassengräber“ sein müssen. Oder die Hünen waren so etwa fünfzig Meter lang. Nicht einen Hünenknochen hat man jemals gefunden, auch nicht in einem Hünengrab. Schade.

Heiligtümer? Zum Teil gewiss auch. Wir kennen das ja. Wird ein alter Gegenstand gefunden, dessen heutige Bedeutung nicht recht zu erkennen ist, und er lässt sich noch von einer Person wegtragen, dann war das ein „Kultgegenstand“. Ist das Teil ein wenig größer, eventuell auch noch oben drauf plan oder mit einer Vertiefung drin, ohne dass man schon hineingehen könnte, dann war es gewiss ein „Altar“. Ist es größer, dann kann es nur ein „Heiligtum“ gewesen sein. Was haben die Menschen damals zum Leben verwendet? Die können doch nicht pausenlos nur frohlockt haben (oder wie das damals hieß).



Kleinenkneten I - „Große Steine I“ (Stadt Wildeshausen). Diese gewaltige (rund 49 Meter lange) Anlage besitzt eine kleine „Grabkammer“ von nur rund sechs auf zwei Metern. Bei der Rekonstruktion des Bauwerkes wurde viel Beton eingesetzt, so dass es heute energetisch „tot“ ist.



Kleinenkneten I – „Große Steine I“, links die Anlage, rechts Blick ins Innere.

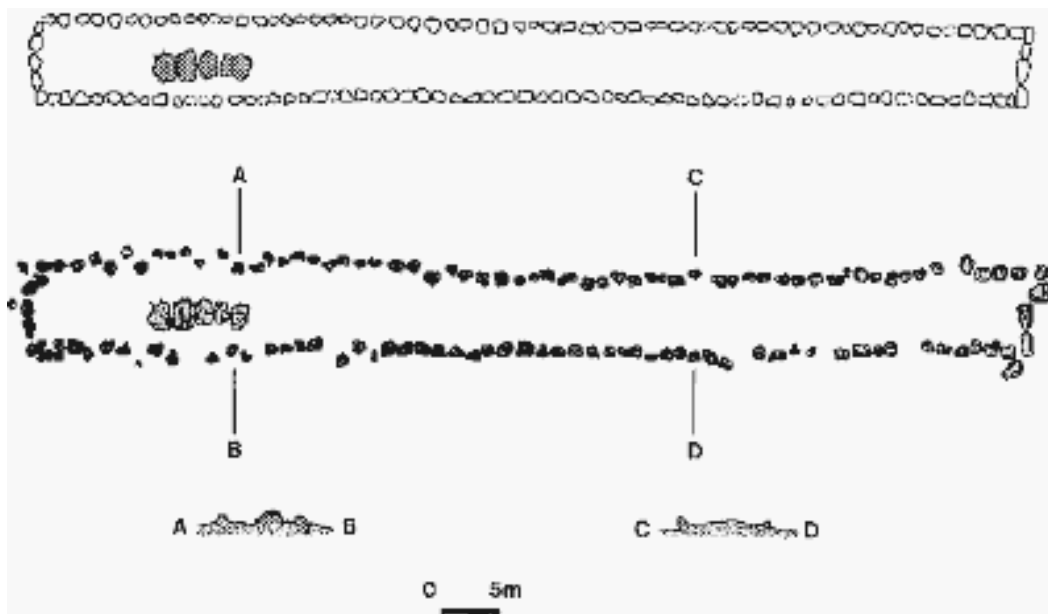
Warum soll man nicht die Dinge, die man sich - vielleicht aus purer Notwendigkeit - mühsam schafft, ganz praktisch nutzen? Und wenn sich dann noch das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden lässt, dann kann man dafür auch noch etwas zusätzlichen Aufwand treiben.

Was war nun das Nützliche (Notwendige), das unsere frühen Vorfahren den Aufwand zu solchen Anlagen mit den großen Steinen treiben ließ? Die Steine mussten schließlich mit schlichten Mitteln über mindestens teilweise große Entfernungen herbeigeschafft werden. Selbst, wenn man das von (Kriegs-?) Gefangenen erledigen ließ, fehlten sie für andere Arbeit. Also muss das Bauen dieser Steinanlagen erstens wichtig und zweitens nicht mit einer größeren Zahl kleinerer Steine zu schaffen gewesen sein.

Was war für die Menschen sehr wichtig? Auf jeden Fall eine für ihre Siedlungsvorhaben geeignete Umgebung, die ihnen Ackerbau und Viehhaltung ermöglichte. Die Lagerung von Ernteerträgen in gesicherter Umgebung war nötig. Und das heißt, dass zumindest die Wetter mitspielen mussten. Blitzschlag in Haus, Stallung oder Scheune sind mehr als nur störend. Zu viel Regen zur falschen Zeit lässt die Nahrung verkümmern, vor allem, wenn man seine Nahrung noch nicht mit Agrarchemie vergiften, Verzeihung: schützen kann.

Wenn man nun Menschen in der Gruppe hat, die aufgrund von Informationen (woher auch immer) wissen, wie man die Wetter„götter“ günstig stimmen kann? Wer würde da nicht gerne mit-helfen, auch heute noch? Und solche Wissenden gab es damals. Wir kennen sie hier noch unter der Bezeichnung Druiden. Unter anderem wussten sie von den energiewandelnden und -formenden Eigenschaften der Steine. Und sie setzten ihre Fähigkeiten zum Wohle der Gemeinschaft ein.

Dass Steine Schwingungen aussenden, nutzen im Kleinen zunehmend mehr Menschen für sich. Sie kaufen sich geeignete Steine, die sie dann am Körper tragen oder zur Harmonisierung im Raum aufstellen.



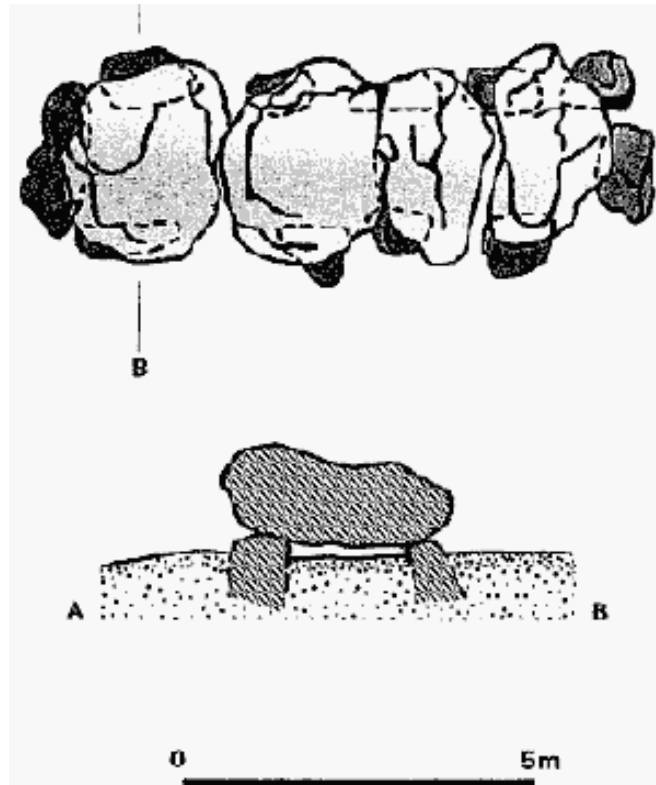
Großsteingrab „Visbeker Braut“, Stadt Wildeshausen.

Unsere frühen Vorfahren waren darauf angewiesen, die Energien der Steine in größerem Stil zu nutzen. Und für größere Bereiche als den eines Wohn- oder Schlafrumes. Je größer der (eventu-

ell auch noch nach seiner Schwingungsachse und -zusammensetzung ausgesuchte) Stein ist, desto größer ist seine Reichweite.

Habe ich in der Umgebung ein felsiges Gebirge zur Verfügung, um so besser. Dann muss ich die Auswirkungen seiner Schwingungen meist nur noch lokal korrigieren. Das geht möglicherweise sogar durch einige ergänzende unterirdische „Manipulationen“ (Keltenschanzen?).

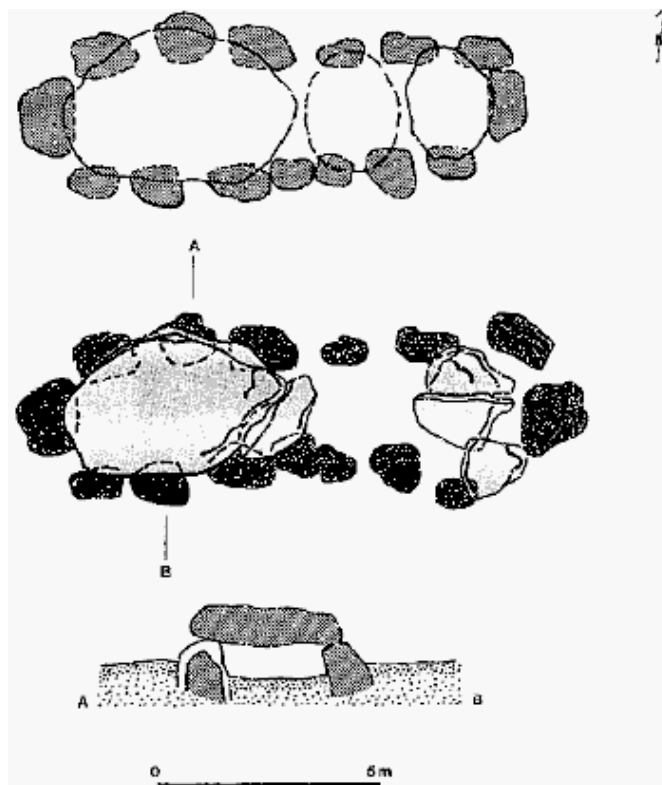
Nun gibt es Großsteinanlagen auch in felsigen Gegenden. Doch das ist für mich kein Widerspruch. Erstens kann man nicht überall heruntergraben. Außerdem kann eine große Steinsetzung eventuell mehr Fläche harmonisieren als mehrere kleine.



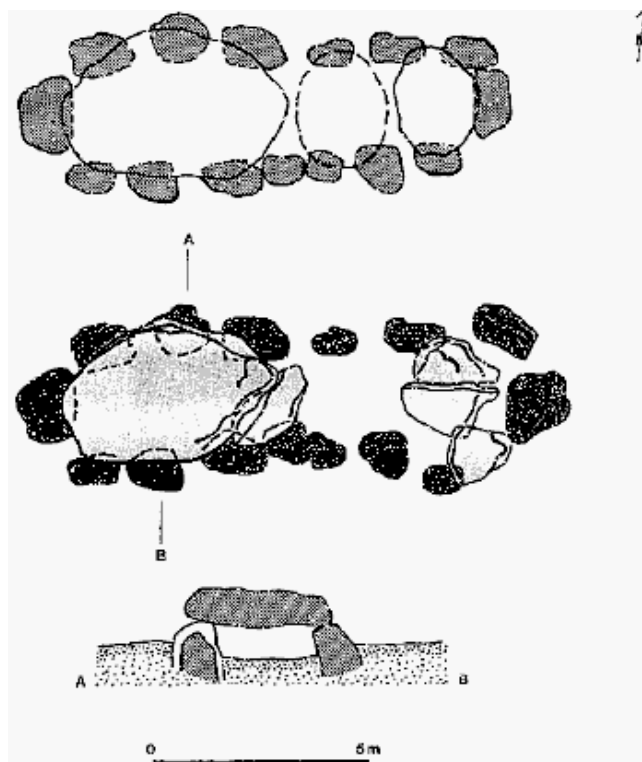
Großsteingrab „Visbeker Bräutigam Nr. 3“, Gemeinde Großenkneten.

Aber im Flachland? Um die Reichweite eines Steines zu erhöhen und die Schwingungsenergie in Richtung und Intensität zu formen, mussten eben einfach mehr Steine her. Und damit die Energie, falls in solcher Form benötigt, frei durchschwingen kann und nicht „im Sand stecken bleibt“, muss man die „Schwingsteine“ aufbocken. Dazu boten sich kleinere Steine, ebenfalls in ihrer Schwingungsebene richtig gepolt, bestens an. Außerdem sind sie als Böcke recht haltbar (wie wir noch klar erkennen konnten). Nun mussten die Wissenden, nachdem alle von ihnen vor Ort ausgesuchten Steine schließlich herangeschafft waren, nur noch (beispielsweise mit Rute oder Pendel) ihre Polung prüfen und sie im vorgesehenen Abstand und in der richtigen Richtung in Reihe aufsetzen lassen. Fertig oder fast fertig war die Anlage.

Eine kleinere Anlage, die zur Dauerharmonisierung vorgesehen war, konnte so bereits ihren Betrieb aufnehmen. Eine größere Anlage benötigte in ihrem Inneren noch eine zusätzliche Steinsetzung aus mindestens drei Steinen. Zwei davon waren die exakt in das Schwingungssystem eingeglichenen Auflager für den dritten. Wohin dieser dritte (daher gar nicht einmal so große) Stein jeweils auf den beiden anderen hingewuchtet wurde, bestimmte, ob die Anlage links (-) oder rechts (+) gepolt schwang oder abgeschaltet war.



Der „Visbeker Brautwagen“, Gemeinde Großenkneten.

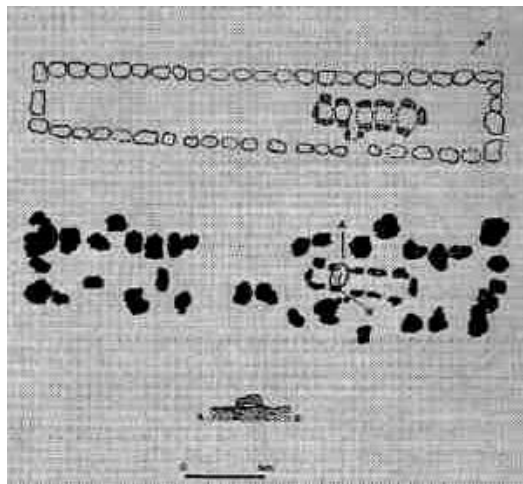


Der „Heidenopfertisch“, Gemeinde Visbek.

Und jetzt kommt noch das Angenehme zum Nützlichen. Eine so hoch energetische Anlage hat natürlich auch auf den Menschen eine direkte Wirkung. Baut man die „Schaltkammer“ im Inneren der Anlage noch etwas aus, fügt eventuell noch den einen oder anderen dafür passend gepolten Stein hinzu, so hat man - ohne für alles noch einmal getrennt investieren zu müssen - zusätzlich eine erstklassige Initialisierungskammer für den geistigen bis hochgeistigen Bereich, geeignet zum transzendieren.

Und so etwas gehört natürlich in ein „Heiligtum“, ist selbst ja eines. Also kommt darum herum, eventuell gleich um mehrere zusammengehörige Anlagen insgesamt, ein „heiliger Hain“. Dort halten sich dann die Wissenden auf, schalten nach Bedarf zu, ab oder um, damit das Wetter zur jeweiligen Jahreszeit passt. Im Initiationsraum sprechen sie mit ihren Göttern und zapfen kosmisches Wissen für ihre Weiterbildung an. Dort schulen sie ihre künftigen Kollegen und Nachfolger.

Die „einfachen“ Leute, die dabei - immer im falschen Moment etwas wünschend - nur stören würden, haben deshalb im „heiligen Hain“ nichts zu suchen. Die Kirche später hatte auch solche abgeschlossenen Bereiche, in jedem „Gottes“haus, und insgesamt die Klöster. Manches davon besteht heute noch. Viele der ehemaligen alten „heiligen Plätze“ sind inzwischen und bis heute auch vom Militär belegt.



Kleinenkneten II - „Große Steine II“ (Stadt Wildeshausen). Es ist eine Anlage mit drei Kammern.

Wenn ich also etwas von einem „heiligen Hain“ höre, fällt mir dazu immer sofort ein: alter Sperrbezirk.

Interessant war weiterhin die Art der Anlagenzerstörung. Abgeschaltet wurden die Anlagen meist, indem man ihren wichtigsten Stein von oben her acht bis fünfzehn Zentimeter tief anbohrte und dann nach irgendeinem Verfahren absprengte. Von dem abgesprengten Teil fehlt dann jeweils noch ein mehr oder weniger großes Stück. Zusätzlich wurde noch der eine oder andere Stützstein aus der Anlage herausgeholt. Bei den Großanlagen ist die ehemalige Schaltmöglichkeit immer besonders sorgfältig zerstört.

Woher man wusste, was zu zerstören war? Nun, „Wendehälse“ und Kollaborateure gibt es sicher nicht erst in der „Moderne“ der „Neuzeit“.

Alle die, die wir mitgemacht haben, sind um ein Stück Erfahrung reicher geworden. Die Stimmung war angenehm und „arbeitsam“. Martin und sein Bruder Guido Becker haben für eine gute „Infrastruktur“ gesorgt, so dass wir das Wochenende genug, aber auch nicht zu viel zu tun hatten.

Beiden möchten wir dafür von hier aus noch einmal herzlich danken. Unser Dank gilt weiterhin der Vermieterin des Häuschens von Martin Becker, Frau Runge, denn sie hatte dem EFODON-Treffen zugestimmt, kamen doch rund dreißig Leute zusammen, und das ist zwangsläufig mit einer gewissen Geräuschbelästigung verbunden.



Die ältesten Grundmauern der Alexanderkirche in Wildeshausen.

Frau Anne Zuborg führte uns am Sonntag durch die Stadt Wildeshausen und erläuterte uns die verschiedenen Sehenswürdigkeiten. Bei der Besichtigung der Alexanderkirche erklärte uns der Küster, Herr Siemer, fachkundig die einzelnen interessanten Details. Auch ihnen beiden sei an dieser Stelle dafür herzlich gedankt.

Die EFODON-Tagung in Wildeshausen war im wahrsten Sinne des Wortes - wie es Martin Becker schon im voraus formulierte - frühgeschichtliche Technologie zum Anfassen.

Fotos: © Gernot L. Geise

Risszeichnungen: Archiv Horst Kroeger.

Nordsibirische Felsbilder an der Eismeerküste

Prof. Miroslav Ksica und Olga Ksicová M. A., Brno (Tschechische Republik)

veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 16/1996

Immer mehr Felsgravierungen, Zeichnungen und stellenweise auch Malereien werden auf dem riesigen Gebiet Sibiriens, vom Ural bis zur Küste des Stillen Ozeans und des nördlichen Eismeres, entdeckt. Sie kommen ausnahmslos in der Nähe der gewaltigen sibirischen Ströme und Seen, am Ob, Jenissei, an der Angara, Lena, am Baikalsee und am Amur vor. Die Tatsache, dass sich die prähistorischen Ansiedlungen vorwiegend an den großen Flüssen bildeten, entspringt nicht allein dem Umstand, dass der Fischfang den Bewohnern einen wesentlichen Teil der Ernährung sicherte. Wichtig war auch, dass in der undurchdringlichen Taiga die Wasserläufe oft die einzige Möglichkeit einer Kommunikation boten. Das wird verständlich, wenn man sich vor Augen hält, dass es auch heute noch, im 20. Jahrhundert, in Sibirien bei allem technischen Fortschritt, Gebiete gibt, die entweder nur durch die Luft oder über das Wasser per Binnenschiffen, oder im Winter, wenn die starke Vereisung den Lastwagenkolonnen einen verlässlichen Weg gewährt, mit verschiedenen Gütern versorgt werden können.

Bei der Beurteilung der Felsbildkunst Sibiriens, insbesondere bei Erwägungen über ihr Alter, können wir uns nicht an die gebräuchlichen Kriterien halten, denn Sibirien ist eines der großen Länder der Welt, wo sich die einzelnen Epochen, insbesondere die älteren Zeitalter, also Paläolithikum, Mesolithikum und Neolithikum, in ihrer ganzen Ausdehnung überschneiden. In einzelnen Teilen Sibiriens überdauerten diese längst vergangenen Phasen viel länger als anderwärts auf der Erdkugel.

Die Gebiete mit den häufigsten Vorkommen der Felsbildkunst bilden in Sibirien ein breites geographisches Band, das den Grenzen der ehemaligen Sowjetunion gegen die Mongolei und China hin folgt. Der östliche Zipfel Sibiriens, der von der Mündung der Lena bis zur Beringstraße ungefähr 2.600 Kilometer misst, verengt sich gegen Osten allmählich von 1.200 auf knappe fünfzig Kilometer. Dieses am dünnsten besiedelte Gebiet der ehemaligen Sowjetunion gehört zum überwiegenden Teil zu Jakutien, mit dem kältesten Punkt der Welt bei Werchnojansk und mit den mächtigen Flüssen Jana, Indigirka und Kolyma, von wo wir bisher fast keine Fundorte von Felsbildern kennen, selbst wenn wir voraussetzen, dass die prähistorischen Bewohner Sibiriens auch hier Spuren ihrer Existenz auf den Felsen hinterlassen haben müssen. Zu dieser Annahme berechtigt uns eine Reihe von Fundstätten am Fluss Pegtymel nahe der Eismeerküste im Nationalkreis der Tschukotischen Halbinsel.

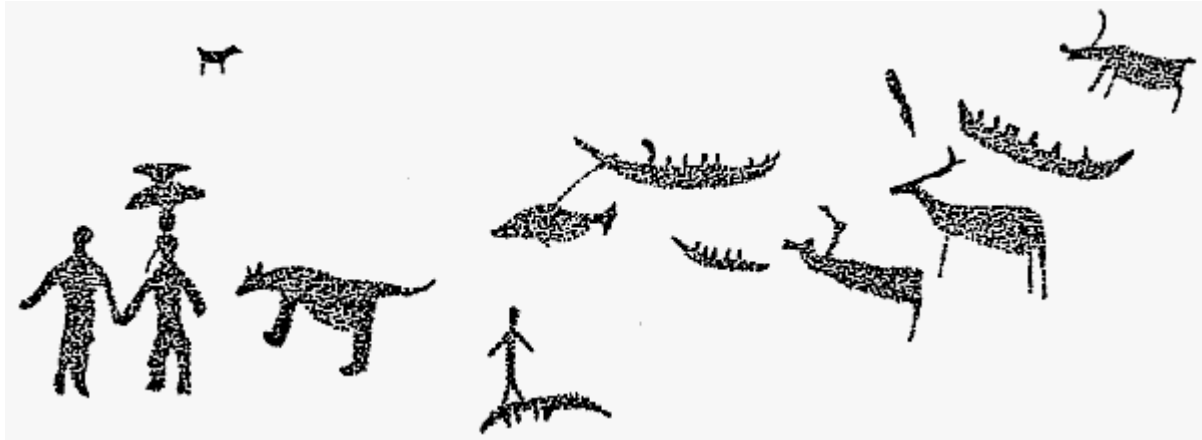
Zu den interessantesten Entdeckungen vorzeitlicher Kunst gehören die Felsgravierungen am Fluss Pegtymel. Sie wurden im Jahre 1965 von dem Geologen Samorukow auf Schiefersteinwänden, ungefähr fünfzig bis sechzig Kilometer vor der Mündung des Flusses Pegtymel ins Eismeer, gefunden. Es sind die nördlichsten bisher bekannten Felsbilder der Welt. Obwohl der Forscher die Fundstätte (1200 Meter von der Einmündung des Baches Kajkul am Fluss entlang) ziemlich genau präzisiert hatte, gelang es erst im Jahre 1967 dem Leiter des Forschungsinstitutes in Magadan, N. N. Dikow, die Gravierungen wieder aufzufinden. Bei der Suche nach den von Samorukow gesichteten Bildern konnte er noch viele weitere Gravierungen an acht verschiedenen Orten entdecken. Im Jahre 1968 wurden die Forschungen fortgesetzt. Bei dieser Gelegenheit stieß man auf zwei neolithische Siedlungen, auf eine kleine Höhle mit Petroglyphen und, zehn Kilometer davon entfernt, auf eine Reihe ähnlicher Gravierungen, gleichfalls bei einer Siedlung aus dem späteren Neolithikum.



Die Verteilung von 1015 wichtigsten Felsbild-Fundstellen auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion. A = Europäischer Teil (33); B = Kaukasus (122); C = Ural (41); D = Zentralasien (206); E = Sibirien (542); F = Ferner Osten, incl. Kurilenarchipel (71).

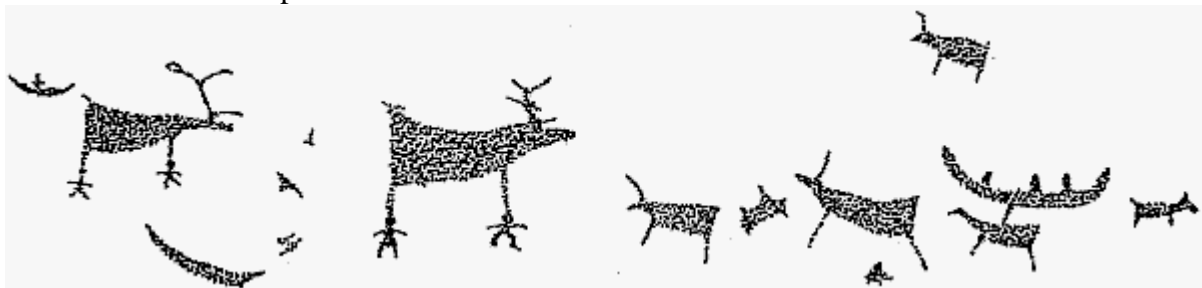
Diese Ausgrabungen ermöglichten eine zeitliche Einreihung der Gravierungen. Die ältesten könnten im -1. Jahrtausend entstanden sein, in welchem hier Kulturen aus dem späten Neolithikum andauerten, obgleich in anderen Teilen Sibiriens die Bronzezeit bereits zu Ende ging und die Eisenzeit begann. Jüngere Schichten von Gravierungen sind mit dem 1. nachchristlichen Jahrtausend datiert, stammen demnach aus einer Zeit, in der hier verschiedene ethnische Gruppen, vor allem die Ahnen der heutigen Tschuktschen, siedelten. Sie hält N. N. Dikow (1971) für die Urheber der Gravierungen.

Auf die Richtigkeit dieser Annahme deutet eine Reihe von Motiven von der Jagd auf Walfische und andere Meerestiere hin, sowie auf Tiere der Tundra, vor allem Rentiere. Die Jagden in diesen Gegenden vollzogen sich nicht in der Weise, wie wir sie aus unzähligen Belegen der Felsbildkunst kennen, sondern auf eine Art, wie sie die Tschuktschen bis zum heutigen Tag betreiben. Sie erwarten die Rentiere an Stellen, wo die Tiere gemeinsam über den Fluss schwimmen, und im Wasser werden sie dann mit Speeren oder Keulen erschlagen. Dann werden die toten oder betäubten Rentiere mithilfe der Leder-Kajaks herausgeholt.



Tiere, Jäger in Booten beim Harpunieren eines Wales, der ein Boot umstürzt, auf welchem ein Mensch steht; ein Eisbär und bei den Händen sich haltende menschliche Gestalten. Ausgepickte Gravierungen, spätes Neolithikum (Sibirien, tschukotischer Nationalkreis, Fluss Pegtymel, E 536)

Zu ganz einzig dastehenden Abbildungen gehören Gruppen von weiblichen Gestalten, die von vorne mit ausgebreiteten Armen und zwei zur Seite abstehenden Zöpfen dargestellt sind, wie dies etwa durch den Schwung beim Tanzen verursacht wird. Alle weiblichen Gestalten, bis auf eine einzige in einem langen, wallenden Gewand, sind nackt und mit sehr markant hervortretenden Hüften und Brüsten dargestellt; auf dem Kopf haben sie in sechsunddreißig Fällen eigentümliche pilzförmige Verzierungen. Vielleicht symbolisieren diese eine sibirische Art von Fliegenpilz, die bei den Tschuktschen als Rauschmittel verwendet werden. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass dieser pilzförmige Kopfschmuck Schamaninnen charakterisiert. Sie tanzen wie in Trance, hervorgerufen durch den in der Vorzeit weit verbreiteten Genuss von Fliegenpilz, und weissagen dazu. Es könnten aber auch Göttinnen gewesen sein, die Urmütter des Wildes, von welchen manche sibirische Sagen und Märchen erzählen. In diese Szene einkomponierte Tiergestalten deuten vielleicht darauf hin, dass die weiblichen überirdischen Gestalten einen unmittelbaren Zusammenhang mit der Welt der Tiere haben, wie das in Sibirien oft der Fall war. Obwohl an allen diesen Fundstätten Szenen von der Jagd auf Rentiere oder Walfische vorherrschen, kommen hier auch noch andere Motive vor, z.B. Sonnenzeichen oder weidende und sich paarende Tiere. Interessant ist die Abbildung eines Jägers, der mit einem Bären kämpft. Dieses Motiv ist insbesondere aus der plastischen Kunst der Eskimo und Tschuktschen bekannt.



Szene mit einem Jäger, der mit einem Boot im Fluss fährt. Die Hirsche auf der linken Seite stehen auf den Köpfen menschlicher Figuren (Sibirien, tschukotischer Nationalkreis, Fluss Pegtymel, E 538).

Die Technik der Bilder gleicht der aus dem übrigen Norden, aus Karelien und Skandinavien, und zwar handelt es sich um das Aushauen von Punkten aus der Steinfläche mit irgendeinem steinernen Werkzeug. Auch der Stil der abgebildeten Tiere zeigt viele gemeinsame Merkmale.

Die Einmaligkeit der Gravierungen besteht jedoch darin, dass sie die Jagd auf das Wild beim Durchschwimmen der Flüsse derart augenfällig demonstrieren, insbesondere auch darin, dass sie die Einzelheiten von Jagden auf Robben zur Kenntnis bringen, wovon bisher in der Kunst der Vorzeit keinerlei Zeugnisse vorlagen. Daher bedeutet dieser Komplex von Gravierungen, der die nördlichsten Werke der Felsbildkunst überhaupt zeigt, eine Bereicherung unserer Kenntnisse. Insbesondere berechtigen die Funde am Flusse Pegtymel zu der Annahme, dass sein Gebiet nicht der einzige Landstrich an der Küste des Eismeerest ist, wo einst in der Vorzeit die Felsbildkunst gepflegt wurde, und daher sind von dieser Seite noch weitere Überraschungen zu erwarten.

Literatur:

- KSICA, M.: Felsbilderforschung in der Sowjetunion, *Almogaren III*, Hallein 1972, 221-234.
- KSICA, M.: Felsbilder in der Sowjetunion IV - SIBIRIEN, *Anthropologie Brno X1/3*, 1973, 50 Illustr.
- KSICA, M.: Výpravy z pravekým umením (mit Zusammenfassung auf Deutsch: Expedition zur Kunst der Vorzeit, 312 S., 585 Illustr.) Preßburg 1984.
- KSICA, M.: Rock Art in Soviet Eurasia, *Rock Art in the Old World [Papers of the AURA Congress Darwin (Australia) 1988]*, *IGNCA Rock Art Series - 1*, pp. 481-512, 29 Illustr., New Delhi 1993.
- KSICA, M.: Expeditionen zur Kunst der Vorzeit, in: *Kult-Ur-Notizen*, 4. Jahrg., Nr. 14/0, S. 5-11, Warmsrot 1994.
- KSICA, M. & KSICOVÁ, O.: Felsbildkunst der ehemaligen Sowjetunion (Katalog der Ausstellung), 28 S., 52 Illustr., *Preh-Art-Expo*, Brno 1993.
- KSICA, M. & KSICOVÁ, O.: Felsbilder zwischen Schwarzem Meer und Beringstraße (Katalog der Ausstellung), 336 S., 406 Illustr., *Preh-Art-Expo*, Brno 1994.
- OKLADNIKOW, A. P.: *Istorija Jakutskoj ASSR I, Isdatjelstwo Akademii nauk SSSR, Moskwa - Leningrad 1955.*
- PELICH, G. I.: O metodje nautschoj klassifikazii sibirskich petroglyfow, *Sowjetskaja etnografija* 3, 1968, S. 68-76.
- POKORNÝ, A.: Tajemství paleolitických venusí ve svetle toxikologie magických jedu muchomurek (Geheimnis der paläolithischen Venus-Idole im Licht magischer Gifte der Fliegenpilze), *Mykologický zpravodaj* 1, Brno 1968, S. 10-21.
- POKORNÝ, A.: Toxikologie magických jedu - klic k porozumení paleolitickému stilizovanému umení (Toxikologie magischer Gifte ...), *Antropologický zpravodaj*, Brno 1969.
- POKORNÝ, A.: Význam neolitické lineární ornamentiky pro poznání neolitické toxikomanie (Bedeutung der neolithischen Toxikomanie ...), *Sborník přírodovědeckého klubu v Trebíci, Muzeum Trebíc* 1969.

Abbildungen: © Miroslav Ksica

Kosmische Katastrophen und Eiszeittheorie

© Armin Naudiet, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 16/1996

In EFODON SYNESIS 14 und 15/1996 wurde mit der Diskussion über die „EISZEIT“ ein Themenkomplex angepackt, dessen weitreichende Bedeutung bis jetzt nur unzureichend erkannt worden ist. Jeder Leser, der die Beiträge von Dr. Horst Friedrich eingehend gelesen hat, konnte klar erkennen, dass hier nicht nur ein Dogma der Geologen, sondern auch der orthodoxen Natur- und Menschheitsgeschichte in Frage gestellt worden ist. Schließlich berührt die Eiszeittheorie nicht nur die Paläontologie, sondern auch die bis heute offiziell gelehrt Vorgeschichte der Menschheit.

Vor nicht einmal zweihundert Jahren, also zu Anfang des 19. Jahrhunderts, bestand allgemein kein Zweifel an der Auffassung, dass die Menschheitsgeschichte den biblischen Zeitangaben entspreche, und nur wenig mehr als 5.000 Jahre betrage. Von einer „Eiszeit“ war in der biblischen Geschichte nirgendwo die Rede, wohl aber von der Sintflut, die die erste „sündige“ Menschheit fast völlig ausgelöscht haben soll.

Jeder allgemein gebildete Leser kennt das heutige Bild der Natur- und Menschheitsgeschichte, aber nur sehr wenigen ist bewusst, dass dieses moderne Welt- und Geschichtsbild nicht einmal zweihundert Jahre alt ist. Es entstand in einem Jahrhundert, das den Beginn des technisch-wissenschaftlichen Zeitalters deutlich kennzeichnet. Seine Fundamente wurden allerdings schon etwas früher gelegt. Sie sind bestimmt durch das heliozentrische Weltbild von Kopernikus und Kepler sowie die großen europäischen Entdeckungsfahrten des 15. und 16. Jahrhunderts.

Vordergründig betrachtet scheint all das wenig mit dem Entstehen der Eiszeittheorie zu tun zu haben. Doch wer die Wissenschaftsgeschichte kennt, weiß, dass die Entwicklung des modernen Weltbildes die Grundlage für eine Vielzahl von Theorien geliefert hat, die auf einem eminent wichtigen Axiom aufgebaut sind: dem so genannten Stabilitätsaxiom. Dieses Axiom - also eine zwar nicht direkt zu beweisende, aber einleuchtende Annahme - geht davon aus, dass sich an unserem Sonnensystem und der Position unserer Erde innerhalb dieses Systems seit Jahrmilliarden nie etwas geändert haben soll. Dieses Axiom ist zwar ein Dogma, aber anerkannt und wissenschaftlich fest verankert. Ob es allerdings richtig und unumstößlich ist, ist eine ganz andere Frage. Schließlich ist unser Planet in ein sehr komplexes System von Kräften eingebunden, deren „ewige“ Konstanz nicht mehr als ein verständliches, gläubiges Wunschbild ist.

Es war darum sehr nahe liegend, mit diesem Axiom im Hinterkopf ein Ereignis wie die biblische „Sintflut“ zu einem „frommen Märchen“ werden zu lassen. Aber war diese Abwertung berechtigt?

Immerhin sind - außer in der Bibel - weltweit eine Vielzahl von ähnlich lautenden Mythen bei vielen Völkern erhalten. Es ist also keinesfalls abwegig oder unwissenschaftlich gewesen, diesem Sagengut einen wahren Kern zuzubilligen. Doch das wurde seitens der konventionellen Wissenschaft fast einhundertfünfzig Jahren konsequent abgelehnt. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten ist hier ein erster, aber spürbarer Wandel eingetreten.

Nach diesem kurzen Blick in die Wissenschaftsgeschichte können wir nun versuchen, uns der „Eiszeittheorie“ zuzuwenden. Wir können das mit der einfachen Frage einleiten: Wie entsteht eine „Eiszeit“?

Nun möchte man annehmen, dass diese entscheidende Frage von der orthodoxen Wissenschaft geklärt worden ist. Aber leider ist das nicht der Fall. Man ist auf „Theorien“ angewiesen.

Die Geologie bevorzugte lange Zeit das von den Astronomen angebotene Modell. Danach sollten bestimmte Konstellationen unseres Planeten im Sonnensystem eine „Eiszeit“ auslösen können. Man glaubte sogar eine gewisse Periodizität von etwa 100.000 Jahren erkennen zu können. Doch leider blieb dieses Modell unzureichend. Heute favorisiert man so genannte multifunktionelle Modelle, aber auch die sind nicht zuverlässig. Die Gründe für „Eiszeiten“ bleiben also nach wie vor offen.

Einig ist man sich allerdings in der Begriffsdefinition. Danach besteht eine „Eiszeit“ dann, wenn die polaren Vereisungszonen auf unserem Planeten wesentlich größer sind als in der Gegenwart.

Die heutigen polaren Vereisungszonen ergeben sich in der Hauptsache aus der Stellung der Erdachse. Der gegenwärtige Neigungswinkel von $23,5^\circ$ gegenüber dem Pol der Ekliptik bestimmt die geografische Größe der Polgebiete. Physikalisch sind sie allerdings stark unterschiedlich, weil das südliche Polargebiet entschieden größer ist, als das nördliche.

Heute sind am Südpol ca. 90% aller irdischen Eismassen konzentriert. Das ist die Situation in einer so genannten „Warmzeit“.

Von diesem gegenwärtigen Zustand ging ich aus, als ich vor einigen Jahren mit meinen Forschungen zur

Eiszeitproblematik begann. Nach einem eingehenden Studium der Fachliteratur ergab sich die Frage, unter welchen Voraussetzungen sich größere Polgebiete und damit stärkere Vereisung logisch anbieten würden. Darauf gab es nur eine zufrieden stellende Antwort:

Bei einer wesentlich stärkeren Neigung der Erdachse als heute! Diese Konsequenz verstieß zwar gegen das eingangs erläuterte Stabilitätsaxiom, war aber die einzig zwingende Schlussfolgerung, wenn man die geologischen Eiszeitzeugen überhaupt ernst nehmen wollte. Es war mir klar, dass es für eine andere Stellung der Erdachse in der Erde selbst keine Kräfte geben konnte, die das bewirken konnten. Diese Meinung teilte ich mit vielen Gelehrten. Es mussten also kosmische Kräfte wirksam sein, die in der Erdvergangenheit zu einer Änderung der Erdachsenstellung geführt hatten.

Hier muss ich unbedingt anfügen, dass mich zu diesen Überlegungen die Arbeiten einiger nonkonformistischer „Außenseiter“ wie Velikovsky, Muck u. a. gebracht haben. Denn aus der konventionellen wissenschaftlichen Literatur war aus den genannten dogmatischen „Vorgaben“ heraus keine Antwort zu erwarten.

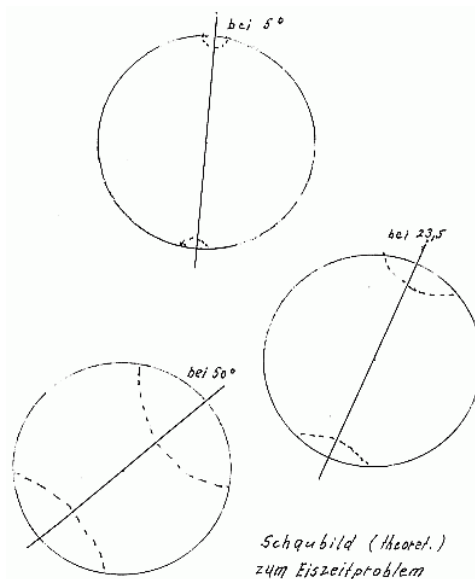
Heute bin ich der Ansicht, dass die Eiszeittheorie ohne Berücksichtigung einer Theorie kosmisch bedingter Großkatastrophen nicht zu bestätigen ist.

Inzwischen wird von der orthodoxen Wissenschaft vorsichtig eingeräumt, dass es kosmische Katastrophen gegeben hat. Es wurde sogar von anerkannten Geologen (A. u. E. Tollmann) angedeutet, dass es möglicherweise bei der Weltkatastrophe an der Grenze zwischen Kreidezeit und dem Tertiär eine Erdachsenveränderung gegeben haben könnte. Doch eine solche Möglichkeit für die Zeit der Menschheitsgeschichte einzuräumen ist meines Wissens bisher noch kein orthodoxer Wissenschaftler bereit.

Nach wie vor stand und steht fest das „Sintflutereignis“ als Weltkatastrophe in dokumentierter Menschheitserinnerung im Raum. Außerdem gibt es zahlreiche Hinweise auf weitere kosmisch bedingte Ereignisse, auch in frühgeschichtlicher Zeit.

Aus all diesen Zusammenhängen heraus stellte sich die Frage, ob es heute nicht angezeigt ist, einige orthodoxe Dogmen in Frage zu stellen, und damit den Weg für eine neue, katastrophisch geprägte Natur- und Menschheitsgeschichte freizumachen. Dieser Versuch wurde bereits von einigen großen Gelehrten des 19. Jahrhunderts (z. B. Cuvier) unternommen, aber er scheiterte. Stattdessen wurde Lyell's Postulat der Uniformität aller geologischen Veränderungen in kleinsten Schritten allgemein favorisiert. Lyell's Schema führte zwangsläufig zu einer enormen zeitlichen Streckung der Naturgeschichte auf Jahrmillionen und -milliarden.

In dieses Schema wurde seinerzeit auch die von L. Agassiz entwickelte Theorie einer großen Eiszeit eingebunden. Damit entfiel für die Entstehung von „Eiszeiten“ jeder katastrophische Grund. Aber eine Ursachenbegründung nach dem Uniformitätsprinzip kann - wie eingangs erwähnt - bis heute nicht gegeben werden.



Die Größe der Polarzonen bei unterschiedlicher Erdachsenneigung

Trotz aller polemischen Angriffe seitens des wissenschaftlichen Establishments bleibt es ein unbestreitbarer Verdienst von I. Velikovsky, vor knapp fünfzig Jahren die längst totgeschwiegene Theorie der kosmischen Katastrophen wieder ins Bewusstsein einer breiten Öffentlichkeit gebracht zu haben.

Wie Horst Friedrich bereits betonte, ist gerade Velikovskys Arbeit „Erde in Aufruhr“ (so der deutsche Titel) eine so gut zusammengetragene Dokumentation von erdgeschichtlichen Zeugnissen für kataklysmische Umbrüche, dass sie allein genügen würde, das lyellistische Uniformitätsprinzip völlig ad absurdum zu führen. Umstrittener dagegen ist das in „Welten im Zusammenstoß“ von Velikovsky entworfene Szenario des Eintritts eines neuen, praktisch erdgroßen Himmelskörpers in unser Sonnensystem. Dieses Szenario erscheint nicht nur orthodoxen Astronomen, sondern auch vielen nonkonformistischen Forschern suspekt. Aber gerade dieses Szenario liefert die beste Begründung für die sich wiederholenden Kataklysmen bis weit in die historische Zeit hinein!

Es wird bei allen Diskussionen über kosmische Eingriffe sehr oft übersehen, dass gerade die relativ kurze Aufeinanderfolge von kosmisch bedingten Störungen auf einen bestimmten Vorgang und nicht auf einzelne Geschehnisse schließen lassen. Und ein solcher Vorgang ist auch am besten dazu geeignet, das Eiszeitphänomen zu erklären.

Im Gegensatz zu Einschlägen von kleineren Asteroiden oder Kometentrümmern, die - trotz aller schlimmen Folgen - wohl nicht in der Lage gewesen wären, die Rotationsachse unseres Planeten in ihrer astronomischen Position zu verändern, sähe die Situation beim nahen Vorbeiflug eines erdgroßen Himmelskörpers völlig anders aus.

Aufgrund des nahezu gleichen gravitativen Kräfteverhältnisses zwischen unserer Erde und diesem Himmelskörper könnte es sehr leicht zu einer Verlagerung der Erdachsenposition kommen. Schließlich ist ja gerade die Rotationsachse unseres Planeten ein sehr instabiles Element gegenüber großen gravitativen Kräften. Die Auswirkungen könnten - je nach der Intensität der gravitativ-magnetischen Kräfte - sowohl geringfügige Schwankungen der Erdachse, als auch echte Verlagerungen bedeuten.

Eine Verlagerung der Rotationsachse unseres Planeten ist in jedem Fall mit einer Weltkatastrophe für alle Lebewesen gleichzusetzen. Denn da unsere Erde ja kein starrer Körper ist, würden ungeheure Kräfte in Bewegung gesetzt. Das gesamte Gefüge der Erdkruste würde erschüttert. Schwerste Erdbeben, Vulkanausbrüche, sowie Landhebungen und -absenkungen wären die Folge. Gleichzeitig müssten sich alle Wassermassen auf unserem Planeten auf die neue Rotationsposition einstellen. Das würde zu weltweit riesigen Flutwellen führen. Gewaltige Orkane wären unausbleiblich, weil die Luftmassen ebenfalls umgeschichtet würden. Ganz entscheidend für die geoklimatischen Bedingungen wäre allerdings die enorme Verschiebung der Breitengrade und damit Sonnenstrahlungszeit und -dauer.

Eine Erdachsenverlagerung ist in der Lage, sowohl eine „Eiszeit“ beginnen zu lassen, als sie auch ebenso plötzlich zu beenden! Und beide Vorgänge wären mit zusätzlichen, den bereits beschriebenen Folgen, belastet. Wenn man also aufgrund von geologischen Zeugnissen „Eiszeiten“ postuliert, so sind für diese gewaltigen Klimakatastrophen unvorstellbare Umwälzungen auf unserem Planeten mit in Rechnung zu stellen.

Bisher wurde von der orthodoxen Lehre stets behauptet, die letzte „Eiszeit“ sei vor rund 10.000 - 12.000 Jahren zu Ende gegangen. Es ist durchaus denkbar, dass diese Aussage zutreffend sein könnte. Man sollte bei dieser Aussage dann aber auch einräumen, dass das Ende dieser „Eiszeit“ unter wahrhaft katastrophischen Umständen eintrat. A. und E. Tollmann haben in ihrer Arbeit das vorgenannte Eiszeitende mit dem Sintflutereignis gleichgesetzt. Doch diese Gleichsetzung ist sicher nicht zutreffend.

In meiner Arbeit „Paradies, Sintflut, Eiszeit?“¹ habe ich dargelegt, dass die „Sintflutkatastrophe“ erst um etwa 3.000 v. u. Z. eintrat. Mit ihr endete die „jüngere Altsteinzeit“. Zwischen dem zuvor angesprochenen Ende einer „Eiszeit“ um etwa 10.000 v. u. Z. und der „Sintflutkatastrophe“ liegen rund 7.000 Jahre sehr positiver Entwicklungsgeschichte des Homo sapiens auf einer Erde, deren klimatische Bedingungen „paradiesisch“ waren.

Das von den Geologen postulierte „Ende der letzten Eiszeit“ um etwa 10.000 v. u. Z. hat m. E. noch den „altsteinzeitlichen“ Neandertaler katastrophisch betroffen. Die Zeitansätze mögen viele Leser überraschen. Aber wir dürfen nicht übersehen, dass die orthodoxe Chronologie der Menschheitsgeschichte auf dem bereits besprochenen lyellischen Zeitschema aufgebaut worden ist. Gunnar Heinsohn hat in seiner bemerkenswerten Arbeit „Wie alt ist das Menschengeschlecht?“ (1991) die lyellistische Menschheitsgeschichte einer drastischen Reduzierung unterzogen. Dabei hat er sich ausschließlich auf die archäologische Evidenz gestützt.

Für die hier zur Diskussion stehende „Eiszeitproblematik“ bliebe festzuhalten, dass vor etwa 12.000 Jahren unter einem gewaltigen Kataklysmus die Neigung der Erdachse entschieden verändert worden ist.

Nach meinen Überlegungen war sie zur Zeit der „Neandertaler-Vereisung“, also vor 12.000 Jahren etwa 50° gegen den Pol der Ekliptik geneigt. So gab es jene großen polaren Vereisungsräume und die riesigen Inlandgletscher. Dann wurde sie im Verlauf einer kosmisch bedingten Katastrophe um nahezu 50° aufgerichtet. Nun stand die Erdachse fast senkrecht zur Ekliptik (etwa 50°).

In sehr kurzer Zeit schmolzen die Eisbedeckungen ab und riesige Landgebiete auf der nördlichen Erdhälfte wurden eisfrei. In der nun folgenden erdgeschichtlichen Epoche begann die Expansion des Homo sapiens über den ganzen Erdrum. Etwa sieben Jahrtausende hatte die Menschheit der jüngeren Altsteinzeit für diese Expansion Zeit. Wir können also davon ausgehen, dass sie es in diesem Zeitraum bereits zu einer sehr beachtlichen Entwicklung gebracht hat. Beachtenswerte Zeugnisse dafür sind die zahlreichen Fels- und Höhlenmalereien, die man orthodox der „Eiszeit“ zuschreibt.

Dieser wahrhaft „paradiesischen“ Zeit, die keine jahreszeitlichen Temperaturschwankungen kannte, machte als nächstes kosmisch-katastrophales Drama die „Sintflut“ ein Ende. Das geschah um etwa 3.000 v. u. Z., also nur vor knapp 5.000 Jahren!

Wenn meine arbeitshypothetische Rekonstruktion einigermaßen stimmig ist, so veränderte sich wieder die Stellung der Erdachse. Mit großer Wahrscheinlichkeit wurde der Neigungswinkel gegenüber dem Ekliptikpol um etwa 35° verändert. Das alles war begleitet von den bereits skizzierten katastrophischen Begleitumständen! Da dieses Weltereignis schon eine weit entwickelte Menschheit traf, ist es nun nicht zu verwundern, dass sich dieses Inferno in die Erinnerungen eingegraben hat.

Mit der katastrophischen Neuverlagerung der Erdachse wurden sowohl die polaren Vereisungszonen als auch die inländischen Gletscher wieder größer, jedoch nicht im gleichen Ausmaß wie zuvor. Nach der Katastrophe versuchte unsere Erde, sich in einer großen, spiralförmigen Bewegung ihrer Achse wieder aufzurichten. Aber das gelang nur begrenzt. Nach nochmaligen kosmischen Störungen in der Mitte des 2. und des 1. Jahrtausends v. u. Z. hat sich nunmehr die Erdachse - bis auf eine ganz winzige rezente Veränderung - auf den gegenwärtigen Grad der Neigung eingestellt. Der Neigungswinkel ging also vom Zeitpunkt der Sintflutkatastrophe bis heute nochmals um rund 10 - 12° zurück.

Damit wird deutlich, dass auch der Rückzug der polaren Eiszonen und der Inlandsgletscher ein Vorgang war, der von der Veränderung der Erdachsenposition im Raum gekennzeichnet ist.

Selbstverständlich sind im dargestellten arbeitshypothetischen Ablauf der Geschehnisse nur jene Details behandelt, die mit der „Eiszeitproblematik“ in Verbindung stehen.

Es sollte lediglich dargestellt werden, dass sich unter einer katastrophisch geprägten Theorie die Probleme der „Eiszeiten“ besser begründen lassen.

Für die Geologen könnte sich damit die Beurteilungsgrundlage bei ihren so genannten Eiszeitzeugen beträchtlich ändern. Denn wenn man an die Begleitumstände der großen Klimakatastrophen denkt, so können manche geologischen Formationen usw. durchaus Eisbewegungen zugeschrieben werden. Andere hingegen können aber auch den riesigen Flutwellen oder tektonischen Veränderungen angelastet werden. Wieder anderes kann auf riesige Mengen von Schlammregen bezogen werden, der sich aus den kataklystischen Ereignissen zwangsläufig ergab.

Wenngleich auch die in diesem Aufsatz vorgetragenen Gedanken Hypothesen sind, so hoffe ich doch, dass sie dazu beitragen können, die zurückliegende Vergangenheit einmal unter dem Gesichtspunkt der Mythen und Sagen der Urahnen zu betrachten. Unser gegenwärtiges Weltbild ist jedenfalls - in astronomischen Zeitmaßstäben betrachtet - nur eine Momentaufnahme.

(Zeichnung: Armin Naudiet)

Anmerkung

¹ EFODON-DOKUMENTATION DO 29, 1995.

Hat Alt-Amerika das Buchstaben-Alphabet gekannt?

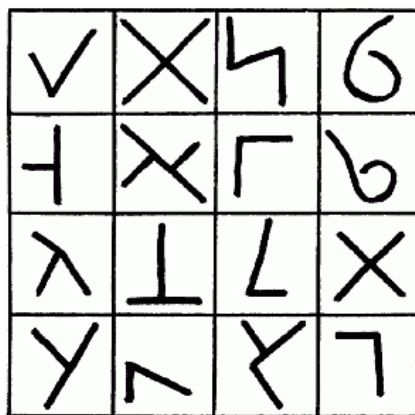
© Horst Friedrich, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 16/1996

Jegliche höhere Kultur in Alt-Amerika wurde - mit unvorstellbarer Brutalität - total vernichtet, als die offensichtlich von Dämonen besessenen spanischen „Konquistadoren“ des Habsburger-Kaisers Karl V. (1519-1556) in immer neuen Wellen von Mördern, Folterknechten, Sklavenjägern etc., über die Indianervölker herfielen¹. Daran sollten wir stets denken, auch wenn gewisse Kreise ein Interesse daran zu haben scheinen, dass wir uns der finster dämonischen, unmenschlichen Seite der „christlich-abendländischen Kultur“ nicht bewusst werden.

„Bereits 50 Jahre nach den ersten Eroberungszügen auf den Karibischen Inseln und danach auf dem Festland betrug die Bevölkerungszahl Amerikas gerade noch 10 Millionen - eine Dezimierung um 70 Millionen Menschen in einem halben Jahrhundert“². Vergleichbares ist aus der uns bekannten Geschichte höchstens vom psychopathischen Wüten der turkomongolischen Heere Dschingis Khans in Innerasien bekannt. Auch dort war damals zunächst alle höhere Kultur, Wissenschaft und Kunst gänzlich vernichtet.

Es ist unter solchen Umständen also fürwahr kein großes Wunder, dass die schulwissenschaftliche Rekonstruktion der altamerikanischen Kulturen im Großen - wie erst recht in allen Details, wie etwa dem Gebrauch einer Schrift - nicht mehr als Flickwerk sein kann, wo Vermutungen, scholastisch dogmatisches Denken und Fantasien der Autoren die wissenschaftlich belegten Fakten weit überwiegen. Umso mehr, als ja auch die im Gefolge der Konquistadoren eingedrungene christlich-katholische Priesterschaft stark daran interessiert war, jegliches Andenken an die präkolumbischen Kulturen möglichst gänzlich der Vergessenheit anheim fallen zu lassen³.

Dies alles als Vorbemerkung zu der Feststellung, dass bis heute von schulwissenschaftlicher Seite allerhand Unsinn zum Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Schrift im präkolumbischen Amerika verbreitet wurde. Die Maya-Hieroglyphenschrift lässt sich heute zwar nicht mehr hinwegleugnen, aber für Südamerika wird dergleichen abgestritten. So heißt es etwa, „dass die Ureinwohner Südamerikas jedweder Schrift ermangelten“ oder „Die Inka kannten keinerlei Schrift“⁴.



Buchstaben eines bisher nicht entzifferten Alphabets auf einem Gold-Objekt aus der Crespi-Kollektion in Cuenca (Peru). Affinitäten zu alteuropäisch-altmediterranen Buchstaben-Alphabeten sind augenfällig!
(Nach E. v. Däniken, „Meine Welt in Bildern“, Düsseldorf/Wien 1973, S. 228, und „Auf den Spuren der Allmächtigen“, München 1993, S. 110).

Der Verfasser hegt stärkste Zweifel, ob es überhaupt jemals auf Erden eine Hochkultur gegeben haben kann, die ohne Schrift war⁵. Hochkultur verlangt nach geistigem Ausdruck und Austausch, wie er eben nur durch das Medium einer Schrift möglich ist.

Bereits die ESOP-Jahrbücher („Occasional Publications“) der EPIGRAPHIC SOCIETY⁶ des Ex-Harvardprofessors Barry Fell, wahre Pionierwerke, haben klar gezeigt, dass zahlreiche Indianervölker des

präkolumbischen Amerika sehr wohl mit einer Schrift vertraut waren⁷. Dabei ergaben sich auch Querverbindungen zu anderen Kontinenten⁸.

In diesem Zusammenhang erscheint dem Verfasser eine unvoreingenommene Diskussion der Frage überfällig, ob in Altamerika - und zwar ganz speziell im präkolumbischen Südamerika - Alphabetschriften in Gebrauch waren, die einen Zusammenhang mit den alten Alphabeten des alteuropäisch mediterranen Raumes erkennen lassen? So bildet beispielsweise E. v. Däniken⁹ eine südamerikanische Inschrift von einem Goldblech aus der berühmt berüchtigten Crespi-Kollektion in Cuenca (Peru) ab, die etwas Ähnlichkeit mit der Inschrift auf einem Ring hat, den man im alten Iberien (Andalusien), angeblich nahe des in Südspanien (Guadalquivir-Mündung? Sevilla?) vermuteten, legendären Tartessos gefunden hat¹⁰. An ebendieser Stelle bringt v. Däniken (op.cit., S. 154-155) Abbildungen weiterer Artefakte aus der Crespi-Kollektion mit Inschriften, die an altmediterrane Alphabete erinnern. Auch wenn ein Teil der Crespi-Kollektion verdächtig sein sollte, sollte man sich doch bemühen, festzustellen, ob diese speziellen Artefakte wirklich moderne Fälschungen oder echt und präkolumbisch sind.

Ebendies sollte man auch für ein anderes, hochinteressantes Artefakt tun, das der legendäre Colonel Fawcett in seinem Besitz hatte, und das angeblich aus einer der prähistorischen, verschollenen Städte in Brasilien stammen soll. Das Artefakt ist - aus dem Buch seines Sohnes Brian Fawcett¹¹ - nebenstehend abgebildet. Es handelt sich um eine rund fünfundzwanzig Zentimeter hohe Statuette aus schwarzem Basalt. Die Figur erinnert an Nordwest-Afrika, und die Inschrift an diverse altmediterrane Alphabete.



Die Statuette aus dem Buch von Brian Fawcett.

Im Hinblick auf die uralten Hochkulturen auf der iberischen Halbinsel¹² muss man es, dem gesunden Menschenverstand folgend, an sich als die selbstverständlichste Sache der Welt ansehen, dass schon zu Zeiten der westeuropäischen Megalithkultur und des Alten Ägypten maritime Verbindungen von dort nach Südamerika bestanden. Es ist also denkbar unwahrscheinlich, dass keine Kenntnis der alteuropäisch-altmediterranen Schriften nach Südamerika gelangt sein sollte. Trotz der völligen Vernichtung der altamerikanischen Zivilisationen durch die Konquistadoren könnte sich daher hie und da doch ein Hinweis auf eine solche alte Verbindung erhalten haben. Die Cuenca-Artefakte und die Basalt-Statuette des Colonel Fawcett könnten echt sein! Sind sie es? Diese Frage möge als Aufruf zu weiteren einschlägigen Forschungen verstanden sein.

- 1 Heute noch weitgehend ein Diskussions-Tabu! Man lese hierzu die Einleitung S. 9-18 von Laurette Séjourné: *Altamerikanische Kulturen*, Frankfurt am Main 1971. Diese mutige Autorin hebt, neben der an dämonische Besessenheit gemahnenden Goldgier, das alles erträgliche Maß Übersteigende des Riesen-Verbrechens hervor. Es fehlte jegliche menschliche Achtung vor der Urbevölkerung (auch anderswo ein bekanntes „christlich-abendländisches“ Syndrom), die man oft von eigens darauf abgerichteten Kampfhunden umbringen ließ, ohne Ansehen von Alter und Geschlecht.
- 2 Ferdinand Anton: *Azteken, Maya, Inka und ihre Vorläufer*, Iphofen 1995, S. 17.
- 3 Einzige Ausnahme weit und breit das 1550 erschienene Werk des Paters Bartolomé de las Casas „*Kurzgefaßter Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder*“ (hierzu recht ausführlich Séjourné: *op.cit.*, S. 102 und *passim*).
- 4 Beide Zitate aus Victor W. van Hagen: *Das Reich der Inka*, Hamburg/Wien (o. J.), S. 226/227.
- 5 Diese Bemerkung bezieht sich im Übrigen auch auf die bisher noch immer rätselhafte westeuropäische Megalithkultur.
- 6 Neue Anschrift nach dem Tode von Prof. Fell: The Epigraphic Society, Donal Buchanan, Secretary, 8216 Labbe Lane, Vienna, VA-22182-5244 (USA).
- 7 Fell konstatiert, dass rund ein Dutzend Alphabete unter den nordamerikanischen Indianerstämmen in Gebrauch waren (ESOP, Vol. 13, 1985, S. 22).
- 8 Nach Fell (*Algonkian Signatures on a Treaty of AD 1681*, in: ESOP, Vol. 13, S. 22-25) unterzeichneten Algonkin-Häuptlinge noch bis ins 17. Jahrhundert Verträge mit Initialen aus dem alt-zypriotischen Silbenalphabet.
- 9 Erich von Däniken: *Meine Welt in Bildern*, Düsseldorf/Wien, 1973, S. 154 (Abb. 207).
- 10 Aus: Charles Berlitz: *The Mystery of Atlantis*, New York 1976, S. 128. Mein Freund Jacques Touchet liest die Inschrift als Alt-Iberisch (MEDITERRANEA, No. 59, 1995, S. 38).
- 11 Brian Fawcett (Hrsg.): *Exploration Fawcett*, by Lt.-Col. P. H. Fawcett, London 1953, Abb. gegenüber S. 33.
- 12 die - ungemein verdienstvollerweise - Uwe Topper der Vergessenheit entrissen hat (*Das Erbe der Giganten*, Olten/Freiburg 1977).

Impakte von Riesenmeteoriten: Schlüssel zur Erd- und Menschheitsgeschichte

Walter Stender, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 16/1996

Ein Irrtum eines Wissenschaftlers ist verzeihlich. Unbegreiflich ist es dagegen, wenn das Postulat von Charles Lyell (1830), die Entwicklungsgeschichte sei immer in ruhigen Bahnen verlaufen, von den Lehrstühlen in aller Welt zum Dogma erhoben und 150 Jahre lang gelehrt werden konnte. Erst mit der Arbeit der beiden Alvarez 1980¹, wonach der Impakt eines Riesenmeteoriten das letzte große Sauriersterben verursacht habe, war der Bann gebrochen².

Unser Sonnensystem, wie wir es heute kennen, ist sicher eine späte Entwicklung. Seit es sich zusammengefunden hat, gerät immer noch vagabundierendes Material in den Anziehungsbereich der Sonne und schlägt auf ihr, den Planeten oder Monden ein, oder treibt als Kometen durch das Planetensystem, gelegentlich auch andere Bahnen störend.

Ich glaube, dass die Planeten durch die Sonne eingefangen wurden. Eine offene Frage ist es noch, ob sie nach dem Einfangen zunächst viel größere Bahn- und Rotationsabweichungen aufwiesen und sich mit der Zeit in eine ideale ekliptische Ebene und genaue „Kreisbahn“³ einpendeln werden, oder ob dieser Endzustand nie erreicht werden kann, weil immer wieder Störungen durch dicht vorbeiziehende oder einschlagende andere Himmelskörper im Spiele sind?

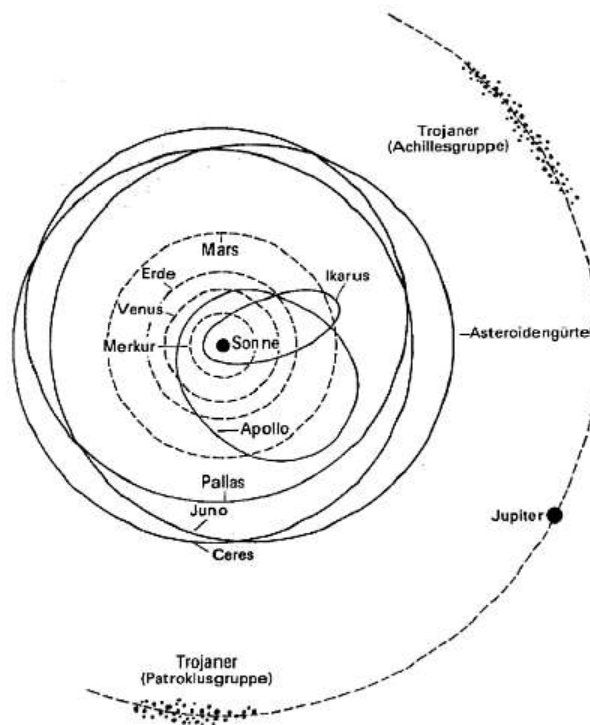
Meteoriten, Planetoiden, Asteroiden, Kometen

Den massiveren Planeten stehen die weitaus zahlreicheren Kleinkörper unseres Sonnensystems gegenüber: Planetoiden (Asteroiden, Kleinplaneten), Kometen und Meteorite. Obwohl man sich einerseits durchaus zu Recht unter Planetoiden, Kometen und Meteoriten drei verschiedene Arten von Himmelskörpern vorstellt, ist andererseits im konkreten Falle oft sehr schwer zu sagen, in welche dieser drei Kategorien ein bestimmtes Objekt einzuordnen ist. Offenbar gibt es Übergangsformen. Das gilt für die Bahnform, die visuelle Erscheinung wie für die physikalische Beschaffenheit⁴. Auch herrscht noch keine absolute Klarheit darüber, welche dieser Objekte definitiv aus unserem Sonnensystem, und welche letztlich aus dem transplutonischen, interstellaren Raum stammen und vielleicht erst durch die Anziehungskraft der Sonne in eine elliptische Bahn gezwungen und somit Bestandteil unseres Planetensystems wurden.

Eines der „Reservoirs“ der Meteoriten ist der Trümmergürtel, der auf einer stark ausgestreuten Bahn zwischen Mars und Jupiter zu erkennen ist. Stücke bis fast tausend Kilometer Durchmesser kommen darin vor, während kleinere mit weniger als einem Kilometer Durchmesser nicht beobachtbar sind. Einige Astronomen neigen zu der recht unwahrscheinlichen Annahme, es handele sich hierbei um Asteroiden aus dem Weltraum außerhalb des Sonnensystems. Andere glauben eher, dass sich dort einst ein Planet befunden habe, der durch eine Kollision mit einem anderen Himmelskörper zertrümmert wurde⁵. Diesem einstigen vermuteten Planeten gab man auch schon den Namen Ceres⁶.

Es gibt Objekte aus der Ceres-Bahn, also dem heutigen Planetoiden-Gürtel, die so weit ausscheren, dass die Mars- und sogar die Erdbahn noch gekreuzt werden. Die beiden Marsmonde Deimos (15 km Durchmesser) und Phobos (23 km Durchmesser) sind von sehr unregelmäßiger Gestalt und umrunden den Planeten auf ungewöhnlichen Bahnen. Sie stehen in begründetem Verdacht, eingefangene Trümmer der Ceres-Masse zu sein. Man sollte solche Objekte, die weder Asteroiden aus dem Raum außerhalb des Sonnensystems noch Kometen sind, sondern Bruchstücke eines Planeten, grundsätzlich als Planetoiden bezeichnen⁷.

Außer ihrer Herkunft gibt es noch ein sehr wesentliches Unterscheidungsmerkmal für Planetoiden, das in bestimmten Fällen eine Rolle spielen kann. Sie umrunden die Sonne in der gleichen Richtung wie alle Planeten. Geraten sie dann in die Bahn des Mars oder der Erde, dann ist ihre Relativgeschwindigkeit so gering, dass sie unter bestimmten Umständen auch von deren geringerer Anziehungskraft eingefangen und zum Umlauf um den betreffenden Planeten gezwungen werden können. Beim Mars ist das möglicherweise geschehen, und auch die Erde hat es meiner Vermutung nach mindestens einmal erleben müssen.



Die meisten Asteroiden laufen in einem Gürtel zwischen Mars und Jupiter um die Sonne. Einige Ausreißer kreuzen die Bahnen der terrestrischen Planeten und kommen sehr nahe an die Sonne heran (aus: Roman Smoluchowski: „Das Sonnensystem“, Heidelberg 1985).

Der Archäologe und Pastor Jürgen Spanuth veröffentlichte seit den fünfziger Jahren eine Reihe von Büchern über seine These, das von Platon beschriebene Atlantis habe in der Nordsee beim heutigen Helgoland gelegen und sei gegen -1.200 durch den Impakt eines Himmelskörpers zerstört worden⁸. Das den Fahrern wohlbekannte „Helgoländer Loch“ sei die heute noch erkennbare Einschlagstelle jenes Himmelskörpers. In diesen Werken zitiert Spanuth eine solche Fülle von Informationen über jenen vermeintlichen Kometen, dass der Verfasser die Möglichkeit sah, diesen Himmelskörper als Planetoiden aus der Ceres-Masse zu identifizieren⁹.

Es handelte sich offenbar um ein Ungetüm, das in weit ausholenden elliptischen Bahnen die Erde tagelang umrundete, im Süden außerhalb der Erdatmosphäre, über der nördlichen Halbkugel tief in diese eintauchend. Dabei wurden glühende Steine und eine blutfarbene, erdölartige, stark brennende Flüssigkeit ausgestreut. An den weltweiten Bränden, Fluten und Stürmen von vielfacher Orkanstärke ging schon ein Teil der Menschheit zugrunde, und an den dem Impakt folgenden Erdbeben, Vulkanausbrüchen, Himmelsverdunkelungen mit Kälte und Hungersnöten, Überflutungen und Super-Wolkenbrüchen noch mehr. Am treffendsten charakterisiert die griechische Sage von Phaéton, dem vermeintlich außer Kontrolle geratenen Sonnenwagen, jenen über den Himmel dahinjagenden Planetoiden.

Dieser Phaéton mit seiner Größe von schätzungsweise nicht mehr als drei Kilometern Durchmesser konnte nur eingefangen werden, weil er sich der Erde mit höchstens 8 km/sek (28.000 km/h!) Relativgeschwindigkeit genähert hatte. Kometen oder Asteroiden können viel höhere Bahngeschwindigkeiten erreichen. Sind sie dann noch viel größer als Phaéton, ist das Ausmaß der Verwüstung ungleich schrecklicher. Weit zurückliegende Impakt-Kataklysmen dieser Art sind auf der Erde nur noch schwierig nachzuweisen. Dank der ausgesandten Raumsonden verfügen wir aber inzwischen über ausgezeichnete Nahaufnahmen von anderen Planeten und Monden und können daran studieren, wie es auch auf der Erde zugegangen sein muss. Und die Gefahr ist (besonders auch durch die Planetoiden der „Apollo“-Familie¹⁰) weiterhin stets präsent!

Jahreslänge und Tageslänge

Könnten Impakte durch Riesen-Meteoriten, die schon die Größenordnung von Planetoiden und Kometenkernen erreichen, auch der Erde einen derartigen Stoß versetzen, der ihren sonst recht gleichmäßigen Lauf um die Sonne oder die Erdrotation stört?

Die Astronomen messen heute ständig die Tageslänge und stellen tägliche Unregelmäßigkeiten im Sekundenbereich fest. Ursache dieser Schwankungen sollen die ständig auf die Erde niedergehenden Ströme kleinster Meteoriten sein, die wir nur selten als Sternschnuppen oder auf die Erde niedergehende Meteorsteine beobachten können. Sie kommen mal häufiger von West, mal von Ost, und wirken so auf die Rotation der Erde bremsend oder beschleunigend ein. Wenn schon solche Kleinstobjekte die Rotation beeinflussen, sollte man dies erst recht von schweren Impakten erwarten, dann vielleicht sogar mit Störungen im Stundenbereich¹¹.

Da Zeitmessungen aus alter Zeit nicht erhältlich sind, lag es nahe, die „biologische Uhr“ zurate zu ziehen. Vor einigen Jahren ging Prof. Dr. med. Jürgen Aschoff dieser Frage nach. Im Max-Planck-Institut in Erling-Andechs untersuchte er hunderte freiwillige Versuchspersonen, auch Tiere, unter völligem Abschluss von Tageslicht und Tageslauf der Umgebung. Er gab mir bereitwillig Auskunft über die Ergebnisse. Es zeigte sich bei Menschen sehr deutlich, wenn auch mit Streuung, eine 25-Stunden-Periode, bei den nachtaktiven Tieren eine Bevorzugung von weniger als 24 Stunden, bei den Tagaktiven von mehr als 24 Stunden. Ich deutete dieses Ergebnis so, dass es zur Zeit der Entstehung des Jetztmenschen längere Tage gegeben hat¹².

Gleichfalls in den fünfziger Jahren erschienen die ersten sensationellen Werke des charismatischen Psychiaters und großen Außenseiter-Gelehrten Immanuel Velikovsky¹³. Er grub aus den Schriften und Überlieferungen aller alten Kulturvölker der Erde die übereinstimmende Aussage aus, es habe einst ein Jahr von 360 Tagen und 12 Mond-Monaten gegeben. Erst gegen Mitte des -1. Jahrtausends sei überall ein Kalender mit fünf zusätzlichen Tagen erforderlich geworden.

Was war damals geschehen und aus welcher Ursache? Die Veränderung in der Jahreslänge betrug rund 1,5%, und der genetisch programmierte einstige Tag war irgendwann in der Vorzeit einmal um rund 4% kürzer geworden. Solche Veränderungen können eigentlich nur durch eine kosmische Einwirkung erklärt werden. Hatte der Impakt eines Riesen-Meteoriten die Erde in einen etwas größeren Abstand von der Sonne befördert und das Jahr dadurch verlängert? Oder war die Rotation der Erde beschleunigt worden und hatte die Tageslänge dadurch abgenommen? Sehr unwahrscheinlich ist es, dass ein Stoß gegen die Erde so gerichtet gewesen wäre, dass entweder nur die Rotation, oder nur der Sonnenabstand gestört wurde. Beides zugleich ist am wahrscheinlichsten.

Der Phaéon-Impakt in Spanuths Werken fällt in diese Periode. Der Masse und Geschwindigkeit nach (vor dem Abbrand rund 3 km groß; 8 km/sek Geschwindigkeit relativ zur Erde) konnte der tangentielle Einschlag aus westlicher Richtung, nahe dem 54. Breitengrad, der Erde zwar auch einen gewaltigen Stoß versetzt haben, aber ob es gereicht hat, sie deutlich aus der Bahn zu drängen, erscheint fraglich.

„Eine ganz unglaubliche Geschichte“

Mit dieser Überschrift versah Velikovsky ein Kapitel in seinem Werk „Welten im Zusammenstoß“. Es ist von der berühmten Stelle im Buch Josua (10. Kap., 12-13) die Rede, wo Sonne und Mond beinahe einen ganzen Tag am Himmel stillgestanden haben sollen. Als unbeweisbares Ereignis könnte man es übergehen, wenn nicht ganz unabhängig davon Entsprechendes von der westlichen Hemisphäre berichtet worden wäre.

Nach den mexikanischen Annalen, die Sahagun bald nach der Conquista niederschrieb, habe sich während einer kosmischen Katastrophe die Sonne nur wenig über den Horizont erhoben und sei dort verblieben, während auch der Mond stillstand. Dies passt zu dem Bericht in der Bibel.

Wenn die Erddrehung an jenem Tag wirklich für einige Zeit ausgesetzt haben sollte, müsste es damals auf der Erde vernichtende Kataklysmen, vor allem berghohe, die Kontinente überrasende Meereswellen gegeben haben. Davon ist jedoch nichts überliefert. Wie hätte auch ein gegen die Erde vergleichsweise immer noch winziger Riesen-Meteorit die am Äquator mit 1.669 Stundenkilometern rotierende Erdmasse anhalten sollen!

Velikovsky zog daher eine andere Möglichkeit in Betracht: die Nahbegegnung eines anderen Planeten mit der Erde, vor allem mit der Venus, der die damaligen Astronomen-Astrologen auffallend viel Beachtung schenkten. Trotz schwerwiegender Zweifel muss man dieser Frage nachgehen. Velikovsky zufolge bewegte sich die Venus ursprünglich auf einer viel exzentrischeren Ellipsenbahn als heute, wobei sie der Erde wiederholt nahe gekommen sei. Dies würde eine heutige Rückrechnung der einstigen Venusbahn unmöglich machen.

Sollte es so gewesen sein, wie Velikovsky meint, war die gegenseitige Anziehung der Planeten durch Gravitationskräfte vermutlich weniger unheilvoll als die magnetische Einwirkung, die kaum berechenbar ist. Es sei angenommen, dass Erde und Venus unter Einfluss des Sonnen-Magnetfeldes gleich gepolt waren.

Kamen sie sich dann nahe, lagen ihre gleichartigen Pole nebeneinander, was zu Abstoßung führen musste. In anderer Konfiguration konnten sich die beiderseitigen Hemisphären anziehen, was zum Kippen der beiden Planeten führen musste. Auch eine Annäherung der beiden Bahnen gab es dann.

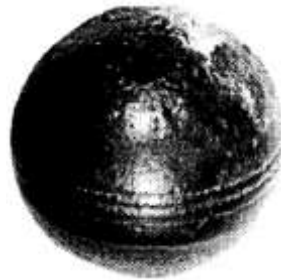
In jenem von Velikovsky behandelten Falle des „Sonnen-Stillstands“ ist also eine Einwirkung durch die Venus durchaus nicht unmöglich. Es muss also nicht in jedem Falle ein Riesen-Meteorit gewesen sein. Die gigantischen Kataklysmen blieben aus, weil ein „sanfter“ Vorbeigang der Venus die Störung zeitlich streckte. Auch entsprechende Überflutungen der Kontinente gab es nicht, weil die Wassermassen der Gravitation unterlagen. Es war noch einmal glimpflich abgegangen!

Riesen-Meteoriten

Zunehmend gewinnt man heute Einblick in weitaus schrecklichere Ereignisse in weit zurückliegenden Zeitaltern, zumeist noch vor der Existenz des Menschengeschlechts¹⁴, als es dieses biblische oder das Phaéton-Ereignis waren. Von Asteroiden-Meteoriten von der Größe des Dinosaurier-Töters, der das Tertiär einleitete, wurde schon gesprochen. Eine ausgezeichnete Sammlung solcher Fälle findet sich in einem - für die Schulwissenschaft geradezu revolutionären! - Buch des Geologen-/Paläontologen-Ehepaares Alexander & Edith Tollmann¹⁵. Mehrmals war dergleichen das Ende einer geologischen Periode und eine tief greifende evolutionäre Zäsur. Globale Erdbeben von unvorstellbarer Heftigkeit wurden ausgelöst. Fluten und Orkane fegten alle exponierte Flora und Fauna hinweg. Rettende Nischen waren die Gewässer und unterirdischen Behausungen, und außerdem blieben vielleicht einige Gegenden der Erde vom schwersten Unheil bewahrt.

Sonnenaufgang im Westen?

Fast unbegreiflich sind Berichte, die Velikovsky in mehreren Quellen fand, wonach zeitweise sogar die Sonne im Westen aufgegangen sei. Wie soll das möglich gewesen sein? Die unvorstellbar große Massenträgheit der rotierenden Erde zu überwinden und sie dann auch noch in gegenläufige Rotation zu bringen, das dürfte kein noch so großer Riesen-Meteorit fertig bringen. Außerdem fehlen, wie bereits gesagt, Berichte über die unausweichlichen kataklysmischen Begleiterscheinungen. Überdies ist es unwahrscheinlich, dass die in Gegenrichtung rotierende Erde dann etwa die gleiche Tageslänge gehabt hätte. Bei einer reinen Kippung der Erdachse um etwa 180° hingegen bleibt die Rotation unverändert, dennoch würde die Sonne von der anderen Seite her aufgehen, und kataklysmische Phänomene würden sich in Grenzen halten¹⁶.



Eine der Pyrophyllit-Kugeln aus der Mine „Wonderstone“ bei Ottosdal in West-Transvaal (aus: Michael Cremo & Richard Thompson: „Forbidden Archeology, The Hidden History of the Human Race“, San Diego 1993).

Ein Rätsel ist immer noch die Entstehung der Jahreszeiten. Möglicherweise handelte es sich da auch nur um eine Polverlagerung. Mit einer Polverlagerung etwa nach Island oder Südgrönland würde ganz Kanada, große Teile Europas und das westliche Sibirien in die Polarzone rücken und vereisen. Sogar das unvermittelte Mammutsterben wäre dann verständlich¹⁷. Wieder bliebe allerdings offen, ob ein Riesen-Meteorit oder eine Planeten-Nahbegegnung die Ursache war.

Beziehungen zwischen Ceres und Erde

Ich trage als These vor: Der einst zwischen Mars und Jupiter kreisende Planet Ceres trug organisches Leben, denn der wohl daher stammende Planetoid Phaéton führte eine ölige, stark brennbare Substanz mit sich. Möglicherweise trug Ceres viel eher Leben als die Erde. Auch der zwischen Erde und Ceres umlaufende Mars könnte eine Periode der Bewohnbarkeit gehabt haben.

Vieles spricht dafür, dass die Wassermassen der Erde einst gleichmäßiger verteilt waren und erst der Impakt eines planetenähnlichen Körpers von der Größenordnung unseres Mondes die eigentlichen Kontinentalmassen erzeugte¹⁸. Man weiß ja, dass die Landmassen der Erde ursprünglich eine Art Großkontinent bildeten¹⁹. Vielleicht sind die im Bergbau zugänglichen Lagerstätten von Diamanten und Metallen von hohem spezifischem Gewicht so auf die Erde gelangt, da man sie sonst ja eigentlich mehr dem Erdinnern zu finden müsste.



Eine der Kugeln (aus: Erich von Däniken: „Golfbälle der Götter“, in: ANCIENT SKIES I, Jan./Feb. 1988)

Ein absolut rätselhafter Fund könnte sich so erklären: die hunderte von intelligenter Hand gefertigten metallischen Kugeln, die man jahrelang in der südafrikanischen Pyrophyllit-Mine in Transvaal fand. Geologen schätzen, dieses Sediment Pyrophyllit²⁰ sei gut zwei Milliarden Jahre alt. Die Kugeln, 35 - 100 mm groß, sind gut geformt, fast alle hohl, mit einer längst verrotteten gelatineartigen Masse gefüllt, und tragen am Umfang je drei parallele Rillen. Wenn man vermutet, das Pyrophyllit stamme von Ceres, vielleicht mitsamt unserer Landmasse, und Ceres sei schon intelligent bewohnt gewesen, wäre das vielleicht eine einleuchtende Erklärung²¹.

Anmerkungen

- 1 L. & W. Alvarez (et al.): Extraterrestrial Cause for the Cretaceous-Tertiary Extinction, in: SCIENCE 208, 1980.
- 2 *Anm. d. Red.:* Alle Theorien über das Sauriersterben, die einen Planetoiden-Impakt voraussetzen, kranken jedoch an der Diskrepanz, dass nur die Lebewesen der Saurier-Gruppen ausgerottet wurden (von kleinen Trilobitenähnlichen über die Flugsaurier, die in den Ozeanen lebenden bis zu den bekannten Großtieren), während vergleichbare Säugetiere, auch Großsäuger wie das Nashorn oder der Elefant, überlebten. Wenn ein Planetoideneinschlag das Sauriersterben verursacht hätte, dann hätten diese Großsäuger mit aussterben müssen. Hinzu kommt, dass die Saurier eine über Jahrmillionen hinweg bestens angepasste, robuste Gruppe von Lebewesen waren, die im Laufe ihrer Geschichte mehrmals Planetoiden-Impakte überlebt hat, was zu diesem Zeitpunkt von den relativ jungen, noch recht anfälligen Säugetieren nicht behauptet werden kann.
- 3 Die Elliptizität der Planetenbahnen wird in den astronomischen Handbüchern weit übertrieben dargestellt. In Wirklichkeit könnte man, auf ein Blatt Papier gezeichnet, etwa Erd- oder Venusbahn gar nicht von einem Kreis unterscheiden.
- 4 Manche schweiflosen Kometen sind nach Bahnform, Bahnlage relativ zur Ekliptik und Anblick nicht von Planetoiden zu unterscheiden. Manche Meteorströme stammen zwar klar von zerfallenden Kometen. Es wird aber immer wieder behauptet, dass es auch Meteoriten auf hyperbolischen Bahnen von außerhalb des Sonnensystems gibt.
- 5 Durch die „esoterische“ Literatur, die diesem postulierten Planeten den Namen *Mallona* etc. gibt, geistert auch die Behauptung, eine ehemalige Hochzivilisation auf jenem Planeten habe ihn durch Technik-Missbrauch selbst zerstört.
- 6 Nicht zu verwechseln mit dem 1801 zuerst (von Giuseppe Piazzi) entdeckten Asteroiden gleichen Namens.
- 7 In den astronomischen Handbüchern werden die Bezeichnungen „Planetoid“ und „Asteroid“ austauschbar gebraucht. Im angloamerikanischen Sprachgebrauch wird überhaupt nur „asteroid“ verwendet.
Anm. d. Red.: Nach Ansicht der Schul-Astronomie handelt es sich bei den Körpern des Asteroidenringes nicht um die Bruchstücke eines ehemaligen Planeten, sondern um Reste aus der Zeit der Bildung des Sonnensystems, die keinen Planeten bilden konnten. Andere Untersuchungen besagen, dass sich bei der Bildung eines Sonnensystems an jener Stelle (auch unter anderen Bedingungen, d. h. verschieden großen Planeten) - lt. Computersimulationen - ausschließlich immer ein Trümmerring bilden würde.
- 8 „Das enträtselte Atlantis“, Stuttgart 1953, und „Atlantis“, Tübingen 1964.
Anm. d. Red.: Spanuths These ist jedoch mit äußerster Vorsicht zu betrachten, da er hier mehrfach verschiedene Fakten seinen Vorstellungen angepasst hat.
- 9 Walter Stender: „War Phaëton ein Planetoid?“, in: ZEITENSPRÜNGE Nr. 2/1995.
- 10 *Anm. d. Red.:* Apollo-Planetoiden sind eine Gruppe von Himmelskörpern, deren Umlaufbahn regelmäßig die der Erde kreuzt, benannt nach dem ersten Planetoiden dieser Gruppe, der 1932 entdeckt wurde.
- 11 *Anm. d. Red.:* Die enorme Masse und kinetische Rotationsenergie der Erde scheinen dieser These allerdings entgegenzustehen.
- 12 *Anm. d. Red.:* In der genetischen Information eines Lebewesens können sich nur Umwelt-Änderungen auswirken, die über längere Zeiträume, als sie der Autor im Auge hat, wirksam sind. Verschiedene Untersuchungen belegen, dass unsere Erde niemals in ihrer Geschichte Zeiträume mit einer längeren Tagesspanne als 24 Stunden aufweist. Das Gegenteil ist der Fall: je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen, umso kürzer waren die

Tage. Eine Zeitänderung, bedingt durch einen Impakt, würde sich also - selbst wenn diese Zeitänderung über einige tausend Jahre bestehen bliebe - keinesfalls genetisch auswirken. Der Beweis dafür sind wir: unsere „biologische Uhr“ hat sich bis heute noch nicht an den 24-Stunden-Tagesrhythmus angepasst. Das hier angeschnittene Thema - das Verhältnis zwischen der Tageslänge und der „inneren Uhr“ - ist bisher bei weitem noch nicht adäquat behandelt worden.

Hierzu vgl. auch Gernot L. Geise: Die innere Uhr und ihre Funktion, in: EFODON SYNESIS 13/1996.

13 „Welten im Zusammenstoß“, Stuttgart 1952, und „Earth in Upheaval“, London 1952.

14 *Anm. d. Red.*: Das enorme Pionier-Werk von Michael Cremo & Richard Thompson „Forbidden Archeology“ (San Diego 1993) macht es allerdings wahrscheinlich, dass der Jetzmensch schon in weit zurückliegenden Erdzeitaltern existierte.

15 A. & E. Tollmann: „Und die Sintflut gab es doch“, München 1993.

16 Wesentliche Literatur zur Frage der Erdachsenkippung:

- a) Peter Warlow: Geomagnetic Reversals, in: SIS REVIEW, Vol. III/No. 4, 1979 .
- b) Winni Marold: Verkehrte Welt, Versuch über den Sonnenuntergang im Osten, Weinsberg 1994 (Priatdruck „Marolds Extra Nr. 1“).
- c) Uwe Topper: Eine Polsprungmythe in berberisch-sufischer Überlieferung, in: Zeiteinsprünge Nr. 1/1995.
- d) Christian Blöss: Die Kippung der Erdachse um 180° in 24 Stunden, in: ZEITENSPRÜNGE Nr. 4/1995.
- e) Armin Naudiet: Ging die Sonne im Westen auf? Hat Herodot etwas Falsches berichtet?, in: EFODON SYNESIS 7/1995.

17 *Anm. d. Red.*: vgl. jedoch auch Fußnote 2.

18 Walter Stender: „Leben wir auf fremder Erde?“, in: Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart, Nr. 3/1992.

19 *Anm. d. Red.*: Sollte die These einer mit der Zeit abnehmenden Gravitationskonstante, respektive einer sich ausdehnenden Erde zutreffen, könnte es sich bei diesem Ur-Großkontinent aber auch um die einstige geschlossene Kontinentaloberfläche der Erde gehandelt haben. Vgl. hierzu Uwe Topper: Die Ausdehnung der Erdkugel, in: EFODON SYNESIS 11/1995.

20 *Anm. d. Red.*: Pyrophyllit ist ein Aluminium-Silikat mit der chemische Zusammensetzung $Al_2Si_4O_{10}(OH)_2$, das große Ähnlichkeit mit Speckstein hat. Es wird beispielsweise in der Elektroindustrie als Porzellanersatz für Isolatoren, oder in der Kosmetikindustrie als Zusatz in Gesichtspudern verwendet.

Die ominösen Kugeln bestehen übrigens aus einem anderen Metall und nicht aus Pyrophyllit. Sie haben eine weitere merkwürdige Eigenart: It. Roelf Marx, Kurator des Klerksdorp Museums, der entsprechende Untersuchungen vorgenommen hat, rotieren sie ausnahmslos innerhalb von etwa 128 Tagen einmal um ihre eigene Achse.

21 *Anm. d. Red.*: Die Anhänger der These, im Sinne Erich von Dänikens, die Erde stehe schon seit undenklichen Zeitaltern in Kontakt mit höher stehenden extraterrestrischen Zivilisationen, würden diesen Fund aber zweifellos anders deuten!

Das Problem mit den Sauriern

Saurier - umweltangepasste Lebewesen der Superlative

Nach schulwissenschaftlicher Lehrmeinung tauchten vor etwa 230 Millionen Jahren (1), im so genannten Mesozoikum (Erdmittelalter), die ersten Saurier auf der Bühne des Lebens auf. Diese urtümlichen Lebewesen gab es von Spatzengröße mit nur wenigen Gramm Gewicht bis zu achtzig Tonnen schweren Arten mit siebzehn Metern Schulterhöhe. Die meisten Saurierarten waren friedliche Pflanzenfresser. Detaillierter auf die einzelnen Saurierarten möchte ich hier nicht eingehen, es gibt diesbezüglich eine Überfülle an Literatur. Hier nur die wichtigsten Fakten.

Mindestens 200 Millionen Jahre hatten die Saurier auf unserer Erde dominiert. So lange hatte weder vorher noch nachher irgendeine Gattung überlebt, ohne auszusterben oder sich anzupassen und weiterzuentwickeln. Die einzige, bisher bekannte Ausnahme ist der Quastenflosser (2).

Nach Untersuchungen in den letzten Jahren kam man inzwischen zu dem verblüffenden Ergebnis, dass die Saurier nicht etwa nur Kaltblüter und langsame, träge Lebewesen, sondern im Gegenteil Warmblüter und ausgesprochen wendig und schnell waren. Weiterhin lebten sie offensichtlich in Herden und familienähnlichen Gruppen. Der amerikanische Paläontologe John D. Horner fand in Montana in den USA sechzehn Hadrosauriernester mit über 500 zum Teil noch erhaltenen Eiern. Außerdem fand er die vollständigen Skelette von erwachsenen Tieren. Nach Auswertung seiner Funde kam er zu dem Ergebnis, dass die in Montana gefundenen Exemplare eher vogelähnliche Wesen gewesen seien, warmblütige Tiere mit einer konstanten Körpertemperatur.

Die Weibchen umsorgten fürsorglich ihre Jungen, ganz ähnlich, wie es heute hoch entwickelte Säugetiere tun, im Gegensatz zu kaltblütigen Reptilien, die ohne elterlichen Schutz aufwachsen. Die Saurier aus Montana brüteten, ähnlich, wie Flamingos, in großen Kolonien und lebten mit einem hohen sozialen Empfinden in Herden bis zu 10.000 Tieren. Die Ansatzstellen für Muskeln und Sehnen der Saurier waren sehr stark ausgeprägt, wie Messungen an prähistorischen Knochen zeigten. Somit kann man davon ausgehen, dass diese, oft achtzig Tonnen schweren, Kolosse bis zu fünfzig Stundenkilometer schnell sein konnten (3).

Mit den Sauriern endete eine Evolutionslinie schlagartig, genauso wie einige Millionen Jahre früher die Ediacara-Fauna. Doch schauen wir uns die Entwicklung um die Saurierzeit - wie sie nach schulwissenschaftlicher Lehrmeinung war - einmal an.

Vor rund 64 Millionen Jahren, zum Ende der Kreidezeit und am Anfang des Tertiärs, starben die Saurier aus (4). Genauso schlagartig, wie ausgesät, tauchten überall auf den Kontinenten die Laubbäume und anderen Pflanzenarten auf. Das urplötzliche Vorhandensein perfekt ausgebildeter, neuer Lebensformen, ohne jede Vorentwicklung, ist den Wissenschaftlern bis heute völlig unerklärlich.

Noch vor 175 Millionen Jahren war die Erdoberfläche nur mit Nadelholzwäldern bedeckt, in denen sich Riesengürteltiere sowie Land- und Flugsaurier tummelten. Die ersten Urvögel flatterten zwischen diesen Bäumen.

35 Millionen Jahre später habe man im Wasser Schwämme, Muscheln und Ammoniten entstehen sehen können. Die Sümpfe und Wälder wurden zu dieser Zeit von Beuteltieren, Sauriern und den ersten Singvögeln bevölkert.

Die Atmosphärenzusammensetzung war vor 80 Millionen Jahren eine andere als heute,

wie die beiden Wissenschaftler Gary Landis (US Geological Survey Denver) und Robert Berner (Yale Universität) anhand von Untersuchungen von mikroskopisch kleinen Luftbläschen in Bernstein festgestellt haben. So lag der Sauerstoffanteil bei 32 %, gegenüber heute 21 %. Der atmosphärische Druck war um das Zehnfache höher als heute. Dies könnte die Ursache dafür gewesen sein, dass die schweren Flugsaurier überhaupt fliegen konnten (5).

Vor 60 Millionen Jahren entstanden die ersten Säugetiere und auf dem Festland bestand inzwischen der so genannte Braunkohlewald.

Doch erst vor etwa 15 Millionen Jahren sollen sich aus den zu diesem Zeitpunkt lebenden Primaten erste affenartige Hominiden entwickelt haben, und vor etwa acht Millionen Jahren die ersten Affenmenschen, das heißt, die ersten intelligent handelnden, affenähnlichen Wesen, die das Urgeschlecht der heutigen Menschheit darstellten.

Zurück zu den Sauriern. Obwohl diese Tiere über einen unvorstellbar langen Zeitraum von 140 Millionen Jahre imstande waren, sich den unterschiedlichsten, wechselnden Lebensbedingungen anzupassen, starben sie vor etwa 64 Millionen Jahren ganz plötzlich, innerhalb nur weniger Jahre, aus. Wie man anhand von Fossilien feststellen konnte, starben einige von ihnen sogar innerhalb von Stunden. Das belegen Funde von Sauriern, die zum Teil noch das Maul voller Nahrung und nicht mehr die Zeit hatten, es hinunterzuschlucken, bevor der Tod eintrat.

Thesen und Theorien

Als ernstgemeinte Erklärungen für diese Tragödie gibt es bisher folgende, zum Teil recht kuriose Theorien, die aber allesamt nicht das schlagartige Aussterben nur der Dinosaurier, der Pterosaurier, der maritimen Reptilien (beispielsweise der Ichthyosaurus), der Ammoniten und unzähliger Einzeller erklären können, während Säugetierarten von diesem Massensterben ausgenommen waren:

- Das vermehrte Auftreten eierverzehrender Tiere. Dadurch sei die Nachkommenschaft eliminiert worden. Doch: bei *allen* Saurierarten? Auch bei den Wasserbewohnern? Welche Superräuber sollen das gewesen sein?
- Die Ausbreitung moderner Blütenpflanzen, die es vorher nicht gab. Dadurch sollen die Saurier Ernährungsprobleme mit einhergehender Stuhlverstopfung erlitten haben.

Das ist wohl die kurioseste Erklärung! In den 140 Millionen Jahren der Saurier-Entwicklung hat sich die Vegetation wohl mehrfach geändert, ohne dass die Saurier an „Stuhlverstopfung“ ausstarben. Auch hier: Das soll bei allen Land- und Wassersauriern, groß und klein, passiert sein? Und die Säugetiere waren davon ausgenommen?

- Entwicklungsgeschichtliche Überalterungserscheinungen. Dazu erübrigt sich wohl bei 140 Millionen Anpassungsjahren jeder Kommentar.
- Viruserkrankungen.
Dies als Ursache anzusehen, klingt ebenso hilflos.
- Hormonerkrankungen. Dadurch sollen die Saurier-Weibchen Eier mit zu dicken Schalen gelegt haben, sodass die Jungen nicht mehr ausschlüpfen konnten.
Da erübrigt sich jeder Kommentar.
- Umweltkatastrophen, beispielsweise der Einschlag eines riesigen Meteoriten, dadurch eine Schockwelle in der Atmosphäre rund um die Erde und in der Folge vermehrte Vulkanausbrüche und Erdbeben. Millionen und Abermillionen Tonnen in die Luft

geschleuderter Erde, Gestein und Staubpartikel, in die Atmosphäre geschleudert, konnten innerhalb von nur wenigen Stunden eine totale Verfinsterung des Himmels bewirken, die die Sonneneinstrahlung verhinderten und eine Art „Nuklearer Winter“, eine rapide, enorme Absenkung der Temperaturen, verursachen. Durch diesen gewaltigen Einschlag könnte durchaus auch die Erdachse gekippt sein und die Pole sich verschoben haben, während eine enorme Druckwelle um die Erde raste.

Berechnungen ergaben, dass der Einschlag eines zehn Kilometer durchmessenden Planetoiden das Sonnenlicht drei Jahre lang völlig von der Erde abschirmen würde. Doch würden nach diesen Berechnungen immer noch 30 % aller Tier- und Pflanzenarten überleben können. David Archibald und Laurie Bryant (Universität San Diego) kommen nach ihren Untersuchungen zu dem Ergebnis, dass bei einer solchen Katastrophe sogar etwa 70 % der Tiere überleben müssten (6).

Der Geologe Richard A. Kerr ist hier der Meinung, dass die meisten Berechnungen so unsicher seien, dass sie von vernichtend bis harmlos reichen würden (6).

Es sei hier erwähnt, dass die Gesteine um die fragliche Zeit seltsamerweise keinerlei Spuren eines generellen *Klimawechsels* aufweisen. Eine weltumspannende Umweltkatastrophe, hervorgerufen durch einen Meteoriteneinschlag bzw. durch einen Asteroiden- oder Planetoiden-Impakt mit der dadurch erfolgten Temperaturabsenkung kann also, zumindest zum Zeitraum des großen Sauriersterbens, nicht stattgefunden haben, obwohl ebendiese Theorie inzwischen allgemein favorisiert und schon als feststehende Tatsache hingestellt wird.

Die Impakt-Theorie stützt sich auf Untersuchungen, die im fraglichen Zeitraum einige Elemente (Iridium und andere Platinmetalle) in größeren Mengen nachweisen, deren Vorhandensein in diesen Größenordnungen nur durch Meteoriteneinschläge erklärt wird. Diese Elemente hätten sich - so die Theorie - gleichmäßig in der Atmosphäre verteilt und in verschiedenen Erdteilen und -tiefen abgelagert. Dies scheint zwar ein recht sicherer Beweis für Meteoriteneinschläge zu sein, die zu jener Zeit wohl auch quantitativ und in großer Zahl niedergegangen sein müssen. Doch bereits 1987 hat man nachgewiesen, dass die „unnatürlich“ hohe Konzentration des Iridium-Gehaltes in den Erdschichten über einen Zeitraum von rund 20 Millionen Jahren vorhanden ist. Somit ist wohl nicht möglich, unter diesen Aspekten noch von einer zeitlich begrenzten Impakt-Katastrophe zu reden (7).

Die Impakt-Theorie - mag sie zutreffen oder nicht - wäre zwar die logischste und schlüssigste Erklärung. Sie lässt aber völlig außer acht - siehe oben - das selektive Aussterben einer ganzen Gattung, während die Säugetierarten fast alle überlebten. Zumindest große Säugetiere, wie die Stammarten der Elefanten, Nilpferde oder Nashörner hätten mit aussterben müssen. Warum sind hier die Meeres-Saurier oder die Ammoniten ausgestorben, die mächtigen Säuger-Wale jedoch nicht? Eine Tierart, die in der entwicklungsgeschichtlichen „wilden“ Frühzeit der Erde 140 Millionen Jahre überleben konnte, musste zwangsläufig mehrfach während dieser Zeit auch größere Impakte erlebt **und überlebt** haben! Und woher kommen so plötzlich die Laubbäume? Wie wir alle wissen, sind tiefe Temperaturen nicht gerade optimal geeignet, den Wuchs von Laubbäumen zu stimulieren.

Dass Saurier nur in tropischen oder subtropischen Breiten gelebt hätten, und dementsprechend nur warme Temperaturen vertragen hätten, wurde inzwischen von australischen Wissenschaftlern widerlegt (8). Sie fanden fossile Überreste von kleinen und mittelgroßen Sauriern, die bis zu zwei Meter groß waren und in der Nähe des Südpols

lebten. Es wurden drei Pflanzen fressende, drei Fleisch fressende Arten, sowie Flugsaurier und schildkrötenähnliche Reptilien gefunden. Zu jener Zeit, als die gefundenen Tiere lebten - vor etwa 130 bis 105 Millionen Jahren - lag die durchschnittliche Temperatur in dem untersuchten Gebiet zwischen $+5^{\circ}$ und -6° C. Klimatische Veränderungen infolge eines Meteoriteneinschlages, verbunden mit einer Temperaturabsenkung, können also nicht die Ursache für das Aussterben der Saurier gewesen sein.

Die Saurier waren die am besten umweltangepassten Lebewesen der Erde, sonst hätten sie keine 200 Millionen Jahre lang auf der Erde leben können, ohne sich nennenswert weiterzuentwickeln oder zu verändern. Sie würden auch heute noch leben, wenn sie nicht von einem Tag auf den anderen, vor 64 Millionen Jahren, ausgerottet worden wären.

Es war weder eine schleichende noch eine plötzliche Klimaveränderung, der sie sich nicht anpassen konnten. Während ihrer Entwicklungszeit gab es nachgewiesenermaßen mehrmals extreme Klimaveränderungen, denen sie sich völlig problemlos anpassten, ohne auszusterben. Auch die Theorie mit den dicken Eierschalen, aus denen die jungen Saurier angeblich nicht mehr herauskamen, zieht nicht. Nach Darwin hätten die widerstandsfähigsten Exemplare trotzdem überleben und sich fortpflanzen müssen.

Warum starben nur die Saurier so plötzlich aus, und warum starben die anderen, zu dieser Zeit lebenden Lebewesen nicht auch mit aus? Wenn es wirklich eine derart große Naturkatastrophe war, dann hatten die anderen Lebewesen zumindest die gleichen niedrigen Überlebenschancen.

Es gibt auch Vertreter der Impakt- und damit verbundenen Katastrophen-Theorie, die als Erklärung für das Überleben der Säugetiere einsame Täler, Schluchten oder auch Höhlen vermuten. Doch auch bei dieser Version müssten, wenn schon Säugetiere, so auch ein großer Teil Saurier überlebt haben, zumal sie an Katastrophen-Szenarien weitaus besser angepasst waren als die zu dieser Zeit noch recht jungen Säugetiere.

Was stimmt nicht mit der Datierung? Sind die Saurier etwa erst vor kurzem ausgestorben?

Dass sich die Wissenschaft schwer tut mit ihren Datierungen, ist inzwischen nichts Neues mehr. Denn - es gibt keine „einwandfreien“ Datierungsmöglichkeiten. Alle haben ihre Fehler und Schwächen, sodass oft genug nur geschätzt wird, wann etwas stattfand. So ist man sich auch dahingehend einig, dass die Datierungsmethoden in die Vergangenheit zwar tausende von Jahren daneben liegen, doch sagt man sich, dass hunderttausend Jahre plus/minus bei Millionen Jahren nicht allzu sehr ins Gewicht fallen.

Klar, das leuchtet ein. Doch wird mir zu viel in das vorgegebene Zeitgerüst hineingezwängt. Bezüglich der Saurier möchte ich die Zeitangaben in Frage stellen. Hier werden mir ein paar Millionen Jahre zu viel geführt. Nach meiner Überzeugung fand die große Katastrophe, bei der die Saurier ausstarben, nicht vor 64 Millionen Jahren statt.

Dieser Zeitpunkt muss heruntergeholt werden bis auf ein paar Millionen, denn:

Der Mensch hatte sich nach schulwissenschaftlicher Lehrmeinung erst vor ein paar Millionen Jahren aus einem primitiven Tier entwickelt und konnte dementsprechend keinen Saurier lebend gesehen haben. Da fragt man sich natürlich, woher die ganzen Sagen um Drachen stammen (nicht die christlichen Märchen, die eine Verteufelung des „Draco“, des keltischen Wächters, zum Inhalt haben, sondern diejenigen, die von saurierähnlichen Tieren erzählen)!

Und wie sieht es mit den Beweisen aus? Sind das alles nur Fantasieprodukte, wenn Frühzeitmenschen Saurier bildlich dargestellt haben? Nur ein paar Beispiele:

- auf der ägyptischen „Narmer-Palette“ sind zwei Brontosaurier abgebildet.
- 1920 fand man in Granby, Colorado eine Granitstatuette (sie wurde in das Jahr -1000 datiert) mit der Einritzung eines Brontosauriers und eines Mammuts (9).
- In Blue Lick Springs in Kentucky wurde in zwölf Fuß Tiefe das Skelett eines Mastodons ausgegraben. Als die Archäologen weitergruben, um weitere Knochen zu bergen, stießen sie drei Fuß tiefer auf die Reste einer früheren Pflasterstraße (10). Hatten unsere Vorfahren die Straße etwa untergeschoben? Oder war die Straße vor dem Mastodon da?

Hatten etwa doch einige Saurier die große Katastrophe überlebt? Doch warum gibt es dann heute keine mehr? Man sagt zwar, einige Echsenarten seien Nachkommen der Saurier, aber - siehe oben - die Saurier waren keine Echsen, auch wenn sie oftmals wie solche aussahen (oder sollte man besser sagen: Unsere heutigen Echsen sehen wie die Saurier aus?). Weiterhin heißt es, die Vögel seien Nachkommen der Saurier. Diese Definition klingt jedoch recht hilflos. Denn erstens gab es zu Lebzeiten der Saurier durchaus schon Vögel als eigenständige Art (11), und zweitens hätte die Natur keine Flugsaurier entwickeln müssen, wenn sie Vögel entwickeln wollte. Nein, die Vögel sind eine völlig eigene Entwicklung. Dass die Saurier Eier legten, macht sie noch lange nicht zu Vorläufern der Vögel. Genauso könnte man sonst argumentieren, die Menschen wären Pflanzen, weil sie eine Darmflora besitzen ...

Was bleibt, ist ein großes Fragezeichen und ein großer Freiraum für (unbewiesene und unbeweisbare) Spekulationen:

Könnte hier vielleicht ein Eingriff von außerhalb zu sehen sein? Unvoreingenommen betrachtet erinnert das ganze Spektakel des Artensterbens stark an unsere heutigen Methoden, ungeliebte Tierarten zu töten.

So gibt es heute in jedem besseren Garten-Zubehörgeschäft Mäuse- und Rattengifte zu kaufen, die nur bei diesen Tieren wirken und für andere Tiere, beispielsweise für Vögel, unschädlich sind. Wurden vielleicht auf ähnliche Art und Weise vor 65 Millionen Jahren die Saurier ganz gezielt in großem Rahmen ausgerottet? Wurden bei dieser Gelegenheit neue Pflanzensorten ausgesät (die Millionen Tonnen verwesender Saurier-Fleischberge müssen eigentlich einen hervorragenden Dünger abgegeben haben)? Passten die Saurier einem potenziellen Kolonisator der Erde nicht ins Konzept?

Wie gesagt, es ist nur eine völlig unbelegbare Spekulation, die jedoch ebenso wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist wie die abstrusen Katastrophen-Theorien der Wissenschaft.

Anmerkungen

(1) In den Anden fand man 1989 einen „Herrera-Saurus“, der etwa menschengroß war und als bisher ältester gefundener Saurier bezeichnet wird.

(2) Der Quastenflosser ist übrigens der lebende Beweis, der Darwins Evolutionstheorie widerlegt, wonach sich alle Lebewesen immer weiter entwickeln. Der Quastenflosser hat gegen diese Theorie seit Millionen Jahren verstoßen und sieht heute noch genauso aus wie damals.

(3) Meldung in Bild am Sonntag, 10. Juni 1988.

(4) Manche Forscher reden auch von 65 Millionen Jahren.

(5) Meldung: „Dichte Luft für Dinosaurier“, in: Bild der Wissenschaft Nr. 2/1988.

(6) Wolfgang Klausewitz: „Ungeklärter Tod der Dinosaurier“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22. Februar 1989.

(7) Dazu erschien ein ausführlicher Beitrag in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 8. April 1987: „Iridium-Anreicherungen nicht kosmischen Ursprungs. Kein Einschlag eines Kometen / Spurenelemente aus

dem Erdmantel?"

(8) National Geographic Research, Vol. 5, 1989, S. 15. Zitiert in Bild der Wissenschaft Nr. 8/89.

(9) Charles Berlitz: „Unglaublich!“, München 1989, S. 424.

(10) ebd., S. 425.

(11) Bei Las Hoyas in der spanischen Provinz Cuenca fand Dr. J. L. Sanz im Jahre 1988 ein etwa 120 bis 130 Millionen Jahre altes Vogelskelett, berichtet die Londoner „Nature“ (Passauer Neue Presse, 07.04.88).

Abbildungen aus: Zdenik V. Spinar „Tiere der Urzeit“, Augsburg 1989.

Foto Narmer-Palette: Thomas Eickhoff.

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 16/1996)

Gedanken zur prähistorischen Hochkultur in Nordeuropa

© *Heinz Günther Birk, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 16/1996*

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er viel erzählen. Um zum Skandinavien-Fan zu werden, bedarf es guter Gründe. Wer in Norwegen oder Schweden seinen Urlaub verbringen möchte, weiß im Normalfall genau, was er sich antut. Kein buntes Nachtleben - nein, Einsamkeit und Natur pur erwarten den Reisenden. Meist ist der Mond das Einzige, was man unter Nachtleben verstehen kann. Auch genießt der Urlauber nicht die sonst übliche Fürsorge von Pauschal-Reiseanbietern. Wer etwas sehen möchte, kommt nicht daran vorbei, seine Reise gut vorzubereiten. Wochenlanges Studium von Kartenmaterial und Reiseführern geht der Abreise voraus. Auch Informationen allgemeiner Art über Land und Leute gehören dazu. Mir fiel im Zuge meiner Vorbereitungen das Buch des dänischen Privatfliegers und Hobbyarchäologen Preben Hansson (1) in die Hände.

Dieser Preben Hansson (siehe auch 2) lebt auf der dänischen Hauptinsel Seeland, auf der gegenüberliegenden Seite der Hauptstadt Kopenhagen, genauer: in der Nähe der Hafenstadt Korsør, wo sich auch der Flugplatz befindet, von dem aus er sich mit seinem Flugzeug in die Lüfte erhebt. Eines Tages Anfang der 80er Jahre verspürte er wieder einmal den Drang, es den Vögeln gleichzutun. Wohin er allerdings fliegen wollte, wusste er beim Start noch nicht. Er schlug Kurs Nordwest ein, meldete sich vorschriftsmäßig bei der dänischen Flugkontrolle ab und überließ alles Weitere seinem Autopiloten.

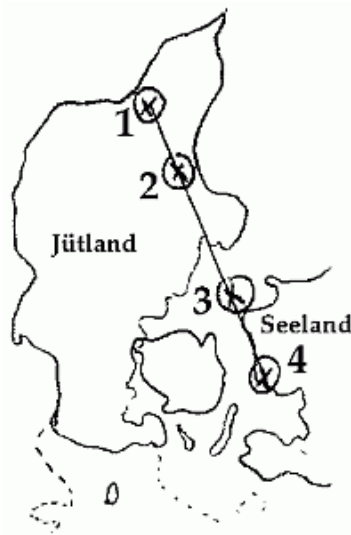


Abb. 1:
1 Aggersborg
2 Fyrkat
3 Insel Eskeholm
4 Korsør

Nachdem er das dänische Nationalheiligtum, die sogenannte Trelleborg, umkreist hatte, ging der Flug hinaus aufs Meer (3). Die dänische Inselwelt und das Kattegat sind landschaftlich überaus reizvoll. Die Geometrie seiner heimischen Trelleborg hatte Hansson natürlich im Kopf, genauso wie beispielsweise der Dom im Unterbewusstsein eines jeden Kölners gespeichert ist. Doch er sollte bald noch ins Staunen kommen.

Während seines eingeschlagenen Nordwestkurses kam die kleine dänische Insel Eskeholm in Sicht. Aber da, was war das? Preben Hansson wollte seinen Augen nicht trauen. Aus der Vogelperspektive war deutlich

die Trelleborg-Geometrie zu erkennen. Sein Flugzeug, gesteuert vom Autopiloten, blieb davon unbeeindruckt. Als bald kam das Festland, die Halbinsel Jütland, genauer: die südlich des Limbergfjordes gelegene Stadt Hobro, in Sicht. Ganz in der Nähe - und dies war Preben Hansson schon bekannt - lag eine weitere Trelleborg, nämlich Fyrkat. Genau auf diese flog er zu. Nun wurde es dem guten Mann schon etwas unheimlich zumute. Immerhin hatte er nun schon drei Trelleborgern überflogen. Korsör, Eskeholm und Fyrkat (übersetzt: feurige Katze) waren aufgereiht wie Perlen auf der Schnur. Jetzt wurde Hansson wach. Er fragte sich, was wohl passieren könnte, wenn er auf dem eingeschlagenen Kurs weiterfliegen würde. Gesagt, getan! Die kleine Cessna brummte weiter über die Landschaften Jütlands. Der Limbergfjord kam nun in Sicht. Er schaute gespannt aus dem Fenster des Cockpits und erkannte an einer Engstelle des Fjordes die Aggersborg und gleichzeitig die ihm nun schon bekannte Geometrie (siehe Abb. 1) Hier konnte doch etwas nicht stimmen! Sein Treibstoffanzeiger gemahnte ihn allerdings zur Rückkehr.

Nun wollte Hansson es genauer wissen. Dass alle vier Burgen auf gleicher Linie lagen, war klar: der Autopilot hält immer exakt den programmierten Kurs ein. Aber wie verhielt es sich mit den Entfernungen zwischen den einzelnen Burgen (4)? Auch auf seinem Rückflug sollte er das Staunen nicht verlernen. Das Ergebnis seiner instrumentalen Abstandsmessung ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Entfernung Aggersborg - Fyrkat entsprach genau der Entfernung Eskeholm - Korsör. Nun, jede Reise geht einmal zu Ende. Die kleine Cessna landete wohlbehalten wieder in Korsör. Jedoch anders als sonst konnte Hansson die Eindrücke dieses Fluges so rasch nicht vergessen. Ihm, der es gewohnt war, Luftbilder und -karten so zu studieren, wie jeder Führerscheinbesitzer seinen Autoatlas, wurde hier klar, was aus seinen Beobachtungen ableitbar ist. Wie hätten denn die Wikinger, so wie es die archäologische Schulwissenschaft will, diese vermessungstechnische Meisterleistung über Berg und Tal und über das häufig wilde Kattgat hinweg vollbringen können? Seine Luftbilder und die Ergebnisse der Instrumentenmessung machten diese Fragen deutlich. Gespräche mit professionellen Vermessungsingenieuren zeigten außerdem, dass auch sie keine Erklärung für dieses Phänomen hatten.

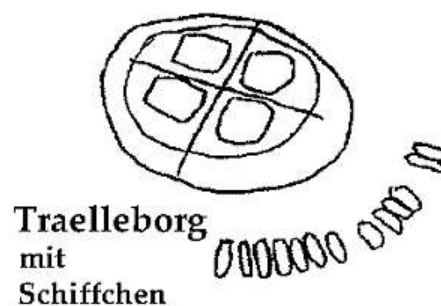


Abb. 2

Spätestens an dieser Stelle war für mich klar, wonach ich auf meiner Reise nach Skandinavien suchen würde, nämlich nach besagter Trelleborg-Geometrie (siehe Abb. 2). Vor allem die Tatsache, dass Preben Hansson in seinem Buch darauf verweist, dass dieses Trelleborgkreuz in Dänemark und Schweden offenbar allgemein bekannt gewesen sein muss, ließ mich gezielt nach Karten fragen, auf denen sogenannte Hellristnings (5) verzeichnet sind.

Gegen Mittag des ersten Tages erreichte ich die Insel Fehmarn. Mit der „Vogelfluglinie“ ging es dann weiter. Das Fährschiff, die „Königin Margarethe“, erreichte nach etwa einer Stunde die dänische Insel Seeland. Herunter vom Schiff, Kurs Korsör. Hansson kann schreiben, was er will, das wollte ich doch selber sehen. Nach einigen Stunden Fahrt über dänische Autobahnen und Reichsstraßen erreichte ich die alte Hafenstadt.

Nachdem ich nun endlich vor der Trelleborg (4) stand, kannte meine Neugier keine Grenzen mehr. Mein fahrbares Hotel geparkt, ab zur Kasse. Nachdem ich das nicht eben geringe Eintrittsgeld bezahlt hatte, stand

ich, bewaffnet mit einem Reiseführer, am Objekt meiner Begierde. Doch was erzählt mir die recht kostspielige Broschüre: „*Sie betreten hier eine Wikingerburg. In ihr soll einst der Gründer des Königreiches Dänemark, Harald Blaatan [zu deutsch: Harald Blauzahn (6)] residiert haben*“.

Wie schön, dachte ich mir, stieß jedoch bei meinem Rundgang auf weitere Merkwürdigkeiten. Schon vor Betreten des inneren Bezirks der Trelleborg bemerkte ich außen vor dem Wall mehrere „Schiffchen“. Ein Blick in den Museumsführer machte mich schlau. Angeblich sollte es sich hierbei um Vorratskammern gehandelt haben. An dieser Stelle - muss man sich fragen -, wie einfältig die Wikinger wohl gewesen sein müssen. Da sich diese Kammern außerhalb des Palisadenwalls befunden haben, war es jedem angreifenden Feind ein Leichtes, die Eingeschlossenen auszuhungern, die nun keinen Zugriff mehr auf ihre Nahrungsmittel hatten. Andererseits wäre es auch kein Problem gewesen, die Getreidelagerhäuser in Brand zu stecken und auf diese Weise den Wikingerkönig zur Kapitulation zu zwingen. Es ist kaum vorstellbar, dass der ansonsten so gefürchtete Blauzahn eine derartige Dummheit begangen haben könnte.

Ortswechsel - zurück nach Deutschlands Norden. Auch dort gibt es einen Fjord nahe der dänischen Grenze, den ZDF-Zuschauern aus der „Landarzt-Serie“ bestens bekannt als Deekelsen, was nichts anderes ist als die Stadt Kappeln an der Schlei. Landeinwärts, am Ende des Fjords, liegt die Stadt Schleswig. Nicht weit davon entfernt befinden sich am Südufer der Schlei die Überreste der alten Wikingerstadt Haitabu. Das war nicht irgendeine unbedeutende Siedlung der geheimnisvollen Nordmänner. Haitabu war ein großes Handelszentrum. Man zog Schiffe über Land in die westwärts gelegene Treene (siehe Abb. 3), um auf diesem Wege die Nordsee zu erreichen. Alles perfekt organisiert. Auch im 19. Jahrhundert plante man, einen Durchstich zwischen Ost- und Nordsee zu bauen, um hier einen Handelsweg zur Verfügung zu haben, ohne den Skagerrak umschiffen zu müssen.

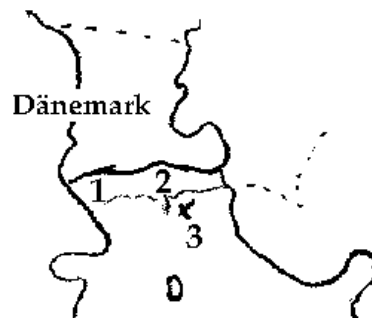


Abb. 3:
Wikingerweg Schlei - Treene
1 Fluss Treene
2 Fjord Schlei
3 Haithabu (bei Schleswig)

Auch war Haitabu keine Privatsiedlung. Münzen, die hier geprägt wurden, fanden Archäologen in Weißrussland und in Moskau. Auch müssen seine Einwohner schon vor Beginn der offiziellen Chronologie Geschichte geschrieben haben. Als der Ostgotenkönig, der große Theoderich, Italien unterwarf und beherrschte, machte sich der berühmte byzantinische Feldherr Belisar auf, um die Interessen des Kaisers zu wahren. Kaum war dieser geniale Stratege am Süzipfel des italienischen Stiefels gelandet, geriet der Gotenkönig (7) in Bedrängnis. Seine tapferen gotischen Krieger hatten der gewaltigen Übermacht des Belisar nichts entgegensetzen. Da dieser Krieg jedoch schon lange vorher als Menetekel gedroht hatte, hatte Theoderich bereits diplomatische Aktivitäten entwickelt. Er bat seine Verwandtschaft um Hilfe.

Diese soll, anhand zeitgenössischer Überlieferungen, auch vor der Küste Kalabriens aufgetaucht sein. Angesichts dieser massiven Drohung, zu erkennen an den Steven am Bug der Drachenschiffe, ließ sich

Belisar bewegen, den Goten freien Abzug zu garantieren. Genauer, der große Feldherr des byzantinischen Kaisers verzichtete auf Plünderung. Die Admiralität des Flottenkommandos in Haitabu? Diese Fragen beschäftigten mich sehr. Nun, meine Reise ging weiter mit der Fähre von Helsinggörs nach Helsingborg in Schweden.

Nordwärts, der Küste entlang. Göteborg vehement umfahren, nahte alsbald die Peripherie der Provinz Bohuslän. Die riesigen Schären, die hier weit ins Inland reichen, sind fast ein Muss für jeden Touristen. Nachdem ich Uddevalla hinter mir gelassen hatte, kam ich nun nach Tanum, das eigentlich eine kleine und unbedeutende Stadt ist. Ähnlich verhält es sich ja auch mit der zwischen Wuppertal und Düsseldorf gelegenen Kreisstadt Mettmann - wäre da nicht das weltberühmte Neandertal. Die schwedische Stadt Tanum, vor allem das dort ansässige Museum, wird von der UNESCO als schützenswertes Menschheitserbe aufgeführt.

So weit, so gut. Das Wohnmobil geparkt, rasch noch eine Jacke übergezogen (der Wind pfeift hier im Mai noch recht kalt) und los ging's. Schon wieder sah ich Trelleborgkreuze, diesmal recht weit nördlich von Dänemark (siehe Abb. 4) und quasi als Zugabe zu den Jagdszenen, die man den Steinzeitjägern als Motiv für ihren künstlerischen Ausdruck durchaus zugestehen möchte. Um dies noch einmal zu verdeutlichen - immer wenn die Götter um Jagdglück gebeten wurden, ist das Trelleborgkreuz zu sehen. War das alles nur ein Spleen der Priester, die diese Szenen in Stein ritzten, oder bedeutete es mehr? Würde man dieses Trelleborgkreuz im schwedischen Tanum quasi exklusiv finden, könnte man getrost zur Tagesordnung zurückkehren. Nur, dem ist nicht so! An allen möglichen Plätzen in Skandinavien findet man das besagte Kreuz (8). Auch scheinen irgendwelche Götter ihre Fußabdrücke, ähnlich wie auf dem berühmten Sunset-Boulevard in Los Angeles, hinterlassen zu haben (siehe Abb. 5 und 6). Die Fahrt blieb weiterhin spannend, und ich fotografierte alles, was mir unter die Linse kam. Leider geht jeder Urlaub irgendwann einmal zu Ende. Auch mir blieb dies nicht erspart. Was tut nun der konsumfreudige Tourist? Er geht in das nächste Fotogeschäft und lässt seine Filme entwickeln. Wäre doch gelacht, wenn es nicht gelänge, der lieben Verwandtschaft die Zähne lang zu machen. Anschließend kehrt man dann auf den Boden des Alltags zurück und öffnet, soweit die tägliche Arbeit noch Zeit hierfür lässt, die heimische Wohnzimmerbibliothek. Was lesen wir denn heute? Das ägyptische Totenbuch (9). Neben den interessanten Besprechungen finden sich dort auch Bilder von ägyptischen Papyri, die zum Teil im Louvre in Paris zu bestaunen sind.



Abb. 4 (Lysekil)

Die Seite 116 zeigt die verstorbene Dame Anhai mit dem Sistrum, dessen Rasseln den Göttern wohlgefällig ist. Die Mumie der Anhai liegt auf der letzten Stufe der Himmelstreppe, des Symbols für den Aufstieg der Seele. Weiter ist dort zu lesen: „*Er entsteigt dem Abgrund und trägt die Barke, auf der sich der Sonnenskarabäus Chephre mit dem göttlichen Gefolge der sieben Götter befindet*“.



Abb. 5 (Lysekil)

Erstaunt nahm ich zur Kenntnis, dass ich während meines Urlaubs auch jede Menge Schiffe, wie hier im Totenbuch abgebildet, fotografiert hatte. Alle von mir beschriebenen Orte, an denen ich Felszeichnungen fand, dazu noch Hinweise auf Orte, die ich zwar nicht persönlich besucht habe, wo aber dennoch Reiseführer diese Schiffssetzungen beschreiben, zeigt die Abbildung 7. Es scheinen verschiedene Schiffstypen in Gebrauch gewesen zu sein. So erkennt man eindeutig technische Implikationen (siehe Abb. 8). Die auf dem gleichen Bild erkennbare Figur stellt auch durchaus keinen Fehler des gestaltenden Künstlers dar. Immer wieder, an weit auseinanderliegenden Orten, finden sich solche Riesenhände mit vier Fingern. Überhaupt fällt auf, dass Schiffe, Trelleborgkreuze und vierfingerige Wesen die Hauptmotive der vorzeitlichen Künstler waren. Jagdmotive beispielsweise waren, wenn überhaupt, erstaunlicherweise recht selten zu sehen. Der Kommentar des zuständigen Archäologen von Tanum lautet lapidar: „Wir wissen nicht, was diese Bilder bedeuten“. Wenigstens sind diese Experten ehrlich, was in der Altertumsforschung durchaus nicht immer üblich ist.

Doch begegneten mir auf meiner Rundreise noch weitere Merkwürdigkeiten. So fanden sich, betrachtet man das Klima Skandinaviens, unerwartete zoologische Impressionen der prähistorischen Künstler. Dargestellt sind für den hohen Norden nicht gerade typische Vögel, nämlich Flamingos (siehe Abb. 9). Das auf diesem Bild sichtbare Motiv, links der Vögel, lässt sich auch nicht mit natürlichen Motiven in Einklang bringen, eher mit irgendwelchen Hieroglyphen. Leider lässt sich der helle Ockerfarbton auf den Felsen nicht gut reproduzieren. Die Bilder machen, um hier ein erstes Fazit zu ziehen, die allgemein vorgestellte These, dies seien alles Zeichnungen, die aus einem archetypischen Naturglauben heraus entstanden sind, nicht sehr glaubwürdig. Hätte es sich angesichts der doch recht großen Entfernungen um eine Verehrung von Naturgewalten als Gottheit gehandelt, könnten Motive wie das Trelleborgkreuz nicht überall auftauchen. Diese Zweifel werden umso plagender, je mehr wir uns der unglaublichen Geographie der Trelleborgen bewusst werden. Denn nur dort kann das Motiv der Verehrung an den zahlreichen heiligen Orten in Skandinavien gesucht werden.

Der Däne Preben Hansson (1) versucht, das Entstehen des Trelleborgkreuz-Kultes in erzählerischer Form darzustellen. Folgen wir ihm hier in verkürzter Form. Er schildert folgendes Szenario: Eine zur damaligen Zeit lebende Großsippe saß abends am gemeinsamen Feuer zusammen. Man aß das zuvor erlegte Wildbret und unterhielt sich über dies und das, so wie sich heutzutage die Familie am Abendbrottisch trifft, um sich gegenseitig zu erzählen, was jeder über den Tag erlebt hat. Als man so gemütlich zusammensaß, erschien vielleicht ein Jäger oder ein Einsiedler. Nachdem dieser seine Friedfertigkeit überzeugend dargestellt hatte, wurde er zur Teilnahme am gemeinsamen Mahl eingeladen. Nachdem Hunger und Durst gestillt waren, bat man den Gast, alle Neuigkeiten zu berichten, die er kannte. Dies tat der Jägersmann wohl auch. Er sei, so berichtete er, auf seiner unstillen Wanderung eines Tages ans Meer gekommen.

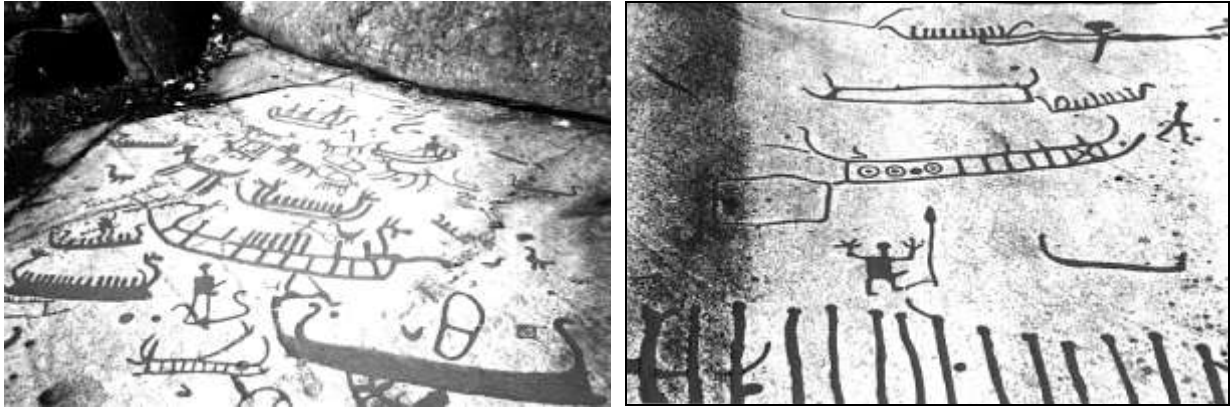


Abb. 6a und b (Lysekil)

Vielleicht lag diese Stelle gar nicht allzu weit vom Lagerplatz der Sippe entfernt. Dort habe er ein seltsames großes Zelt gesehen, was zuvor dort noch nicht war. Mitten in der Nacht sei es dort taghell gewesen. Schnell sei ihm klar geworden, dass dies ein Werk der Götter sein müsse. Voller Angst sei er vorsichtig näher gekommen. Dann plötzlich, sei ihm einer der Götter sogar direkt über den Weg gelaufen. Dieser habe so ganz anders ausgesehen als die Menschen, denen der Jäger ab und zu begegnete. Womit sich dieser Fremde vor Kälte schützte, war kein Tierfell. So etwas habe er noch nie gesehen. Glänzend, ohne Falten. Auch das Gesicht, mit hellen Haaren und blauen Augen. Nein, so einem war der Jäger noch nie begegnet. Vor lauter Angst, die geradezu lähmend wirkte, habe er nicht gewagt, sich zu bewegen. Der Fremde habe diese Angst gespürt, mit offenen Handflächen und erhobenen Armen habe er versucht, ihn zu beruhigen. Anschließend habe er ihn sogar mit in die merkwürdig leuchtende Burg genommen. Es war wohl ein Zusammentreffen sehr weit auseinander stehender Kulturen. Mit Händen und Füßen, eine sprachliche Verständigung war anscheinend nicht möglich, habe der merkwürdige Mann versucht, dem Jäger zu erklären, dass auch er ein Mensch und ihm ähnlich sei. Doch alle Versuche, zum Beispiel die nächtliche „Sonne“ als normal darzustellen, mussten scheitern. Unser wackerer Jäger konnte dies alles nur als übernatürlich und göttlich ansehen. Die ihm lauschende Sippe konnte diese Geschichte nicht begreifen. Schnell war man sich einig, dass diese nicht wahr sein konnte.

Dies ließ sich der Gast aber nicht gefallen und forderte stattdessen die anderen auf, sich selbst zu überzeugen. Man kann sich gut vorstellen, wie sich alle gemeinsam mit bebendem Herzen der Trelleborg näherten, indem sie jeden Baum als Deckung nutzten. Schließlich sahen sie das Wunder. Ja, der Gast hatte wahr gesprochen; die geheimnisvollen Wesen existierten tatsächlich. Sie sahen leuchtende, glänzende „Felle“ und eine „Sonne“, die in der Nacht schien. Vielleicht zeigte man der Sippe seitens der Fremden so manches „Mysterium“ oder machte sich gar gegen entsprechende Belohnung einen von ihnen dienstbar. Klar ist, dass diese Erwählten im Laufe der Zeit den Geheimnissen der Technik der Fremden immer verständnisvoller entgegentraten. Was bisher unerklärlich war, konnten sie nun begreifen und verstehen.

Anders jedoch die Mitglieder ihrer Sippe. Diese hatten die Einsichten der nunmehr Erwählten, besser: der „Illuminati“ (10) nicht. Bei der Sippe standen die Eingeweihten offenbar in hohem Ansehen. Schnell war so etwas wie ein Götterbote oder ein Priester geboren, der mehr und mehr an Einfluss gewann. Diese Priester suchten nun nach wiedererkennbaren Zeichen wie zum Beispiel der Geometrie der Trelleborgern, die allgemein bekannt war.

Vielleicht - folgen wir hier noch einmal Preben Hansson - verließen die Götter diesen Planeten wieder, versprachen jedoch, wiederkzukommen. Was geschah nun weiter? Die Fremden waren nicht mehr da, ihre Anlagen verwaist. Nur ihre „Priester“ waren noch da. Eine Art Schamanentum war geboren.

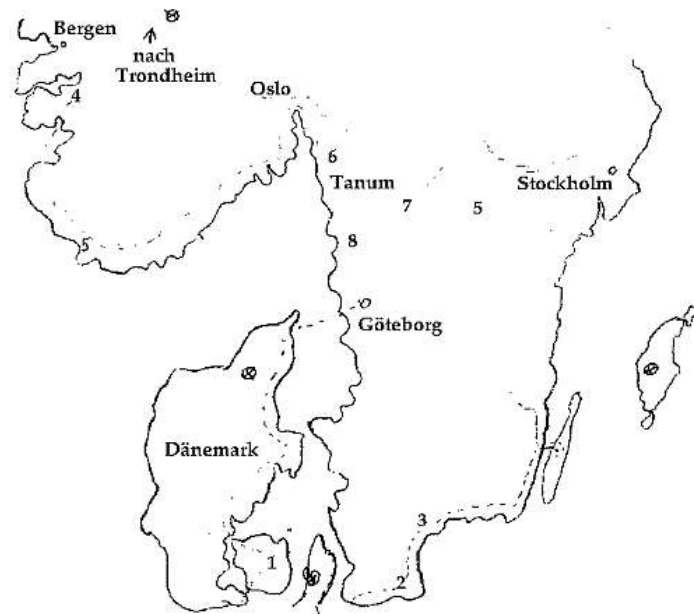


Abb. 7

- 1 Grab Insel Fünen
- 2 Schiffsetzung Simrismann
- 3 Grab Kivik mit (
- 4 Halden - Hardanger Fjord
- 5 Penne - Nähe Südkap
- 6 Tanum
- 7 Hogsbyn
- 8 Lysekill

(ohne Beschreibung. Orte, an denen Reiseführer Traelleborgkreuze abbilden!

Ehemalige „Dienstmädchen der Götter“, in Erster Hilfe ausgebildet, wurden zu weisen Frauen. Sie kannten sich mit Heilmitteln und Pflanzen aus. „Cargo-Religion“ nennt man so ein Phänomen heutzutage. Nun kommen wir thematisch auf unsere Überschrift zurück. Wenn wir also an dieser Stelle annehmen, befruchtet durch eine Hochkultur hätte sich hier im hohen Norden bei den „Völkern der Nordwinde“ (so Herodot) eine immer stärker werdende Macht herausgebildet, welche mit Kenntnissen der Seefahrt und Nautik vertraut war, würden diese irgendwann auf den Gedanken gekommen sein, andere „heidnische“ Völker zu missionieren bzw. zu unterwerfen. Mit möglicherweise gefundenen Seekarten der „Anderen“ machten sie sich auf gen Süden. Sie besiedelten zuerst die britischen Inseln, wurden aber im Laufe von Jahrhunderten weiter südwärts getrieben. Frankreich und die iberische Halbinsel wurden entdeckt. Doch da lebten schon große und mächtige Völker, die möglicherweise begehrten Dinge ihr Eigen nannten. Viel Feind, viel Ehr.

Denkbar sind auch klimatische Veränderungen in den ursprünglichen Siedlungsgebieten Nordeuropas, die die ersten Völkerwanderungen hervorriefen. Doch sollten diese Völker in Mitteleuropa gar auf andere Menschen gestoßen sein, die ihrerseits Kontakte mit Hochkulturen gehabt hatten?

Zu dieser von uns aufgeworfenen Fragestellung gibt es eine recht beachtliche Anzahl von Autoren, die Völkerwanderungen sowohl mit Klimaumschwüngen wie auch mit großen kataklysmischen Katastrophenszenarien erklären. Vor allem dann, wenn es um die geheimnisvollen Seevölker geht, so wie es im ägyptischen Medinet Habu auf Inschriften zu sehen ist, die der Nachwelt die Ruhmestaten des Pharao Ramses III. übermitteln.

Recht kontrovers werden zum Beispiel die Darstellungen des Immanuel Velikovsky diskutiert. Dieser glaubte, dass die Venus einst als Komet in unser Sonnensystem einbrach und der Erde recht nahe kam. Dies hätte dann zu fürchterlichen Kataklysmen geführt, zu Überschwemmungen und auch zu einer Verlagerung

der Erdachse. Velikovsky zitiert gar das Buch Exodus nebst Mythen der südamerikanischen Hochkulturen. Texte, in denen von verlängerten Tagen und - auf der anderen Erdhälfte - von längeren Nächten die Rede ist. Auch berührt dieser - für manchen Schulwissenschaftler nicht recht nachvollziehbar - die eigentlich niemals beantwortete Frage nach der Entstehung gigantischer Kohleflöze sowie Erdöllagerstätten. Immerhin soll es ja in der trostlosen Ödnis der Antarktis große Kohlevorkommen, vielleicht sogar Erdöl, geben.



Abb. 8 (Tanum)

Eine Theorie, die im Grunde auch aus der Vorstellung eines Vertreibungsdrucks genährt wird, stellt der Archäo-Geologe Eberhard Zangger vor (12). Dieser identifiziert die Seevölker als kleinasiatischen Stadtstaatenbund, ursprünglich gegründet von vor-mykenischen Einwanderern. Ebenso wie Velikovsky sieht Zangger die historische Darstellung eines Hethiterreiches als Fiktion an. Vielmehr beschreibt er - der auch Troja analog der platonischen Schilderung als Atlantis identifiziert - in Wahrheit diesen Staatenbund als identisch mit den Seevölkern. Er vermutet zwei gegensätzliche politische Bündnisse - Libyen, Troja und Kanaan (z.B. Ugarit) gegen Griechen, Ägypter und Babylonier. Daneben sieht er kriegerische Verwicklungen mit Völkern, die vom Kaukasus (Armenien) bzw. Transkaukasien kommend, gegen diesen Staatenbund drängten.

Kompatibel mit Zanggers Darstellungen sind die Beschreibungen des griechischen Reisenden Herodot. Dieser berichtet über Kriege der vom Kaukasus südwärts drängenden Skythen. Diese sollen für mehrere Jahrzehnte auch Kanaan beherrscht haben. Geographisch gesehen sieht Dr. Horst Friedrich (13) diese Migrationsbewegung ursächlich aus Nordeuropa in den Mittelmeerraum drängend. Obwohl er als Wanderoute offenbar die Route Frankreich, Spanien und hinüber über die Straße von Gibraltar nach Afrika favorisiert, wäre auch eine Teilung der wandernden Völker denkbar. Wenn wir also Nordeuropa als Ausgangspunkt dieser Völkerwanderung ansehen, uns zudem die nicht zu begreifende, exakte Linie der dänischen Trelleborg vor Augen halten, müssten sich noch weitere unglaubliche Spuren von Hinterlassenschaften finden.

Der amerikanische Kartograph Prof. Charles Hapgood nahm zum Beispiel die merkwürdige Karte, die der türkische Admiral Piri Reis Anfang des 16. Jahrhunderts fand, zum Anlass, in seinem Buch „Maps of the Ancient Sea Kings“ große und mächtige, mittlerweile vergessene, hochseefahrende Königreiche zu beschreiben. Seine Aussagen könnten angesichts zahlreicher Schiffsmotive in Skandinavien durchaus zutreffen.

Der Schweizer Autor Erich von Däniken, allzu oft zu Unrecht als indoktriniertes Götterforscher bezeichnet, nahm in seinem Erstlingswerk „Erinnerungen an die Zukunft“ die eigenartige Längsverzerrung der Piri-Reis-Karte zum Anlass, anzunehmen, dass nur eine Satellitenaufnahme die Vorlage des ursprünglichen Zeichners gewesen sein könne. Dieser E.v.D.-These widerspricht Dr. Friedrich (13). Er führt dazu aus: „Von dieser hochseefahrenden Hochkultur - mögen es nun Proto-Phönizier, Proto-Chaldäer oder

wer immer gewesen sein - wären damals, d.h. im 2. Jahrhundert v.Chr., mehr oder minder alle befahrbaren Küsten und auch Teile der Festländer unseres Planeten kartographisch genau erfaßt worden. Hierzu benötigen wir nicht von Dänikens These, dass einst eine extraterrestrische Zivilisation den Planeten kartographiert hätte". Vielleicht sind wir an dieser Stelle gut beraten, obige Aussage kritisch zu hinterfragen. Eine korrekte Linie, die durch alle vier Trelleborgern, sowie auch durch Delphi und die Oase Siwa verläuft, ist auch nicht mit „hochseefahrenden Hochkulturen“, die alle mehr oder minder befahrbaren Küsten kartografiert hätten, erklärbar. Wir kommen nun im folgenden zu weiteren Merkwürdigkeiten, die sich vielleicht auch mit dem Begriff „Atlantis“ oder extraterrestrischem Erbwissen erklären lassen. Dies definitiv zu entscheiden, ist nach Auffassung des Verfassers derzeit weder möglich, noch Gegenstand dieser Arbeit.

Nahezu jedem sind die phantastischen gotischen Kathedralen ein Begriff. Notre Dame de Paris, Reims, Rennes, Evreux und vor allem Chartres scheinen über alle Maßen mysteriös. Diese als gotisch bezeichnete Bauweise hat im Vergleich zur vorher üblichen, romanischen Konstruktion keine Entwicklungsgeschichte aufzuweisen. Insgesamt kennt man nicht weniger als zweiundzwanzig Kathedralen und Basiliken, die innerhalb von etwa hundert Jahren - quasi wie Pilze - aus dem Boden schossen. Wir wollen nun, weil dies für unser Thema wichtig ist, einen der größten Kenner - sowohl, was die Kathedralen, als auch deren angebliche Konstrukteure, die Tempelritter, anbelangt - zu Wort kommen lassen (14).

Louis Charpentier bespricht speziell die Kathedralen von Reims, Rennes, Amiens, Evreux und Chartres. Zeichnet man deren Standorte auf einer Karte Frankreichs ein, so entspricht das Bild exakt dem Sternbild der Jungfrau (Virgo). Hier kommen wir nun zu Fragen zurück, die uns schon bei unserer Trelleborgbesprechung beschäftigt haben. Auch möchte ich einige kritische Anmerkungen zu gewissen Aspekten der Seevölkerarbeit von Horst Friedrich machen.

Die Templer bauten ihre Kathedralen auf schon lange zuvor existierenden keltischen oder präkeltischen Heiligtümern. Es gibt bisher keine Erklärung dafür, wie man diese exakte Ortsbestimmung ohne Luftbilder gemacht haben könnte - auch nicht durch eine hochseefahrende Hochkultur, welche alle mehr oder minder befahrbaren Küstenländer kartografiert hätte. Es bleibt anzufügen, dass im Gegensatz zu üblichen Gotteshäusern auch die Kathedrale von Chartres, ebenso wie die Verbindungslinie der Trelleborgern, eine Nordwest-Ausrichtung aufweist.

Doch ist dies noch nicht alles, auch wenn so manchem bereits schon diese Geografie unheimlich vorkommt. Es gibt noch mehr davon: nämlich in Mekka, dem Ort, an dem der Gründer und Prophet des Islam den Sieg über seine vorislamischen, christlichen, besser: hellenistischen Gegner, errang. Die Rede ist von der Kaaba in Mekka. Der Koran- und Islamwissenschaftler Günter Lüling (15) bespricht in überzeugender Weise, dass die Kaaba in Wirklichkeit von hellenisierten Christen erbaut worden sei. Dazu, und das ist für uns wichtig, geht er eindeutig auf die Nordwest-Ausrichtung der von ihm so bezeichneten Ur-Kaaba ein.

Kehren wir nun, da dies für unser Thema wesentlich ist, noch einmal zu Dr. Friedrich und seiner Seevölkerarbeit zurück. Dort nimmt sich der Autor der am Atlantik gelegenen marokkanischen alten Hafenstadt Lixus an (siehe dazu auch 2). Dr. Friedrich bemerkt richtig, dass dort der Passat beginnt, der Segelschiffen auf einfachste Weise den Weg nach Amerika öffnet. Dies war scheinbar auch dem Genueser Cristobál Colón, genannt Kolumbus, bekannt. Segelte dieser doch vollkommen folgerichtig mit seinen Karavellen zunächst südwärts. Dort erreichte er die Passat-Region und fuhr dann Richtung Kanaren und Azoren. Woher (erinnern wir uns an hochseefahrende Hochkulturen) wusste der Großadmiral und Vizekönig „aller zu entdeckenden Länder“ dies so genau? Zur damaligen Zeit galt die Erde als Scheibe, und der amerikanische Kontinent war niemandem bekannt. Schöpfte auch er aus einer verborgenen Quelle, die vorzeitliche Hochkulturen (oder Extraterrestrier) hinterlassen hatten?

Hier kommen wir zwangsläufig zu einem obskuren und geheimnisvollen Ritterorden des Mittelalters - zu

den Rittern des salomonischen Tempels bzw. den Templern. Zur Geschichte dieses Ordens und seiner Entstehung ist anderweitig schon so viel geschrieben worden, dass wir uns dies ersparen können. Jedoch wenn wir uns einmal die von den Templern benutzten Seehäfen anschauen, drängen sich bald weitere Fragen auf. Natürlich Calais am Ärmelkanal, Marseille im Süden Frankreichs oder auch italienische Häfen weisen eindeutig auf bestimmte Ziele hin. Anders sieht es mit dem Atlantikhafen La Rochelle aus. Er wurde im 12. Jahrhundert von Templern erbaut, zu einer Zeit, als Amerika (nach schulwissenschaftlicher Lehrmeinung! D. Red.) noch nicht entdeckt war. Wohin hätte die Reise also gehen sollen?

Der bereits von uns zitierte Franzose Louis Charpentier hat hierzu bereits in den 60er Jahren Thesen aufgestellt, die für uns von Bedeutung sind. Zuerst einmal wirft er die Frage auf, wie denn die phantastischen Kathedralen finanziert wurden. Sowohl weltliche als auch geistliche Fürsten standen im 12. Jahrhundert vor ziemlich leeren Schatullen. Viel Geld kosteten die Kreuzzüge ins heilige Land. Bestenfalls die eine oder andere Heiligenfigur wurde vom Adel gestiftet. Charpentier diskutiert, ob der Weg die Templer nicht von La Rochelle nach Mexiko geführt haben mag. Dort bauten bereits die Maya und Olmeken Silber ab. Auch könnte die Einlassung des Franzosen von Bedeutung sein, wonach sich die Mannschaften der Tempelerschiffe aus normannischen Seeleuten zusammengesetzt haben. Zumal, wenn man bedenkt, dass es ernstzunehmende Hinweise gibt, nach denen diese Nordmänner schon lange vor Kolumbus die neue Welt entdeckt haben sollen. La Rochelle, ein Seehafen mit ähnlicher Bedeutung wie das marokkanische Lixus (siehe 13 und 2)?

Im Jahre 1307 holte der damalige König von Frankreich, Ludwig der Schöne, zum Schlag gegen den Templerorden aus. Geheime Befehle, welche per Edikt des Königs an einem ganz bestimmten Tag zu öffnen waren, sollten bei Verhaftung der Ritter und Beschlagnahme deren Eigentums größtmöglichen Erfolg garantieren. Jedoch schien es Lächer im Geheimhaltungssystem gegeben zu haben. In der Nacht zuvor sollen just aus dem Hafen La Rochelle nahezu sämtliche Tempelerschiffe ausgelaufen sein (16). Niemand soll diese jemals wieder gesehen haben. In der Tat fanden die Truppen des Königs offenbar nicht, was sie erhofft hatten - weder Gold noch schriftliche Unterlagen konnten in nennenswerter Menge erbeutet werden.

Obwohl wir zuvor die Betrachtungen von Horst Friedrich, bei einer unterstellten ehemaligen hochseefahrenden Hochkultur brauche man Thesen mit extraterrestrischem Hintergrund nicht, kritisch betrachtet haben, erkennen wir nun Teile seiner Abhandlung, welche für unser Thema von hoher Bedeutung sind. Wenn also der bei Lixus beginnende Passat bzw. die Kenntnis hierüber Teil des Erbes einer ehemaligen Megalithhochkultur war, so könnten wir sowohl Charpentiers Überseehandel der Templer als auch Dr. Friedrichs Einlassungen, die Seevölker wären ursprünglich aus Nordwesteuropa in die mediterrane Welt eingewandert, mit Sympathie betrachten.

Nun herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass es im 14. Jahrhundert nicht gelungen ist, den Templerorden endgültig zu zerschlagen. Auch fand scheinbar niemand das von ihnen verwaltete Erbe. Wenn dieses Wissen also nicht verloren war, sondern im Geheimen weiter existierte, müssen noch irgendwo Spuren zu finden sein. Diese gibt es tatsächlich.

Rund 150 Jahre nach dem Verbot des Ordens des salomonischen Tempels wurde in der Nähe der italienischen Stadt Florenz ein Mann geboren, den wir als äußerst „verdächtig“ ansehen müssen. Sein Name: Leonardo Da Vinci. Keine Person der italienischen Renaissance hat dermaßen für kontroverse Diskussionen gesorgt wie dieses auch heute noch nicht verstandene Genie. Wir wollen im folgenden versuchen, Indizien dafür zu finden, dass die erstaunlichen Werke Leonardos eigentlich nur mit der Kenntnis des Erbes einer Hochkultur zu erklären sind. Mit dem Wissen jener, die ihre Hinterlassenschaften auf schnurgeraden Linien bauten, die von Jütland bis nach Ägypten reichten und die Heiligtümer wie in Frankreich derart platzierten, dass das Sternbild der Jungfrau aus der Luft erkennbar ist. Was alles über Leonardo zu Papier gebracht worden ist, ist selbst für Experten nicht mehr überschaubar. Für unser Thema wesentlich scheint mir die

exzellente Biographie des Serge Bramley (17) zu sein. Dort finden sich handgreifliche Indizien dafür, dass die geheimnisvolle Karte des Piri Reis vielleicht doch etwas mit Leonardo zu tun gehabt haben könnte. Wollen wir nun, der Kürze willen, verschiedene Punkte stichwortartig aufführen.

- Leonardo hatte Kontakt mit der osmanischen Admiralität.
- Leonardo entwarf und zeichnete die Brücke, die heute in Istanbul den Orient mit dem Okzident verbindet.
- Die hierfür erforderlichen Pläne fanden sich, ebenso wie die Karte des Admirals Piri Reis, in Istanbul.

Auch Cristobál Colón sprach in seinem Logbuch von einer ominösen Seekarte, die er, zusammen mit dem Kapitän seines Begleitschiffes „Pinta“, studiert haben will. Der Verzweiflung nahe, soll Kolumbus seinem Kapitän-Kollegen gegenüber folgenden Ausspruch getan haben: „Ich verstehe dies nicht, hier müssten Inseln sein!“ Befand sich in den Händen des Entdeckers demnach Kartenmaterial von einem ihm unbekanntem Land? So soll ein vertrauter Kartograph des Leonardo mit Kolumbus in die neue Welt gesegelt sein, um alle neuentdeckten Länder korrekt kartografieren zu können. Hatte er eine Abschrift der Piri-Reis-Karte in der Tasche? Wieso kam der Genueser überhaupt auf die Idee, zu einer Zeit, als die allgemeine Vorstellung herrschte, die Erde sei eine Scheibe, westwärts einen Seeweg nach Indien zu suchen? Wurde er in Wahrheit nach Amerika entsandt? Mit konkretem Auftrag gar? Sollte Kolumbus nach irgendetwas suchen, was dereinst die Templer in Amerika in Sicherheit gebracht hatten?

Um hier möglicherweise Antworten zu finden, führt uns der Weg zurück zu Leonardo Da Vinci. Dieser scheint - folgen wir hier noch einmal Serge Bramley (17) -, trotz seiner unehelichen Geburt, bei den hochstehenden Fürstenhäusern jener Zeit in hohem Ansehen gestanden zu haben. So buhlte selbst der französische König um seine Gunst. Das mächtige Geschlecht der Medici war ihm wohlgesonnen, vor allem aber das Fürstenhaus Anjou (siehe hierzu auch 17). Mit diesem Haus Anjou hat es allerdings noch eine besondere Bewandnis. Nicht nur Leonardo ging hier offenbar ein und aus. Nein, auch der Genueser Cristobál Colón hatte Kontakte dorthin.

Geboren in Genua, aus ärmlichen Verhältnissen stammend (18), musste er irgendwie die Schulden seines Vaters Domingo mit abtragen. Colón jobbte regelrecht in der Nähe der Fürstenfamilie. Dort musste er fast über Leonardo gestolpert sein. Hier wird es nun spannend. Hatte der Mann aus Vinci dem Kolumbus den „Floh ins Ohr gesetzt“? Tat deshalb Kolumbus alles, um seinen Traum zu verwirklichen? Hätte ihm beispielsweise Leonardo klipp und klar, anhand von Karten, gezeigt, dass die Erde in Wahrheit eine Kugel ist, wäre er demnach keineswegs zu einem „Himmelfahrtskommando“ aufgebrochen. Er hätte nicht, so wie es ihm immer wieder untergeschoben wird, das Leben anderer Menschen aufgrund einer fixen Idee leichtfertig aufs Spiel gesetzt. Dank Leonardo da Vinci hätte er hingegen genau gewusst, wonach er suchen wollte.

Als die Armada von Spaniens Südküste aufbrach, schien dem Kolumbus auch der von Dr. Friedrich angesprochene Beginn der Passat-Zone vor der marokkanischen Hafenstadt Lixus bekannt gewesen zu sein. Nach einigen vergeblichen Versuchen, nach der Überfahrt Festland zu finden, ließ er in Santo Domingo schließlich eine Residenz errichten. Die heutige Hauptstadt der Dominikanischen Republik erhielt den Namen des Vaters des Genuesers. In diesem Palast entwickelte sich bald reges Leben. Kolumbus hatte - Ehre, wem Ehre gebührt - als Vizekönig seinen Hofstaat um sich. Die Namen derer, die sich um das Wohlergehen des großen Entdeckers bemühten, sind nicht überliefert - bis auf einen, und genau dieser wirft im folgenden weitere Fragen auf. Es war ein überaus gelehriger, aus vornehmem spanischen Hause stammender Jüngling. Sein Name: Hernando Cortez.

Dieser soll das Wohlwollen des Großadmirals der spanischen Krone vor allem deshalb erworben haben, weil er sehr bewandert war, was den Umgang mit Seekarten und nautischen Kenntnissen anbetraf.

Präsentierte Cristobál Colón diesem Jüngling Seekarten, die er im Hause Anjou von Leonardo erhalten hatte? Wie dem auch sei. Geschichtlich verbürgt ist, dass Hernando Cortez im Jahre 1519 mit einer Schiffsarmada in Mexiko landete. Dies war nicht irgendeine zufällige Jahreszahl, wie wir noch sehen werden.

Der große Maya-König Pacal II. dessen Mumie man in Palenque fand, prophezeite die Wiederkehr der Götter für ebendieses Jahr 1519. Diese Götter, so die Apokalypse des Sohnes der Sonne, würden dann aus der Unendlichkeit kommen, worunter die Mayas nichts Anderes verstanden, als die Wogen des ihnen unendlich erscheinenden Meeres. Dies traf nun auch zu. Die Priester, die dem Volk immer wieder die Verheißung des großen Pacal predigten, sollten recht behalten. Über das Meer kamen tatsächlich weiße und bärtige Götter - aus der Unendlichkeit, wie es schien.

Ihre Gesichter waren identisch mit denen der Statuen, die aus alter Zeit stammten. Dies war der für alle sichtbare Beweis. Möglicherweise gab es gar unter den Begleitern des Conquistadors ein Gesicht, das besondere Ähnlichkeit mit den Statuen hatte. War dies vielleicht sogar das Gesicht des über alle Maßen geheimnisvollen Genies aus Vinci? Mysteriöses gibt ja schon Serge Bramley zu Protokoll.

Im Jahre 1515 soll Leonardo auf Drängen des französischen Königs Italien für immer verlassen haben. Stattdessen habe er, so erfahren wir weiter, sein Domizil am Hofe des Königs von Frankreich, welcher zu jener Zeit im südfranzösischen Avignon regierte, aufgeschlagen. Dort soll Leonardo dann verstorben sein, nachdem er in seinen letzten Lebensjahren kein einziges Bild mehr gemalt hat. Das ihm als letztes Werk zugeschriebene Gemälde „Johannes der Täufer“ soll vor der definitiven Abkehr von seiner Heimat Italien entstanden sein. Ergänzend hierzu müsste man noch anmerken, dass beim Ableben eines solchen Günstlings des französischen Königs diesem mit Sicherheit ein adäquates Grab errichtet worden wäre. Dies ist jedoch offenbar nicht geschehen. Zwar fand man - laut Bramley - auch Gebeine, doch diese passten nicht zu dem ebenfalls gefundenen Schädel (19). Wenn also ein Nachweis für Leben und Wirken Leonardos im französischen Avignon nicht zu erbringen ist, könnten auch andere Szenarien denkbar sein.

Könnte dieser in Wirklichkeit mit Cortez in Mexiko gelandet sein, zeitlich passend zu der Prophezeiung des Pacal? Entsprechend sein Gesicht, der extrem große Kopf und der furchterregende Anblick aufgrund seines Bartes, den Statuen, die - laut spanischen Chronisten - den heiligen Bartholomäus darstellen sollten? Dann würde klar, warum die tapferen Azteken sich völlig wehrlos abschlachten ließen. Einem Gott zu widersprechen, konnte den Menschen nur weiteres Ungemach bescheren. Die sich anschließende „Missionierung“ durch die Geistlichkeit, mit Feuer und Schwert, bei der Menschen, Statuen und Schriften der „Bekehrung“ zum Opfer fielen, wird nun erklärbar. Wäre Leonardo ein Abkömmling der Götter, mithin das Objekt der Suche nach dem göttlichen Gral, so hätten wir die Erklärung für die „Feuer- und Scheiterhaufenmission“ der Kreuzzugspolitik:

- Für taghell lodernde Scheiterhaufen in Südfrankreich.
- Für das Fanal der brennenden Jungfrau von Orléans.
- Für ein Genozid unvorstellbaren Ausmaßes in der neuen Welt.
- Für Kreuzzüge im heiligen Land.
- Für die Mission in Nordeuropa mit Spuren in Gräbern nahe der dänischen Trelleborg, bestehend aus fürchterlich zugerichteten Frauen- und Kinderleichen.

Sollte Leonardo Da Vinci sein größtes Werk, das Turiner Grabtuch, als Botschaft an zukünftige Generationen hinterlassen haben?



EFODON e.V.

Europäische Gesellschaft für intergeschichtliche Technologie und Randgebiete der Wissenschaft

• Das »TAMANA-Phänomen«
und die Frühhistorie der
menschlichen Rasse

• Bewußtsein, Geist,
Seele, Verstand,
Gedächtnis
In der westlichen und
italischen Tradition

• Das Grabtuch von
Turin - Leonardos
Mysterien

• Das Türiner
Grabtuch: eine gut
gelungene
»Fälschung«

• Die ehemaligen
Gletscher im
Alpenvorland

• Die Eiszeit-
Diskussion
kommt in Gang!

• Subliminals im
Altertum

Auch die
schwarze Rasse
hat Anteil
an der Entstehung von
Hochkultur!



EFODON ISSN 0945-1366

Nr. 14
März/April 1996 - 3. Jahrgang
DIN 736
Synesis

EFODON e.V.

Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche Technologie und Randgebiete der Wissenschaft

- Das Turiner Grabtuch - eine Botschaft Leonardos?
- Die Eiszeit: Nur eine ausgedachte Story?
- Kann das Inka-Reich die »Inka-Straßen« angelegt haben?
- Das Rätsel des Wassers
Das Mysterium des dritten Jahresendes? (Teil 7)
- Vom Matriarchat zum Patriarchat
Männliche Gedanken über die Zeitaltersgeschichte in den Mäthen
- Zeitfilter
- Rezensionen:

Francois de Sarre:
»Die Landenge von Gibraltar«

Die volle Wahrheit?
W. Arbeit-Volle:
»Das EWIGE LEBEN im Jenseits«

Hartwig Abraham und Inge Thinnen:
»Hexenkraut und Zaubertank«

Widersprüche im Stadtwappen von Wildeshausen

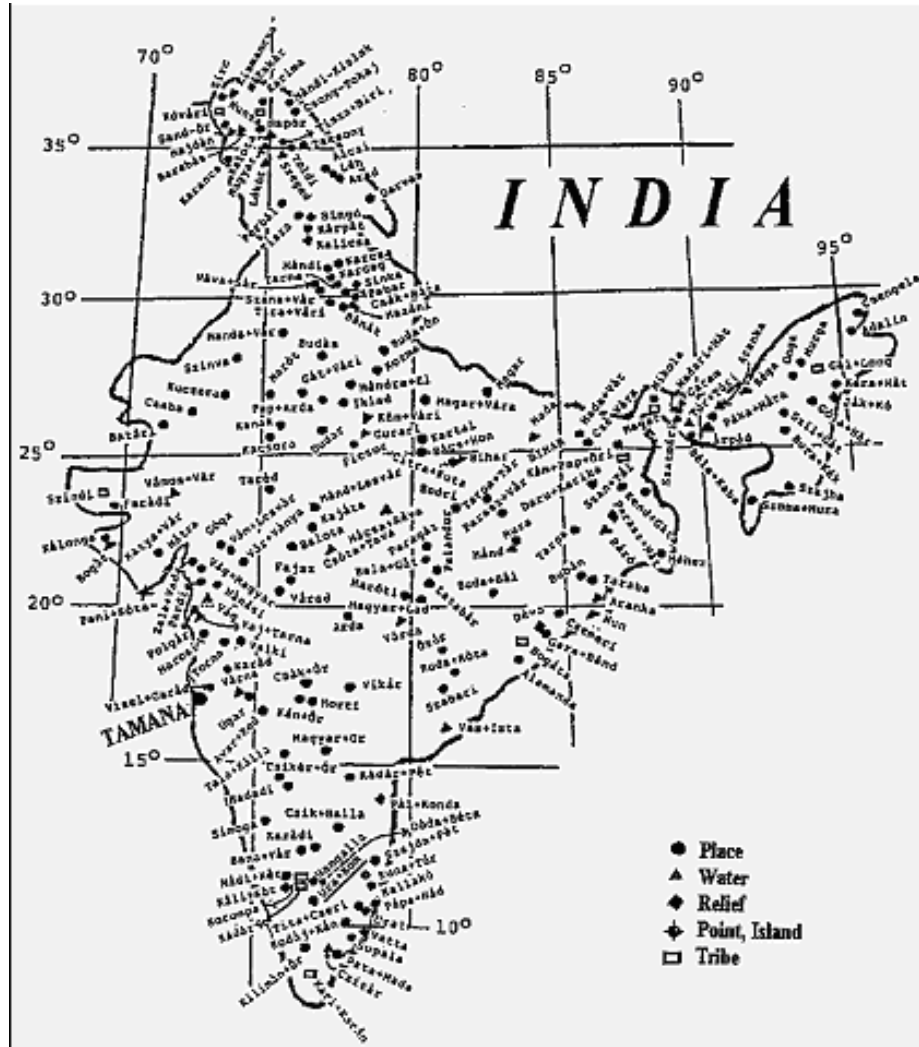


Das »TAMANA-Phänomen«

und die Prähistorie der menschlichen Rasse

Dr. Bátor Vámos-Tóth, Honolulu/Hawaii (USA) und
Franziska Hargenrader, Miskolc (Ungarn)

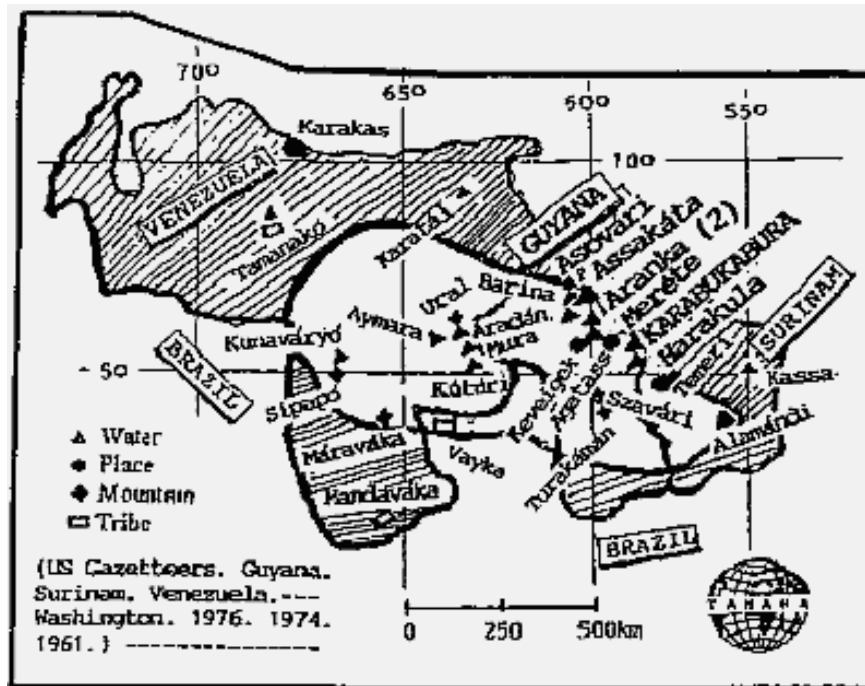
(veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 15/1996)



Als ich (Bátor V.-T.), im Rahmen von UNESCO-Aktivitäten, von Budapest nach dem westafrikanischen Sierra Leone abgeordnet wurde, hatte ich noch keine Ahnung davon, dass meine dortige Arbeit mich - zehn Jahre später, in Hawaii - zur „Erfindung“ einer neuen Hilfswissenschaft für Archäologie/Linguistik/Ethnologie etc. anregen würde. Nach meiner Ankunft in Sierra Leone (1966) fielen mir einige Namen meiner College-Studenten auf, und ich begann auch, die Toponyme (1) dieses Landes zu studieren. Man kann sich mein Erstaunen vorstellen, als ich entdeckte, dass es dort allerhand Namen gab, die es in meiner Heimat Ungarn ebenfalls gab: Bala, Bánta, Bara, Daru, Gara, Kaba, Kámaló, Kamara, Karankó, Kasabere, Kayla, Konta, Kónya, Kuta, Limba, Makari, Manaló, MátaKán, Rokon, Selenka, Sokoya, Sitya. Tama, Torma, Vára, Vaya, Yára.

Aber da einige dieser Namen in Ungarn und Sierra Leone verschiedene Bedeutung hatten und die anderen keine erkennbare linguistische „Botschaft“ auf Ungarisch enthielten, war ich zunächst geneigt, im Sinne der „herrschenden Meinung“ alles für Zufall zu halten. Das ganze Bild änderte sich, als ich mich 1975 auf Hawaii niederließ. Als ich hier begann, ebenfalls die Toponyme zu studieren, war ich verblüfft zu bemerken, dass in Hawaii Kamaló und Manaló ebenfalls vorkamen: In Sierra Leone gibt es sechs Kamalós, in Hawaii neun. Dieses unbezweifelbare Fakt war der Zündfunke, der mich veranlasste, meine diesbezüglichen Forschungen auf alle Länder und Kontinente auszudehnen.

Versuche, auf linguistischem Wege und mittels etymologischer Wörterbücher (2) hinter das Geheimnis solcher interkontinentaler Toponym-Identitäten zu kommen, führten zu nichts. Unverdrossen begann ich aber, die topografischen Register von Atlanten für alle nur erdenklichen Länder der Erde zu studieren. Mit einem konsternierenden Ergebnis! Es stellte sich nämlich heraus, dass weltweit mindestens 6.000 derartiger identischer Toponym-Strukturen - verteilt über 151 Länder und fünf Kontinente - existieren. Am meisten verbreitet von allen Toponymen ist nach meinen Studien TAMANA: Es kommt in 25 Ländern respektive Regionen, auf allen Kontinenten, vor. Ich nenne deswegen diese meine neu begründete Hilfswissenschaft „Tamana-Forschungen“ (3).



Diese morphologisch identischen Toponym-Strukturen finden sich besonders häufig in geschützten, abgeschlossenen Regionen (Karpatenbogen, Neu-Guinea, Guayana-Bergland, Innerafrika u. dergl.), meist in Verbindung mit sehr alten Formen pentatonischer Musik, gewissen sehr alten künstlerischen Mustern, kegelartigen Haus-Formen und gewissen, nicht in das „offiziell gelehrte Weltbild“ passenden archäologischen Überresten (etwa uralten Bergwerken).

Umseitig hierzu eine Karte mit TAMANA-Toponymen aus dem Orinoko-Guayana-Massiv, einem jener quasi kontinentalen Landblöcke, die von den Meerestransgressionen unberührt blieben (4).

Im ersten Jahr - 1987 - meines (Franziska H.) Anthropologie-Studiums an der Clarion-Universität von Pennsylvania nahm ich an einem Seminar über Urgeschichte teil. Dort hörte ich zum ersten Mal von den TAMANA-Forschungen eines Dr. Vámos-Tóth, über die Dr. Andor Paposi-Jobb, Professor für Kunstgeschichte an dieser Universität, referierte. Das war damals für mich ein sehr kontroverses Thema, da ich zuvor während meines Studiums ausschließlich mit dem konventionellen, schulwissenschaftlichen anthropologischen „Weltbild“ bekannt gemacht worden war. Seitdem begann ich, „selbständiger“ unsere Ur- und Vorgeschichte zu erforschen und lernte die Arbeiten von Dr. Horst Friedrich, C. A. Winters u. a. kennen, die versuchen, ein alternatives und realistischeres „Szenario“ unserer Vorgeschichte zu finden. Und seither arbeite ich auch mit Prof. Paposi-Jobb in der TAMANA-Forschung.

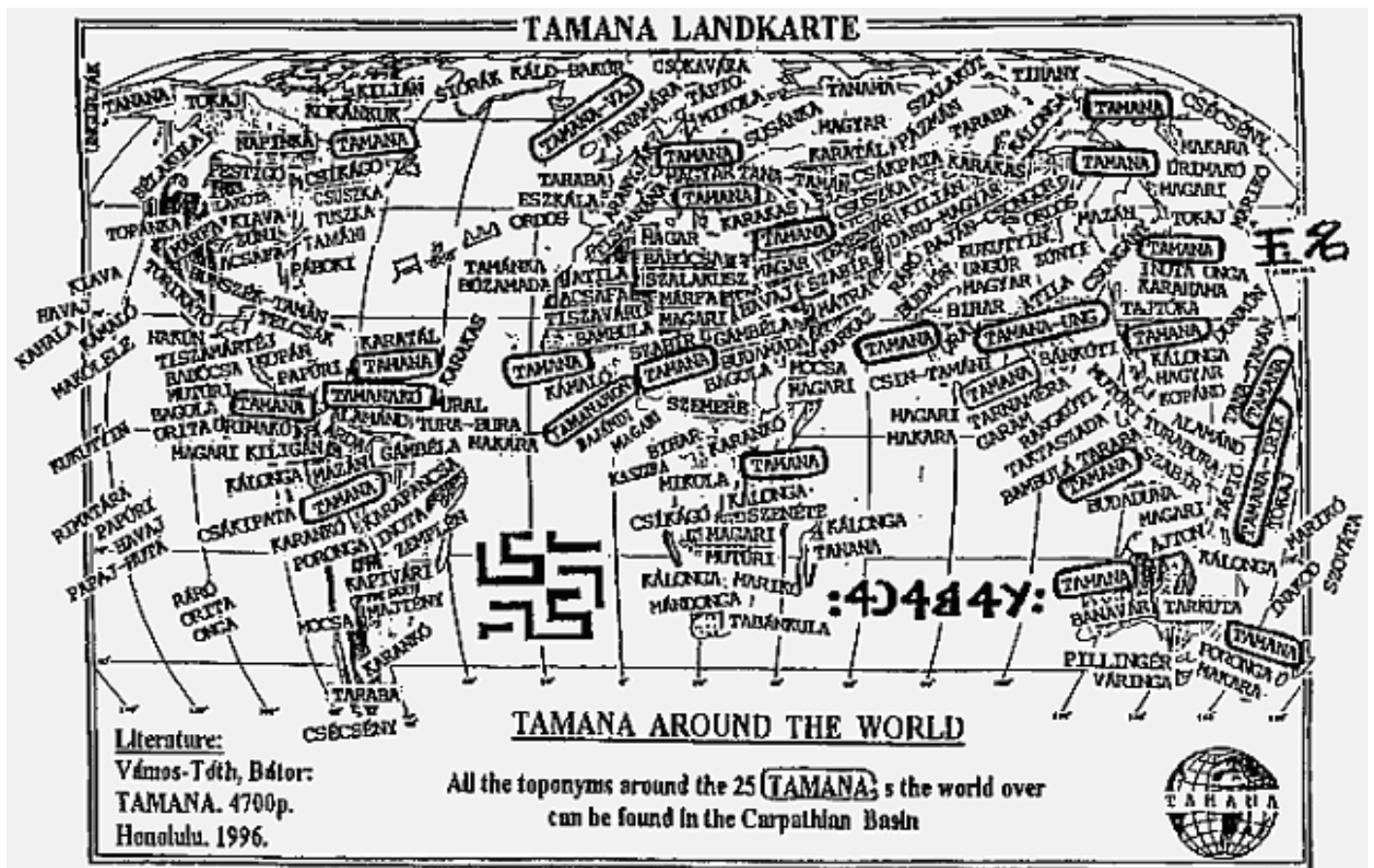
Leider gibt es aber noch immer viele Schulwissenschaftler, die sich von ihrer lieb gewordenen, konventionellen Weltanschauung nicht trennen und nicht über sie hinaus sehen können. So lernte ich etwa auf dem Szittya-Kongress - einem jährlichen, internationalen Treffen von Historikern, Anthropologen und Linguisten - den Sumerologen Prof. Ferenc J. Badiny aus Buenos Aires kennen, der eine Zeitschrift über die - wie er es sieht - „Ur-Sumerische“ respektive „Ur-Madjarische“ Kultur herausgibt. Badiny stellte einfach die Behauptung in den Raum, eine solche vergleichende Erforschung der alten Toponym-Strukturen - mit dem Ziel, daraus eine universelle Ur-Hochkultur abzuleiten - sei Unsinn, solange man nicht die genaue linguistische Bedeutung jener Toponyme wisse. Diese Ansicht erscheint mir unhaltbar, da es sich bei den von Dr. Vámos-

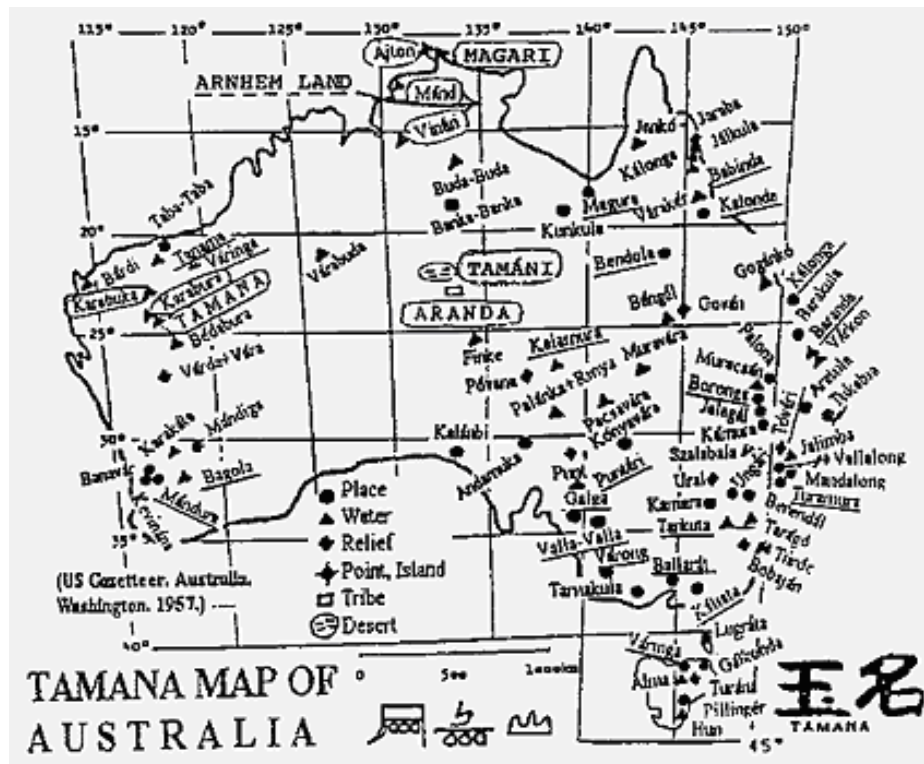
Tóth gefundenen Toponym-Identitäten ja um Fakten handelt (5).

Meiner (Bátor V.-T.) Ansicht nach ist es eine wissenschaftsphilosophisch unhaltbare Vorgehensweise, an eine weltweit vergleichende Toponym-Struktur-Forschung von vornherein mit einer wie auch immer gearteten dogmatischen Doktrin heranzugehen. Ich meine, dass 6.000 identische, mehrgliedrige Toponyme, verteilt auf 151 Länder und Regionen auf allen Kontinenten (meist in abgelegenen Gegenden), für sich sprechen.

ACHAFA	KÁMALÓ	PORONGA
ALAMÁND	KAMARA	SALAVÁT
ARANKA	KÁMORI	SITIYA
ARAKI	KÁNDIA	SHIÓTA
ARIKA	KARABUKA	SOKORÓ
ATILA	KARAKAS	SOKOYA
BALÁTA	KARAKÓ	SUVÁRI
BARÁKA	KAYATA	T A M A N A
BARANDA	KOMORÓ	TAMANKÓ
BÁTORI	KÓVÁRI	TARABA
BIHARI	KUKULA	TOKVÁRI
CHITÁRI	MAGARI	TOMINA
GELETA	MAGURA	TOMORI
HAVAY	MAKARA	TÓTOKI
INÁMI	MALÁKA	TÚRTÚRI
KALAMA	MÁNDÚRI	UROLA
KALANCHA	MARIKÓ	ÚZÚRI
KALOCHA	MIKOLA	VALLA-VALLA
KALOBI	OZORA	VÁRONGA
KALONDA	PALÁNKA	YÁNUTA
KÁLONGA	PARAPARA	ZAKÁRI
KALOTA	PATALOM	ZALÁNI

Auflistung von 66 mehrgliedrigen TAMANA-Toponymen, die jeweils in mehr als vier Ländern auf allen Kontinenten vorkommen, in Europa speziell im Karpatenbogen (Siebenbürgen).





Ich jedenfalls habe aus meinen TAMANA-Forschungen das Fazit gezogen, dass wir in diesen uralten, weltweit verbreiteten, morphologisch identischen Toponym-Strukturen - insbesondere in Verbindung mit der sie begleitenden pentatonischen Musik und anderen oben genannten Elementen - **Überreste einer oder mehrerer, vor Jahrtausenden existierender, weltweiter Hochkulturen** sehen müssen, aus deren (wenn es sich um verschiedene Zeit-Niveaus handeln sollte: jeweiliger) „Lingua franca“ jene uralten Toponyme gebildet wurden.

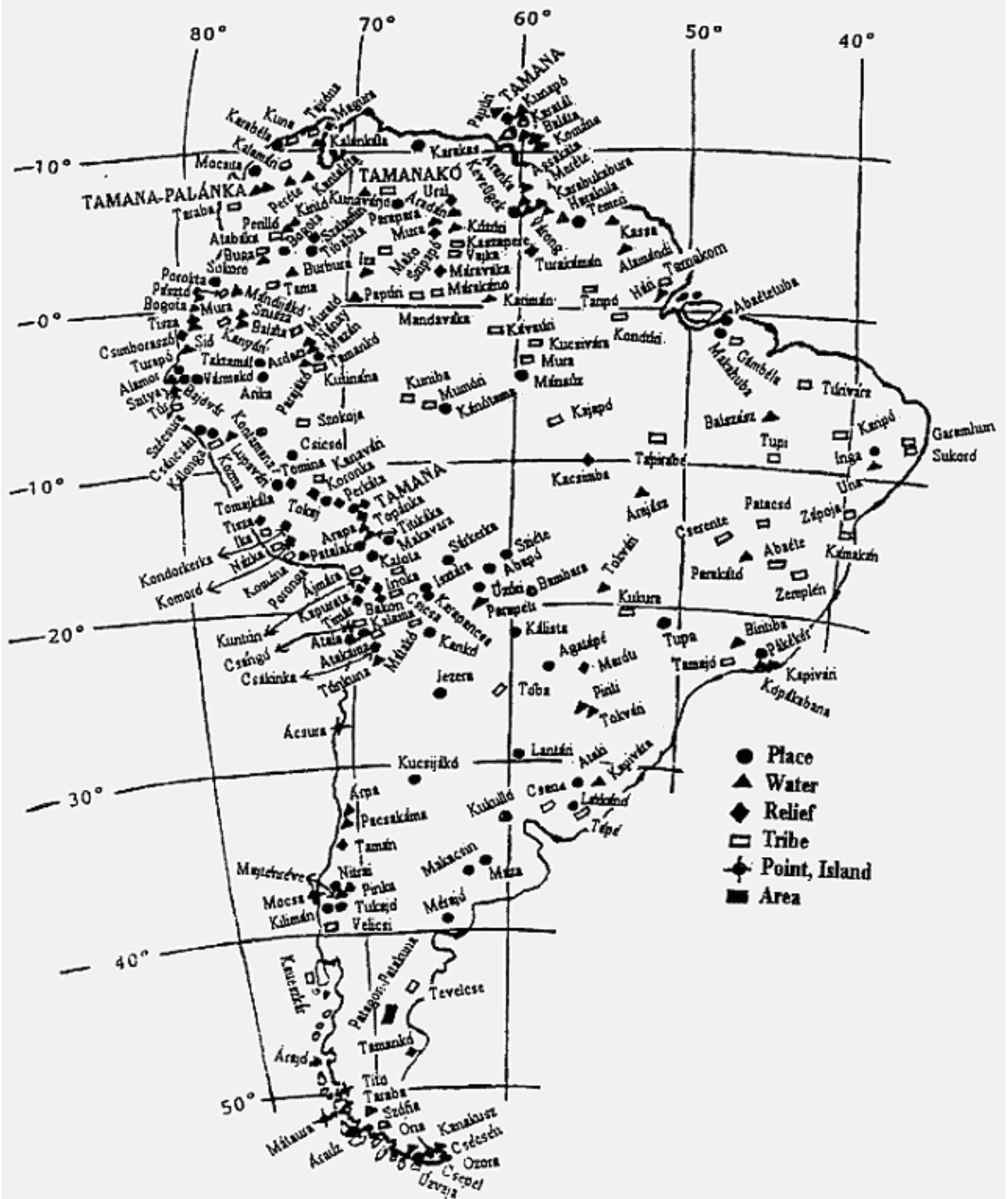
Anmerkungen

- 1 Orts-, Fluss-, Berg-, Gebirgs-, Bach-, See- und Landschafts-Namen.
- 2 Etymologie ist die Wissenschaft von der Herkunft und Geschichte der Wörter und ihrer Bedeutungen (DUDEN).
- 3 Anm. d. Red.: Es handelt sich hier also um weltweit morphologisch (nicht linguistisch!) vergleichende Toponym-Struktur-Erforschung.
- 4 Vgl. hierzu etwa Horst Friedrich: Tepumerene und Pedra Pintada, in: EFODON SYNESIS Nr. 13/1996.
- 5 Anm. d. Red.: Hier sollte aber u. E. die Wahrscheinlichkeit nicht außer acht gelassen werden, dass unter diesen Toponym-Identitäten wohl auch ein gewisser Prozentsatz an „Nieten“ (um in der Sprache der Lotterie zu sprechen) sein müsste, nämlich jene, die über die Zeiten durch „Zufall“, Verballhornung o. a. zustande gekommen sind. Dieser Prozentsatz dürfte allerdings, da es sich bei diesen Toponymen ja überwiegend um mehrgliedrige Morphem-Strukturen handelt, nur gering sein.

Übersetzung:

Dr. Horst Friedrich, Wörthsee

SÜDAMERIKA






Bewusstsein, Geist, Seele, Verstand, Gedächtnis

in der westlichen und indischen Tradition

© 1996 Horst Friedrich, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 15/1996

Eine Bemerkung vorab, damit kein Missverständnis aufkommt: beim Gegenstand des vorliegenden Beitrages handelt es sich nicht mehr um eine sozusagen „weltliche“ Wissenschaft, bei der jedermann - wie etwa bei Vorgeschichte, Astronomie oder Ozeanographie -, sofern man sich nur belesen gemacht hat, mitreden kann. Die im Westen weitverbreitete, neunmalklugen, intellektuelle Ego-Aufgeblätheit hört das zwar gar nicht gerne. Tatsache ist aber, dass hier weitaus mehr gefordert ist, als nur ein Sich-belesen-Machen. Der menschliche „Geist“ (wir werden noch sehen, wie verschwommen und mehrdeutig unsere einschlägigen Wortbedeutungen sind) will sich nämlich hier selbst - seine eigene Natur und sein Funktionieren - erkennen! Hier ist, neben einem vergleichenden Studium relevanter Werke (1) tiefe Kontemplation (2) angesagt, wobei man ohne Zuhilfenahme geeigneter praktischer Techniken (Yoga, Meditation, Schamanismus etc.) wohl kaum auskommen wird. Der Verfasser ist sich dessen bewusst, dass er auf diesem Wege noch nicht sehr weit vorangekommen ist. Er möchte daher seine nachstehenden Ausführungen lediglich als Anregung zum Mitdenken, zum Mit-Suchen, verstanden wissen.

Name	Bedeutung	alchemistisches Symbol	alchemistischer Deckname
<Anmerkung>			
<Anmerkung>			
„Körper“	Materie, Sal (Salz)		
<Anmerkung>			
<Anmerkung>			
„Seele“	Bewusstsein		Sulfur (Schwefel)
<Anmerkung>			
<Anmerkung>			
„Geist“	Leben		Merkur

Körper, Seele und Geist in der alchemistischen Tradition

Nach der westlich-alchemistischen Tradition besteht alles, was existiert, aus den drei „wesentlichen Bestandteilen“, „Essentialen“, „philosophischen Prinzipien“ oder „Substanzen“:

Diese drei Substanzen (3) sind zwar voneinander verschieden, entstammen aber nach alchemistischer Tradition (4) einer gemeinsamen Quelle. Es ist hier nicht der Ort, näher auf Details des alchemistischen Weltbildes einzugehen. Festzuhalten bleibt für unsere Zwecke, dass in dieser Tradition „Geist“ und „Bewusstsein“ zwar derselben Quelle entstammen, aber verschiedene Dinge sind. Was genau aber „Geist“ und „Bewusstsein“ sein sollen, ist für den der Alchemie Fernstehenden nicht so ohne weiteres herauszufinden. Lediglich für die laborantische Alchemie ist klar, dass beispielsweise im Pflanzenreich das ätherische Öl die Trägersubstanz der „Seele“ und der Alkohol die Trägersubstanz des „Geistes“ ist. Deshalb spricht man ja etwa von Birnengeist!

Man mag sich vielleicht wundern. Haben wir nicht gelernt: Gott ist Geist? Sollte man dann nicht eher denken, dass die Quelle, der jene drei entstammen, „Geist“ ist? Man sieht, hier besteht Klärungsbedarf.

Bewusstsein, Geist, Verstand in der Umgangssprache

Überprüfen wir anhand zweier verbreiteter Wörterbücher, des deutschen DUDEN (5) und auch - wegen der Notwendigkeit, das vielbenutzte Wort „mind“ jeweils richtig interpretieren zu können - den englischen COLLINS (6), ob in der gehobenen Umgangssprache die Worte „Bewusstsein“, „Geist“ und „Verstand“ in klar definiertem Sinne gebraucht werden, ihnen jeweils ein klar definierter Begriff entspricht!

Man mag sich in diesem Zusammenhang zweckmäßig an den - zur Vorsicht mahnenden! - Dialog zwischen Mephisto und dem fahrenden Studenten in Goethes FAUST erinnern:

- **Mephisto:** Im ganzen - haltet Euch an Worte! Dann geht Ihr durch die sichere Pforte zum Tempel der Gewissheit ein.
- **Student:** Doch ein Begriff muss bei dem Worte sein.
- **Mephisto:** Schon gut! Nur muss man sich nicht allzu ängstlich quälen; denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Mit Worten lässt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten...

Im DUDEN lassen sich folgende, für unsere Zwecke einschlägige Definitionen entnehmen (7):

- **Bewusstsein:** Gesamtheit aller jener psychischen Vorgänge, durch die sich der

Mensch der Außenwelt und seiner selbst bewusst wird.

- **Geist:** Das denkende Bewusstsein des Menschen, Verstandeskraft, Verstand. Der Ausdruck „im Geist(e)“ wird interpretiert mit „in Gedanken, in der Vorstellung“. Außerdem wird noch die Bedeutung „geistige Wesenheit: Gott ist Geist“ aufgeführt.
- **Verstand:** Fähigkeit, zu verstehen, Begriffe zu bilden, Schlüsse zu ziehen, zu urteilen, zu denken.
- **Denken:** Die menschliche Fähigkeit des Erkennens und Urteilens anwenden, mit dem Verstand arbeiten, überlegen, sich etwas vorstellen.
- **Psyche:** Bewusstes und unbewusstes Erleben und Streben umfassendes Bewusstsein, Denken und Fühlen, Gemüt, Seele.
- **Seele:** 1. Das, was das Fühlen, Empfinden, Denken eines Menschen ausmacht, Psyche.
2. Substanz-, körperloser Teil des Menschen, der nach religiösem Glauben unsterblich ist, nach dem Tode weiterlebt.

Mansicht: diese Definitionen sind alle zirkelhaft miteinander verwoben, von Durchblick ist keine Rede, der bedauernswerte DUDEN-Benutzer kann in diesem Definitions-Gewirr herumklettern wie der Affe im Lianengewirr eines Urwaldriesen, ohne je ans Licht - d.h. zu einem Begreifen dessen, was mit dem jeweiligen Wort konkret gemeint ist - zu gelangen. Ist es in der englischen Umgangssprache anders? Mitnichten! Mit dem COLLINS erleben wir das Gleiche. Um den Beitrag nicht ausufern zu lassen, soll hier nur (in freier Übersetzung) die COLLINS-Interpretation des Wortes „mind“ wiedergegeben werden.

- **mind:** Der Teil eines Individuums, der für das Denken, die Gefühle und die Sprache zuständig ist; Intelligenz oder der Intellekt; das Erinnern, das Gedächtnis; kreatives Denken, Vorstellungskraft; und schließlich auch noch: Intelligenz, im Gegensatz zu materiellen Dingen, wobei als Beispiel gegeben wird „the mind of the universe“ (am besten vielleicht übersetzt mit „der kosmische Geist“).

Da die meisten den Westen erreichenden Werke zur indischen Tradition in Englisch geschrieben sind und in diesen Büchern das Wort „mind“ sehr oft vorkommt, ist es selbstredend von größter Wichtigkeit, dass dieses Wort jeweils richtig ins Deutsche übersetzt wird. Aber wer kann das? Wer soll beurteilen, in welchem Sinn das Wort „mind“ gerade gebraucht wird? Wer ist kompetent genug dafür? Wie wir der obigen COLLINS- Definition oder -Interpretation entnehmen, kann alles mögliche damit gemeint sein.

Bei einem überaus kompetenten Kenner der alchemistischen Tradition (8) finden wir beispielsweise „soul“ (Seele) interpretiert als „consciousness or mind“ (consciousness

= Bewusstsein). Demnach wäre den obigen COLLINS-Definitionen noch „Bewusstsein“ hinzuzufügen, und „the mind of the universe“ wäre dann auch mit „Weltseele“ oder „kosmisches Bewusstsein“ übersetzbar.

„Mind“, Bewusstsein und der „innere Beobachter“ in der indischen Tradition

Oder doch nicht? Mata Amritanandamayi (9), eine nach Überzeugung des Verfassers über jeden Zweifler erhabene zeitgenössische indische Quelle, macht zu dem Problem-Komplex „mind“/Bewusstsein/„innerer Beobachter“ (10) höchst beachtenswerte Aussagen, die hier auszugsweise und in freier Übersetzung - als kleiner Vorgriff auf die Behandlung der indischen Tradition - wiedergegeben sein sollen.

Auf die Frage, ob der „innere Beobachter“ (sakshi bhava, „witness consciousness“) eine Funktion des „mind“ oder eine Erfahrung jenseits des „mind“ sei:

- „Nein, es ist keine Funktion des »mind«. Sakshi bhava ist ein Zustand ... ohne Interferenz durch den »mind« und seine Gedanken. ... Der »mind« besteht aus Gedanken. In sakshi bhava ... erlebt man sogar seine eigenen Gedanken als Zeuge. Während man den eigenen Gedankenprozess beobachtet, denkt man nicht. ... Das Denken gehört zum »mind«, wohingegen das Beobachten (Zeuge sein) zum höheren Selbst gehört. Das Beobachten (Zeuge sein) ist ein Zustand, wo man sich im reinen Bewusstsein befindet. Der »mind« und seine Gedanken sind nicht real. Sie sind eine Fiktion unserer eigenen Schöpfung. Allein Bewusstsein ist real. ... Im Zustand des Beobachters beobachtet man einfach mit perfekter Aufmerksamkeit, ... man ist absolut bewusst. Auf der anderen Seite, solange man sich mit seinem »mind« und seinen Gedanken identifiziert, ist man nicht bewusst - man ist weit weg von Reinem Bewusstsein. ... Im Zustand des Beobachters existiert kein Denken, d.h. dass man sich mit keinerlei Gedanken identifiziert, allein Bewusstsein da ist. ... Das Selbst tut nichts als beobachten.“

Die Gehirn-Theorie des Bewusstseins

Es scheint also, als müssten wir über die Sache mit dem Bewusstsein noch länger und tiefer nachdenken. Zuvor sollten wir allerdings eine üble „Zeitungsente“ dem Papierkorb überantworten, die durch eine unheilige Ehe von materialistischer Ideologie und neo-scholastischer Wissenschaft ins Dasein gerufen wurde. Im schul-naturwissenschaftlichen Weltbild (11) handelt es sich nämlich bei „Bewusstsein“ um eine - letztlich aber doch wieder rätselhafte - Manifestation rein materieller, chemisch-physikalischer Vorgänge in unserem Gehirn. Von dieser Seite wird das Gehirn auch gerne mit einem Computer oder Informationsverarbeitungssystem verglichen: „Und das wäre es dann auch schon“. Die Tatsache, dass man noch niemals Anzeichen eines

Bewusstseins bei einem Computer entdeckt hat, scheint nicht zu stören.

Ein überaus kompetenter Kenner der Materie (Medizin, Psychologie), **Medard Boss**, hat eine meisterhafte Widerlegung dieser „Gehirntheorie des Bewusstseins“ (12) geschrieben, die man kennen sollte. Er demonstriert überzeugend die „Windigkeit“ dieses aus Ideologie und Spekulationen zusammengeschusterten Denkgebäudes und schreibt:

„Es ist offenkundig, dass die Ableitung des Bewusstseins aus Informations-Verarbeitung den vorliegenden Sachverhalt im Vorhinein auf den Kopf stellt. Alle Informationsverarbeitung nämlich setzt ein Bewusstsein, das heißt ein Vernommen-haben von Bedeutsamkeiten eines Begegnenden immer schon voraus“.

In der Tat muss wohl dem Problem des Gedächtnisses eine ausschlaggebende Wichtigkeit in allen unser diesbezüglichen Überlegungen zukommen. Wo ist der Sitz unseres Gedächtnisses? Nur im materiellen Gehirn? Oder in unserem Energiekörper, der Aura? Ist dieser Energiekörper vielleicht überhaupt der Sitz unseres Bewusstseins? Das Gehirn wäre dann vielleicht nur ein computerverwandtes Interface zwischen Körper und Energiekörper. Wie kommt es, dass wir von unzählbar vielen Arten von Objekten - und jede Art in unendlich unterschiedlichsten Varianten vertreten! - doch alle korrekt erkennen können? Fragen über Fragen, die von der westlichen schul-naturwissenschaftlichen Schul-Medizin und Schul-Psychologie allen nicht überzeugend beantwortet werden können.

Die indischen Vorstellungen zu Bewusstsein, Geist, Seele, Verstand, Gedächtnis

Nachdem wir im Westen nichts Überzeugendes und Kohärentes finden konnten, wollen wir uns versuchsweise dem Osten, der indo-tibetischen Tradition, zuwenden. Hier dürften wir - oben gab es bereits eine Kostprobe! - wohl eher fündig werden. Allerdings nur, wenn wir zuvor unsere westlich-überhebliche Ego-Aufgeblätheit abgelegt haben.

Nach Überzeugung des Verfassers handelt es sich bei der indischen (indotibetischen) Tradition um ein - Philosophie, Naturwissenschaft, Psychologie, Religion und mystische Praktiken umfassendes - System, das allen anderen Systemen, die auf unserem Planeten bisher gefunden wurden, haushoch überlegen ist. Was kein großes Wunder ist, da die indische Kultur schon seit mehreren Jahrtausenden besteht und die Menschen dort sich über diesen langen Zeitraum intensiver als alle anderen Völker - theoretisch und praktisch - mit dergleichen beschäftigt haben. Zweifellos wird aber für

ein Studium des vielschichtigen Bewusstseins-Problems auch die schamanische Tradition (13) berücksichtigt werden müssen!

Wenn hier von der „indischen Tradition“ oder den „indischen Vorstellungen“ zu diesem oder jenem gesprochen wird, so könnte dies beim Kenner der Materie den Verdacht aufkommen lassen, der Verfasser beabsichtige gewissermaßen geistige Hochstapelei, da ja unter dem weiten Mantel der „Religion Indiens“ eine große Vielzahl von hinduistischen, buddhistischen etc. Strömungen existiert, deren theoretischen Systeme keineswegs immer in allen Details übereinstimmen. Der Verfasser ist sich dieser Tatsache wohl bewusst. Um diese Schwierigkeit zu umgehen, soll hier nur - für die Zwecke des vorliegenden Beitrages zunächst völlig ausreichend - auf Arbeiten von zwei Autoren, von denen deutsche Übersetzungen (14) leicht zugänglich sind, zurückgegriffen werden: „Arthur Avalon“ (= Sir John Woodroffe) (15) und Swami Narayananda (16). Wer sich tiefer mit der indischen Tradition beschäftigen möchte, sei auf die theoretische und praktische (Yoga) Spezial-Literatur verwiesen, die außerordentlich umfangreich ist (17).

Unseren Quellen zufolge sind „Spirit“ („Geist“), „mind“ und Materie letztendlich eins, wobei „mind and matter“ den Zwillingsaspekt der allem zugrundeliegenden „Substanz“ - des Brahman und seiner schöpferischen Kraft, der Shakti - darstellen. Hinzugefügt muss allerdings gleich werden, dass - in mahayana-buddhistischer Terminologie ausgedrückt - erst durch die Erlangung des „Erleuchtungsgeistes“ (Bodhichitta) Einsicht in die wahre Natur der Phänomene (Sunyata, die letzte formlose Wirklichkeit) gewonnen werden kann. Das Universum der Erscheinungen entsteht gemäß nachstehender Skizze.

Die letzte Wirklichkeit - Brahman, „Gott“, „Geist“, Energie etc. - ist allgegenwärtig, ewig, unendlich, unveränderlich, ohne Form, ohne „mind“ (der bereits subtile Materie ist), jenseits von Zeit, Raum und Kausalität.

„Gott“ und seine schöpferische Kraft (Shakti, die Göttliche Mutter, Prakriti-Shakti, Shabdabrahman, Kundalini-Shakti etc.) sind untrennbar und letztlich eins. Beide sind Bewusstsein, Brahman im ruhenden, die Shakti im dynamischen Aspekt. Die Shakti wiederum hat einen projizierenden und einen „sich-verschleiernenden“ Aspekt. Sie „verschleiert sich“ und projiziert das Universum, projiziert ständig Namen und Formen. Die Shakti bringt „mind and matter“ hervor, d.h. die Materie ist ebenfalls eine Erscheinungsform von Bewusstsein.

In der Prakriti-Shakti, der schöpferischen Naturkraft, sind die drei „Gunas“ allgegenwärtig: Rajas (Aktivität), Tamas (Beharren) und Sattva (die wirkliche Natur von „Spirit“ enthüllend). Je mehr Sattva-Guna überwiegt, desto mehr nähert sich ein Ding oder Wesen „Reinen Bewusstsein“.

Die (Prakriti-) Shakti mit Sattva-Guna vorherrschend heißt Maya-Shakti, und das höchste Wesen, reflektiert in Maya-Shakti, ist Ishwara, der Herr (18). Die Prakriti mit Rajas- und Tamas-Guna vorherrschend heißt Avidya (19) -Shakti, und das höchste Wesen, reflektiert in Avidya-Shakti, ist der „Jiva“ (die individuelle Seele). Wobei jede Seele drei Körper besitzt: den Kausalkörper sowie den feinstofflichen und den grobstofflichen Körper. Also wohlgemerkt, nicht wie hierzulande: der körperliche Mensch hat eine Seele, sondern: die Seele, der „Jiva“, besitzt drei Körper!

Die Prakriti-Shakti differenziert sich in die subtilen Elemente und weiter in die grobstofflichen Elemente: Äther, Luft, Feuer, Wasser und Erde. Unnötig hinzuzufügen, dass diese „Elemente“, wie die der Alchemie, nichts mit dem Element-Begriff des periodischen Systems der modernen Chemie zu tun haben. Alle diese Elemente bestehen aus den drei Gunas, und alle manifestierten Dinge bestehen aus diesen fünf Elementen und den drei Gunas.

Der Jiva, die individuelle Seele oder das individuelle Selbst, ist der „Monarch“ des Körpers. Sein Hauptwerkzeug ist der „mind“, und die Werkzeuge des „mind“ wiederum sind die fünf grobstofflichen und die fünf feinstofflichen „Sinne“. Diese „Sinne“ sind nicht die körperlichen Augen, Ohren etc., sondern sie sind die Fähigkeiten des Jiva, der mit ihrer Hilfe erkennen möchte. Der „mind“ erkennt die Welt vermittelt der „Sinne“, und der Jiva erkennt die Welt durch den „mind“.

Die unterschiedlichen Funktionen des „mind“ sind vor allem: Intellekt, Ego, Wille und der „Gedächtnis-Speicher“ (Chitta, „mind-stuff“).

Das dynamische Zentrum der Körper-Energien und der Sitz von Chitta, d.h. der Speicher aller vergangenen Erfahrungen und Erinnerungen, auch von früheren Inkarnationen, ist das Muladhara-Chakra, das unterste Körperzentrum. Dortsind auch die Informationen in kausaler Form gespeichert, die es uns erlauben, die Objekte der materiellen Welt zu identifizieren. Die Kundalini-Shakti selbst ist Chitta.



Der Jivatman (20), das individuelle Selbst, ist eine Widerspiegelung des höchsten Wesens. Er ist geschlechtslos, geburtlos, todlos. Er ist im Körper als der Beobachter („witness consciousness“) präsent, mischt sich aber nicht in die „mind“-Funktionen ein, Leiden und Freuden existieren nur im „mind“, der vom Jivatman Leben und Licht erhält. Der Jivatman bleibt unberührt von Geburt und Tod und den vielfältigen „Kino“-Ereignissen des Lebens. Das „Denkorgan“ (21) des Jiva ist - so sonderbar sich das für westliche Ohren anhört - an sich nicht bewusst, sondern spiegelt das Bewusstsein (Chit) wieder und erscheint dadurch bewusst.

In der indischen Tradition ist also die Welt eine lebendige Manifestation der Quelle des Lebens, der Shakti. Alle Dinge bilden eine Einheit (22). Überall existiert Leben. Unseres schul-naturwissenschaftlichen Spekulationen über „den Ursprung des Lebens“ sind in dieser Form unsinnig, weil verfälscht durch die Annahme, dass irgendetwas ohne Leben sein könnte. Bewusstsein (Chit-Shakti) existiert in der ganzen Hierarchie des Seins und ist tatsächlich Sein. Alles lebt, alles ist Bewusstsein!

Anmerkungen

1 Nach Franz Hartmann (PARACELSUS ALS MYSTIKER, München 1963) ist bei dergleichen Werken jahrelanges (!) Studium und wiederholtes Lesen derselben zu ihrem Verständnis unerlässlich.

2 Nach dem DUDEN: konzentriertes Nachdenken, geistiges Sichversenken, innere

Sammlung und religiöse Betrachtung.

3 Nach Hartmann (op.cit.) sollen die drei „wesentlichen Bestandteile“ der abendländischen Alchemiedendrei Gunas der indischen Tradition entsprechen: Rajas (Aktivität), Tamas (Beharren) und Sattva (die wirkliche Natur des Bewusstseins enthüllend, „raising of vibrations“ bewirkend).

4 Näheres hierzu etwa in Horst Friedrich: Alchemie: was ist das?, EFODON-Edition MESON, Hohenpeißenberg 1996.

5 DUDEN Deutsches Universal-Wörterbuch, 2. Auflage, Mannheim/Wien/Zürich 1989.

6 COLLINS Dictionary of the English Language, London/Glasgow 1985.

7 Zusätzliche Definitionen im DUDEN, die mit unserem Zweck nicht direkt zu tun haben, sind weggelassen.

8 „Frater Albertus“ (= Albert Richard Riedel): The Alchemist of the Rocky Mountains, Salt Lake City 1976, S. 36.

9 Swami Amritaswarupananda (Hrsg.): Awaken Children! Dialogues with Sri Sri Mata Amritanandamayi, Vol. VII, San Ramon/Kalifornien, 1995, S. 17-44.

10 „Witnessconsciousness“, wörtlich übersetzt, „Zeugen-Bewusstsein“ (von „witness“ = der Zeuge, der etwas beobachtet).

11 Hierzu etwa Horst Friedrich: Und wieder erhebt die Scholastik ihr Haupt, in: EFODON SYNESIS Nr. 11/1995 (Rezension des Bestsellers von Murray Gell-Mann: Das Quark und der Jaguar, München 1994).

12 Medard Boss: Grundriß der Medizin und der Psychologie, Bern/Stuttgart/Wien 1975, S. 103-113.

13 Hierzu etwa: Paul Uccusio: Der Schamane in uns, Genf 1991; Michael Harner: Der Weg des Schamanen, Genf/München 1994; Norbert Claßen: Das Wissen der Tolteken, Frankfurt a. Main 1994.

14 Wer des Englischen mächtig ist, sollte die englisch geschriebenen Originalwerke benutzen. Bei den Übersetzungen ins Deutsche ergibt sich das bereits oben angesprochene Problem, wie wichtige Begriffe übersetzt werden sollen. Ganz besonders gilt dies für das Wort „mind“. Aber auch englische Worte, die mit dem Kraft-Energie-Aspekt des Universums zu tun haben („power“, „force“, „energy“), wird man häufig problematisch übersetzt finden.

15 Shakti und Shakta, Weilheim 1987 (hier besonders Kap. 14 „Chit-Shakti, Der

Bewußtseinsaspekt des Weltalls'' und Kap. 15 „Maya-Shakti, der psychophysische Aspekt des Weltalls'', S. 167-215); The Serpent Power, Madras 1972 (deutsch: Die Schlangenkraft, Bern/München/Wien 1982); Die Girlande der Buchstaben, Weilheim o.J. (ca. 1987).

16 The Mysteries of Man, Mind and Mind-Functions, Rishikesh 1965 (deutsch: Das Mysterium von Mensch, Geist und Geistesfunktionen, Efringen-Kirchen 1984); The Primal Power in Man or the Kundalini Shakti, Rishikesh 1970 (deutsch: Die Urkraft in Menschen oder die Kundalini Shakti, Blansingen 1981).

17 Ein umfangreiches Literaturverzeichnis findet sich in: Lexikon der östlichen Weisheitslehren - Buddhismus, Hinduismus, Taoismus, Zen; Bern/München/Wien 1994

18 Persönlich gedachter Gott als Weltschöpfer, das unergründliche Brahman in Verbindung mit dem Universum der Erscheinungen und als Objekt unserer Anbetung und Verehrung.

19 Verblendung, die zwischen Wirklichem und Unwirklichem nicht zu unterscheiden vermag.

20 Der Atman ist das göttliche Selbst im Menschen, der unbeteiligte Beobachter des Jiva, jenseits von Körper und „mind'', und als absolutes Bewusstsein identisch mit Brahman, dem höchsten Wesen. Der Jivatman benutzt den Körper als Instrument der Erfahrung, ist sich aber bewusst, dass er in Wirklichkeit der Atman ist.

21 Es wird weiterhelfen, Näheres hierzu nachzulesen bei Avalon (op.cit. 1972, S. 65-66) und im LEXIKON DER ÖSTLICHEN WEISHEITSLEHREN unter „Antahkarana'', „Manas'', „Chitta'', „Buddhi'' und „Ahamkara''. Ein richtiges Verständnis des feinstofflichen oder Mental-Körpers und der indischen Theorie der Sinneswahrnehmungen - zunächst geradezu schockierend für den „Westler'' - ist von höchstem Wert!

22 Hierzu etwadi große New-Age-Forscherin Almut Kowalski (Raum im Herzen, in: Ab 40, Nr. 1/1991): Das Weltbild geschlossener, begrenzter Systeme ist von Menschen gemacht. Im Universum gibt es keine geschlossenen Systeme.

Abbildungen: Dr. Horst Friedrich

Das Grabtuch von Turin — Leonardos Mysterien

© Hans Günther Birk; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 15/1996

Wie im ersten Teil der Abhandlung „Das Turiner Grabtuch - eine Botschaft Leonardos“ bereits angesprochen, scheint es so zu sein, als hätte dieses Genie der Renaissance ein ungeheures Geheimnis für kommende Generationen überliefert. Es ist durchaus verständlich, wenn der Leser dieses Artikels das Gefühl eines Wechselbades hat. Warum um alles in der Welt soll man Leonardo als eine Art Kosmopolit des Mittelalters ansehen? Ein Genie war er zweifelsohne, aber war er auch ein bis heute nicht verstandener Geheimnisträger an der Schwelle zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert? Versuchen wir im Folgenden, weitere Spuren zu sichern. Vielleicht wird es gar erforderlich, dass ein Staatsanwalt heutiger Zeit postum Anklage erhebt.

Auch die Frage, ob Leonardo hier auf eigene Rechnung gehandelt hat, zumal ja die mittelalterliche Inquisition wie ein Menetekel an der Wand drohte, muss im Folgenden gestellt werden. Das vor allem von Picknett/Prince implizierte Grabtuchfoto (2), sowie sein von Serge Bramley beschriebenes (beinahe) Intimverhältnis zum Hause Medici lassen aufhorchen. Die Frage nach den Komplizen seiner Untat wird offenbar.

Niemals hätte Leonardo zu seiner Zeit ohne das Plazet der Kurie bis zum Ellenbogen (so Picknett/Prince) in Leichen „herumwühlen“ können. Er muss sich also der Rückendeckung „von oben“ sicher gewesen sein. Solche Wühlarbeit in Leichen setzten seine Zeitgenossen mit Zauberei und schwarzer Magie gleich. Dies war ein gefährliches Gebräu für Leonardos persönliche Sicherheit. Dennoch bringen uns die Begriffe „Magie“ und „Zauberei“ der Wahrheit, und gleichzeitig dem Geheimnis seiner Botschaft, ein gehöriges Stück näher.

Wie ja schon besprochen, hat sein Grabtuchfoto diverse Fußnoten inbegriffen. Seine mögliche Botschaft könnte sein, dass nicht der Gekreuzigte, nein, der Gehenkte der Messias gewesen sei. Was soll das? So fragt man sich an dieser Stelle. Natürlich wurde Jesus Christus - wie wir in den Evangelien des Neuen Testaments lesen - an das römische Kreuz geschlagen. Dort starb er, stand aber nach drei Tagen von den Toten auf und fuhr letztendlich gen Himmel. Oder doch nicht? Hat der Koran recht, wenn er vehement bestreitet, dass der allmächtige Gott einen Sohn gehabt haben könnte? Hat er ebenso recht, wenn er sich in seinen Suren dagegen wendet, man hätte den in seinem Sohn inkarnierten Gott gekreuzigt - eine Blasphemie, die durch nichts überboten werden kann? Wie lesen wir in der Thora, dem Gesetz Gottes: „*Du sollst den Namen deines Herrn nicht missbrauchen!*“. Treffender noch ist die Aussage des Saulus von Tharsus, besser als sogenannter Heidenapostel Paulus bekannt: „*Sie werden gerichtet nach ihren Werken!*“. Abhandlungen aus der Gemeinderegul der im Wadi Qumran gefundenen Schriften lassen verwandtschaftliche Beziehungen dieses Saulschen Abkömmlings aus benjaminitischem Königshause und seinen neutestamentlichen Briefen durchaus als relevant erscheinen. Wie heißt es in der Gemeinderegul, ebenso wie auch im Habakuk-Pesher (= Kommentar zum Habakuk-Buch): „*Sie werden gerichtet nach*

ihren Werken.” So wie es der jüdische Theologe und Bibelhistoriker Pinchas Lapide (7) bespricht, wurde der Apostel Paulus als Jude geboren und lehrte als solcher das Gesetz Gottes. Wozu hätte man also Paulus, wie es die christliche Theologie will, bekehren sollen?

Der Apostel Paulus war mit der Thora auf das Innigste verwachsen. Das Gesetz Gottes war für ihn das A und O. War er doch vor allem griechischer Diaspora-Jude, genau wie sein Pharisäer-Kollege Flavius Josephus. Ihm wäre es nie in den Sinn gekommen, auch nur ein Jota am Gesetz Gottes zu verändern. Aus diesem Grunde setzte er alles daran, dieses vortreffliche Gesetz Gottes, welches Mose am Berge Sinai von Jahwe gnadenreich empfing, möglichst getreulich zu beachten. Deshalb nahm Saulus den Auftrag der residierenden Priesterschaft des Jerusalemer Tempelberges dankbar an, der Feinde der Thora mittels Brandbriefen habhaft zu werden. Galt es doch, das heilige Gesetz Gottes notfalls mit Zähnen und Klauen zu verteidigen.

Nur zog Paulus nicht ins syrische Damaskus, wie es moderne Bibelexegeten gerne annehmen. Stattdessen zog er, wie es auch Prof. Lapide impliziert, in Wirklichkeit in die Arabia, so wie das Wadi Qumran seit alters her heißt. Das heutige syrische Damaskus lag und liegt keineswegs in der Wüste. Dort grünt und blüht es wie eh und je. Qumran liegt stattdessen seit alter Zeit in der Wüste. Und zwar genau dort, wohin Joachim, der Gemahl der heiligen Anna (der Großmutter Jesu) zog, um vierzig Tage zu fasten und zu beten, da er seine Kinderlosigkeit als Strafe Gottes ansah. Dort erschien ihm der Herr, verhiess dem Geplagten den erbetenen Segen und „tat, wie verheißen“. Wenn genau dort Paulus mit dem hohepriesterlichen Brandbrief auftauchte, werden sowohl sein Eifer für das Gesetz, als auch seine sogenannte Bekehrung verständlich.

Er begegnete schlicht und einfach den Eiferern für das Gesetz - den „Qumran-Essenern“, wie es moderne Qumran-Editoren predigen. Paulus, der mit den Gedanken des Saulschen Königshauses infiziert war, erkannte wohl, was die Erneuerer des Bundes in Wirklichkeit meinten. Ihm wurde klar, dass er hier die Bewahrer des Bundes vor sich hatte. Dann sollte beginnen, was sowohl in der Genesis als auch beim Evangelisten Johannes das Maß aller Dinge ist. *„Am Anfang war das Wort und das Wort war bei ihm“*, bzw. *„Die Erde war wüst und leer...“*. Begegnete Paulus dem nicht gekreuzigten Führer dieser „therapeutischen“ Essener? Spiegelt die Apostelgeschichte genau dies wieder, wenn von Bekehrung die Rede ist? Saulus von Tharsus, der Abkömmling des Saulschen benjaminitischen Königshauses, begegnete dem Nachkommen aus dem Hause David - nicht in einer Vision, nicht in einem brennenden Dornbusch, sondern leibhaftig. Dort in der Wüste, im Wadi Qumran, in der seit allen Zeiten als Arabia bekannten Gegend, erforschte Paulus die Mysterien. Er zog nicht nach Jerusalem, um die Brüder des Herrn bzw. die Apostelgemeinde zu besuchen. Er blieb in Qumran, in Arabia, weil er dort dem Führer der bedeutenden dritten jüdischen Gemeinde, dem Sohn Davids persönlich begegnet war. Diese Begegnung begann mit den Worten des Jesus, die wir in der Apostelgeschichte nachlesen können: *„Saul, Saul, warum verfolgst du mich?“*

Dieser Saulus, dessen Mission ja die Verfolgung der Feinde des Gesetzes Gottes war, erfuhr seine Bekehrung vom Sohn aus dem Hause David. Saulus von Tharsus erkannte, dass dieser Jesus das wahre Königshaus David repräsentierte. Er blieb in der Arabia, wobei diese sogenannten Essener keineswegs die von Flavius Josephus beschriebenen zölibatären Mönche waren. Im Gegenteil, diese Davidianer hatten das Ziel, dem Führer,

welcher in direkter Linie aus dem Königshaus David abstammte, seinen ihm zustehenden Thron wiederzugeben. Paulus absolvierte die vorgeschriebene dreijährige Aufnahme-prozedur, wie sie in der Gemeinderegulierung geschildert wird. Erst danach - auch hier berichtet die Apostelgeschichte korrekt - zog er zu den Brüdern und Aposteln in Jerusalem.

Diese von Josephus beschriebenen Essener (8) bewohnten in Jerusalem ein eigenes Stadtviertel und besaßen zudem ein eigenes Stadttor. Auch im Neuen Testament wird darauf verwiesen. Selbst der Evangelist Johannes lässt keinen Zweifel daran, dass sowohl die Kreuzigung als auch die Grablegung möglicherweise nicht in allgemein zugänglichen Örtlichkeiten Jerusalems erfolgten. Johannes, Kapitel 19, Vers 41: *„An dem Ort, wo man ihn gekreuzigt hatte, war ein Garten, und in dem Garten war ein neues Grab, in dem noch niemand bestattet worden war.“*

Auch Prof. Pfirrmann (9) geht in seinem kaum bekannten Buch „Die Nazareth-Tafel“ davon aus, dass sowohl die Kreuzigung Jesu als auch dessen Grablegung im Essenerviertel stattgefunden haben müssen. Der nun folgende Exkurs bezüglich dieser Merkwürdigkeiten der angeblichen Kreuzigung führt uns in weitem Bogen zu Leonardo zurück.

Befasst man sich an dieser Stelle mit römischem Recht und stellt die Schilderungen der neutestamentlichen Evangelien daneben, erscheint die tradierte Geschichtsschreibung als recht merkwürdig. Die römische Kreuzigung, eine grausame und fürchterliche Tortur, wurde nur und ausschließlich an Nicht-Römern vollstreckt - ebenso nicht an „normalen“ Verbrechern, sondern zur Abschreckung ausschließlich an Terroristen, Zeloten und sonstigen Feinden Roms. Die Schilderung der Evangelien von einer Grablegung Jesu widersprechen dem römischen Recht völlig. Auch kann es sich bei den beiden Gekreuzigten zur rechten und zur linken Seite Jesu keinesfalls um Räuber gehandelt haben. Ein zum Tode Verurteilter brauchte mindestens zwei bis drei Tage, um sein Leben am Kreuz zu beschließen, nicht sechs Stunden, wie es im Neuen Testament zu lesen ist. Es wäre keinem römischen Richter auch nur im Traum eingefallen - wollte er nicht während des jüdischen Peshafestes eine Revolte provozieren -, jemanden am Vorabend dieses Festes ans Kreuz zu schlagen. Eine derartige Missachtung jüdischer Gesetze konnte nur zur Katastrophe führen. An Revolten und Aufständen war die Provinz Judäa auch nicht gerade arm.

Auch verbot das römische Recht ausdrücklich die Abnahme eines Gekreuzigten bzw. die Herausgabe des Leichnams zwecks würdiger Bestattung. Natürlich waren römische Statthalter - so wie zu allen Zeiten - bestechlich und korrupt. Aber die Hinrichtung eines Volkshelden, wie es die Evangelien implizieren, macht eine „offene Pilatus-Hand“ nicht vorstellbar. Am allerwenigsten Pilatus, wo doch sein Mentor, Seianus, in Rom gerade des Verrats an Kaiser Tiberius überführt wurde. Da Pilatus der jüdischen Priesterschaft, aufgrund seiner Statthalterschaft, regelrecht verhasst war, hätte ihn die Meldung nach Rom, ein Edikt des Kaisers missachtet zu haben, in allergrößte Gefahr gebracht. Selbst wenn man ihm Bestechlichkeit in Bezug auf gerichtete subalterne Führer vorwerfen könnte, bei einem Volkshelden, als der Jesus geschildert wird, ist dies hingegen absurd! Die Römer stellten darüber hinaus Wachen auf, damit niemand in den Besitz des Leichnams kam. Also kann auch die Schilderung des Evangelisten Johannes von einer Übergabe Jesu, sowie dessen Grablegung in einer privaten Gruft so nicht zutreffend sein. Auch die Tatsache, dass kein einziger Historiker des Imperium Romanum über die

Kreuzigung eines Juden aus dem Hause David berichtet, macht die landläufige Interpretation des Neuen Testaments nicht gerade sehr glaubwürdig.

In Wahrheit geschah etwas anderes, etwas, das sich aus den in Qumran gefundenen Schriften ableiten lässt. Die Autoren dieses Schriftgutes, die mit Sicherheit die Priestergelehrten der geheimen Davidischen Bruderschaft (10) waren, verfassten eine große Anzahl von Schriften, die sich mit der Wiederkunft - nicht mit der erstmaligen Ankunft - des Gesalbten, des Messias beschäftigen. Dieser sollte, kurz bevor das Ende der Welt käme, die Söhne des Lichts im Kampf gegen die Söhne der Finsternis anführen. Schon der englische Schriftgelehrte und Oxford-Professor John Marco Allegro (11) stellte mit Verwunderung fest, wie sehr diese Endzeiterwartungen mit den Lehren der persischen Lichtreligionen korrespondieren. Auch verweist er darauf, dass der Jesus von Nazareth alle Bedingungen erfüllen würde, die die „Qumran-Sekte“ an ihren Messias stellte (siehe auch 12). Die erste Prophezeiung dieser Bruderschaft betraf das Jahr 70 v.Chr. Dort brachen dann auch prompt Unruhen aus. Eine der Streitparteien kam dann auch auf die glorreiche Idee, die Römer ins Land zu rufen. Diese kamen dann, machten unter der Führung des Pompejus Tabula rasa und blieben gleich im heiligen Land. Man erkannte wohl, mit wem man gebuhlt hatte, zudem sowohl die prognostizierte Endzeit als auch der Messias auf sich warten ließen.

Verzweifelt und in Panik studierte die Priesterschaft daraufhin die alten Schriften. Man musste sich verrechnet haben. Mit Schrecken sah man die plündernden römischen Legionen und vernahm die Klagen derer, die zu Tausenden ans Kreuz geschlagen wurden. Doch dann glaubte man, den Fehler erkannt zu haben. Die Wiederkunft des zurückerwarteten Messias wurde korrigiert. Vermutlich - und es gibt diverse Hinweise darauf - auf das Jahr 70 n.Chr.

In der Überzeugung, dass man nunmehr das Hereinbrechen der Endzeit korrekt erkannt habe, brachen zu Beginn unserer Zeitrechnung vermehrt Unruhen aus. Spuren in der sogenannten Essener-Festung am Toten Meer, die einem kriegerischen, gewalttätigen Zug Herodes des Großen zugeschrieben werden, zeigen deutlich, dass diese Prophezeiung im Judentum der damaligen Zeit allgemeines Gedankengut war. Je nachdem, ob man mit dieser Endzeiterwartung Hoffnungen oder Befürchtungen verband, lassen sich die verschiedenen rivalisierenden jüdischen Gruppen definieren. Die in der Apostelgeschichte tradierte angebliche Bekehrung des Paulus mag die auf den vorhergesagten Termin hindeutenden Prophezeiungen, welche die Unruhen auslösten, entsprechend illustrieren.

Nach Beendigung der dreijährigen Probezeit schickte man Paulus mutmaßlich in die jüdische Diaspora, nach Kleinasien, Griechenland, sowie nach Rom - nicht, wie auch Prof. Lapidé klarstellt, zu den Heiden. Auch war es nicht Aufgabe dieses Saulus von Tharsus, Heiden zum wahren Glauben zu bekehren, vielmehr muss sein Auftrag darin bestanden haben, materielle und andere Unterstützung für die bevorstehenden endzeitlichen Auseinandersetzungen zu sammeln. Doch scheint es, als sei er den eigentlichen Absichten der Meister der Bruderschaft auf die Spur gekommen. Diese konstruierten einen Messias, wie er sowohl im Alten Testament beschrieben (siehe Deuteronomium, Sacharja, Jesaja, Amos usw.) als auch in den Schriften der Bruderschaft (siehe z.B. Habakuk-Pesher, UTB Mayer) überliefert wurde. Den zurückerwarteten Messias, den Rächer einer Freveltat. In der Kriegerrolle wie auch im Habakuk-Pesher erfahren wir: „*Sie kreuzigten den Meister der Gerechtigkeit!*“.

Der jüdische Talmud bezeichnet den gekreuzigten Jesus als Zeitgenossen Mose (siehe Sanhedrin 43 A). In einer Kommentierung des Deuteronomium-Textes, Kap. 13, Verse 2 - 4 und 6 - 9, bezieht sich der Talmud direkt auf diese alttestamentlichen Verse. Im Buch des Mose heißt es: *„Der Prophet oder Traumseher soll mit dem Tode bestraft werden. Du sollst nicht nachgeben und nicht auf ihn hören. Du sollst in dir kein Mitleid mit ihm aufsteigen lassen, sollst keine Nachsicht für ihn kennen und die Sache nicht vertuschen!“*. Diese Verse (14) werden im jüdischen Talmud eindeutig im Zusammenhang mit Jesus wiedergegeben. Nicht nur das, sogar das Deuteronomium wird zitiert. Wir erfahren, so wie den Text studieren, was in der Wüste geschah: *„Und es wird gelehrt: Am Vorabend des Peshafestes henkte man Jesus, den Nazaröer, weil er Zauberei getrieben und Jisrael verführt und abhängig gemacht hat... Er war ja ein Verführer und der Allbarmherzige sagt, du sollst seiner nicht schonen und seine Schuld nicht verheimlichen“*. Der Talmud begründet hier klar, warum der Meister der Gerechtigkeit, so wie es die Kriegsrolle beschreibt, hingerichtet wurde. Dies ist zugleich die Erklärung dafür, wieso die Bruderschaft (nicht zölibatär) auf die Prophezeiung setzte, dieser von den Toten Auferstandene käme zurück, um die Rache an den Söhnen des Frevelpriesters Pinhas bzw. an den Söhnen des Engels der Finsternis zu vollenden.

Nun wird der Auftrag für den bei der Bruderschaft aufgenommenen Saulus aus Tharsus offenbar. Er sollte den Diaspora-Juden, die ihn und sein Saulsches Königshaus nur zu gut kannten, die Vorzüge der Davidischen Lehre und damit eine sich öffnende Schatulle für das persönliche Wohl der zu „Bekehrenden“ nahe bringen. Er war also ein hochgestellter, prominenter Werbeträger. Paulus zog nun, nachdem er diesen Auftrag erhalten hatte, in die ihm bestens bekannte Diaspora. Später muss er diesen jedoch mit den Gesetzen Gottes, die in der Thora niedergeschrieben waren, verglichen haben. Hierbei erkannte er, dass die Fabrikation eines Messias mit diesen Lehren nicht in Einklang zu bringen war.

Als gelehrigem Schüler, der sein eigenes Thora-Studium mit den Lehren in der Arabia verband, fiel ihm das Gebot Gottes auf, das da heißt: *„Du sollst den Namen deines Herrn nicht missbrauchen!“*. Auch die finstere Drohung der Kriegsrolle muss bei ihm zu Besorgnis um sein Seelenheil geführt haben: *„Sie werden gerichtet nach ihren Werken!“*. Das heißt, die Qumran-Theologie, wie sie auch in der CD-Schrift nachzulesen ist, war Paulus bekannt. Werkgerechtigkeit und anrechenbare Werke (jüngstes Gericht?) waren ihm geläufig. Den tatsächlichen Sohn eines Gottes jedoch aus profanen politischen Gründen zu missbrauchen, dagegen wandte sich der Thora-gläubige Paulus in seinen Lehren. Natürlich blieb all dies der taktischen Leitung, welche sich gegen die sadduzäische Priesterschaft wandte, nicht geheim. Das, was Paulus predigte, brachte die Jerusalemer Apostel in höchste Gefahr.

Man schickte ihm, höchst alarmiert, verlässliche Prediger hinterher, die Schadensbegrenzung treiben sollten. Schnell war der Begriff des Lügners, besser noch der des Lügenpriesters (15), geboren. Offene Feindschaft zwischen ihm und den Jerusalemer Aposteln war die Folge. In seinen Briefen, die wir im Neuen Testament finden, wird die Vehemenz und erbitterte Feindschaft zwischen den jeweiligen Parteien offenkundig. Paulus verteidigt sich hier gegen die Vorwürfe der Diffamierer, die ihm bei seinen Reisen auf dem Fuße folgten, mit ungeheuren rhetorischen Rundum-Schlägen, die in seinen im Neuen Testament tradierten Briefen an die Gemeinden in der Diaspora

nachzulesen sind. Zum Beispiel in seinem 2. Brief an die Korinther, Kap. 4, Verse 1 - 3 heißt es: *„Darum, dass wir ein solch Amt haben nach der Barmherzigkeit, die uns widerfahren ist, werden wir nicht müde, sondern wir meiden schandbare Heimlichkeit und gehen nicht mit List um, fälschen auch nicht Gottes Wort. Vielmehr weisen wir (16) durch Offenbarung der Wahrheit (17) uns vor aller Menschen Gewissen im Angesicht Gottes. Ist nun unser Evangelium (das ihm in Qumran offenbarte?) verdeckt, so ist's denen verdeckt, die verloren werden (18)“*. Prangert hier Paulus unlautere Werbung unter Missbrauchs des Namens Gottes an? Droht er seinen Gegnern in Jerusalem gar mit der Kriege-rolle?

Im 5. Vers des 4. Kapitels wird Paulus noch deutlicher: *„Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, dass er sei der Herr - wir aber eure Knechte um Jesu willen“*. Doch hiermit war sein Grimm noch nicht verraucht. Kapitel 11, Verse 5 und 12 bis 23 (hier verkürzt zitiert): *„Ich meine doch, ich sei nicht weniger, als die Überapostel (!) ... Was ich aber tue, das will ich auch weiterhin tun und denen den Anlass nehmen, die einen Anlass suchen, sich zu rühmen, sie seien wie wir. Denn solche Apostel sind falsche Apostel, betrügerische Arbeiter und verstellen sich als Apostel Christi ... Darum ist es nichts Großes, wenn sich auch seine Diener verstellen als Diener der Gerechtigkeit; deren Ende wird sein nach ihren Werken.*

Sie sind Hebräer. - Ich auch!

Sie sind Israeliten. - Ich auch!

Sie sind Abrahams Kinder. - Ich auch!

Sie sind Diener Christi. - Ich rede töricht. Ich bin`s weit mehr!“

Was meint der „Heidenapostel“ Paulus hier in seinem 2. Brief an die Korinther? Er deckt die geheime Kommandosache und Taktik der Davidischen Priesterschaft auf. Er wirft ihnen vor, sie würden die allen Juden heilige Thora missbrauchen. Darum auch seine Drohung, sie würden gerichtet nach ihren Werken. Qumranische Werkgerechtigkeit pur! Oder wie Prof. Lapidé anmerkt: *„Das Apostolat des Paulus ist ohne Qumran nicht zu erklären.“*

Die Apostel in Jerusalem, allen voran Jakobus der Gerechte und Kephas (= Fels = Petrus) hatten nun Veranlassung, diesen Lügenpriester Paulus zum Rapport zu zitieren. Setzen wir Jakobus mit dem Begriff „Großmeister“ gleich und schauen wir uns die Regeln der Tempel und Freimaurer an, wird klar, wie sehr Paulus mit Qumran verwachsen war. Er leistete umgehend und ohne Verzug dem Großmeister der Bruderschaft Folge. Auch gutgemeinte Warnungen seiner Anhänger konnten den griechischen Diaspora-Juden nicht von der Verpflichtung abhalten, die er den „qumranischen Tempelern“ offenbar geschworen hatte.

Er erreichte Jerusalem, als gerade ein hohes jüdischen Fest (Laubhüttenfest oder Versöhnungstag) abgehalten wurde, zu dem viele Menschen erschienen waren. Es war ein Tag, der vor allem aus Sicht des römischen Statthalters mit dem Attribut „Alarmstufe rot“ versehen werden sollte. Bereits ein Funke konnte eine Explosion auslösen. Obwohl der Tempelberg von römischen Kohorten bewacht wurde, entzündete sich dieser Funke. Jakobus der Gerechte, vielleicht der Großmeister des salomonischen Tempels, stellte den Saulus zur Rede. Die mutmaßlichen Vorwürfe lauteten auf Ungehorsam und Verrat. Das Volk, das sich - eingedenk der Messias-Prophezeiung - Linderung vom Joch der

Sadduzäer erhoffte, hörte mit bebenden Herzen die Verteidigungsrede des Angeklagten. Sie mussten erfahren, dass der Messias in Wahrheit doch nicht erschienen war. Die mahnenden Worte des Paulus öffneten ihnen die Augen. Ihre Hoffnung zerplatzte wie eine Seifenblase. Schnell kehrte sich die Wut des Volkes gegen die Prediger, gegen die falschen Apostel. Es geschah genau das, was die Apostelgeschichte überliefert. Der rasende Mob steinigte Jakobus den Gerechten. Der Priester Ananas wurde wenig später ebenfalls ein Opfer der Gewalttaten. Der befehlshabende Offizier der römischen Kohorten war nicht mehr Herr der Lage. Er ließ den vermeintlichen Unruhestifter Paulus verhaften, ohne zu wissen, dass er damit die Flamme des Aufruhrs noch weiter anfachte. Die Kunde über die Vorkommnisse in Judäa gelangte alsbald nach Rom.

Doch in Palästina sollten die Ereignisse auf dem Tempelberg ihre Eigendynamik entwickeln. Die Festnahme des Paulus konnte die Flamme des Aufruhrs nicht ersticken - im Gegenteil. Der Grimm des Volkes richtete sich, bar des Objektes seiner Wut, nun gegen die verhassten Römer. Es begann genau das, was Josephus in seinem jüdischen Krieg als ursächlich für die darauf folgenden Ereignisse namhaft machte, in deren Folge sowohl eine breite Blutspur als auch die Zerstörung des Tempels in Jerusalem zu konstatieren war.

Von innerjüdischen Querelen provoziert, sah sich der römische Befehlshaber in Judäa gezwungen, die syrischen Legionen sowie die ägyptischen Truppen des späteren Kaisers Verspasian zu Hilfe zu rufen. Diese kamen in Eilmärschen über die alte ägyptische Heeresstraße, die von Zannr nach Suez verläuft, herbei. Der historisch verbürgte jüdische Krieg begann, an dessen Ende der Fall der alten herodianischen Festung stand, welche einst Herodes der Große dem römischen Kaiser Augustus errichten ließ. Am Nordufer des Toten Meeres lag Massada. Noch heute gilt für israelitische Rekruten anlässlich ihres Fahneneides der Schwur: „*Nie wieder wird Massada fallen!*”

Sind die Legionen des göttlichen Kaisers in Rom, vorneweg mit ihren Feldzeichen SPQR, nach Judäa gezogen, um „mit klingendem Spiel" die Hoffnung der Essener in den Boden zu stampfen - die Hoffnung, auf Erden das Reich Gottes errichten zu können? Vielleicht unternahm deshalb der Sohn Vespasians alles, um das ultimative Tabula rasa zu verhindern. Wie sowohl Josephus als auch der große Tacitus berichten, gelang es ihm jedoch nicht, die verstockten und aller Hoffnung beraubten Menschen von der aussichtslosen Lage ihrer Situation zu überzeugen.

Vor allem der Römer Tacitus bringt das Problem auf den Punkt. In seinen Historien V, 13, beschreibt er, dass selbst die Götter dieser Streitereien überdrüssig waren. Dort lesen wir: „*Wohl hatten sich wunderbare Vorzeichen eingestellt, die jedoch dieses dem Aberglauben ergebene, heiligem Brauch aber abgeneigte Volk weder durch Schlachtopfer, noch durch Gelübde zu sühnen für erlaubt hält. Man erblickte Schlachtreihen am Himmel im Kampfe und rötlich schimmernde Waffen und den Tempel von Wolkenfeuerschein erhellt. Auf einmal öffneten sich die Tore des Heiligtums und man vernahm eine übermenschliche Stimme! Die Götter ziehen aus und zugleich der Ausziehenden gewaltiges Getöse!*”

Natürlich sind solche Texte gerade der Anlass, um Tacitus wie auch andere antike Historiker immer wieder anzuzweifeln. Gar zu sehr sei Tacitus bisweilen zu Phantastereien, Mythologie und Aberglauben abgewichen. Doch muss dies nicht unbedingt so stimmen. Nicht alles, das aus heutiger Sicht merkwürdig erscheint, muss automatisch alte Historiker zu Märchenonkeln machen.

Eine der umstrittensten Überlieferungen des großen Tacitus findet sich im 13. Buch seiner Annalen (19). Er war ein überzeugter Anhänger des republikanischen Rom. Nachdem er dort Neros wahnsinnige, künstlerische Ideen beschreibt und unter verschiedenen anderen Möglichkeiten auch den Princeps selber verdächtigt, Rom angezündet zu haben, kommt es zu dessen verzweifelten Versuchen, den Grimm und die Wut des Volkes von sich abzulenken. Tacitus berichtet, dass der Kaiser nun die sogenannten Chresten zu Sündenböcken machte. Im römischen Circus sollen diese an brennende Kreuze geschlagen worden sein. Besonders die Aussagen des Tacitus, wer diese Chresten eigentlich waren, ist für uns wesentlich.

Hiernach seien die Aufrührer Anhänger eines gewissen Chrestus, welcher wegen seines schändlichen Aberglaubens unter dem Prokonsul Pontius Pilatus in Palästina hingerichtet wurde (20). Tacitus schreibt - und dies ist vor allem wichtig -, dieser Chrestus sei hingerichtet worden; er spricht nicht von Kreuzigung. Wenn „Empörer“ (ein Ausdruck, den Tacitus stets gebraucht, wenn er von inneren Unruhen spricht) hingegen gekreuzigt wurden, erwähnt er dies sonst auch. Er berichtet auch nicht, dass Pilatus den Chrestus verurteilt hätte, wie es die Evangelien des Neuen Testaments überliefern; stattdessen schreibt er: „... *unter Pilatus hingerichtet*“.

Nun, es gab unter Pilatus einen Führer, der mit seinen Predigten für Unruhe sorgte. Sein Name war Johannes der Täufer und er wirkte am Ufer des Jordan. Ganz im Sinne essenischer Lehren sprach er vom baldigen Ende der Welt und vom Nahen des Messias. Die Hoffnung des Volkes richtete sich darauf, das Joch der Jerusalemer Tempelobrigkeit loszuwerden. Vor allem der Tetrach (Viertelfürst) von Galiläa, König Herodes, wusste, woher ihm Gefahr drohte. Er ließ, so erzählt es auch die Bibel, den Unruhestifter Johannes verhaften und hinrichten. Da er als Viertelfürst vom römischen Kaiser abhängig und ihm tributpflichtig war, ist es kaum denkbar, dass dieser Vasallenkönig auf eigene Faust handelte. Wenn Tacitus diesen Chrestus meinte, müssen wir uns noch einmal an das Grabtuch erinnern.

Man erkennt deutlich auf ihm, dass, nach Art der „normalen“ Hinrichtung der Römer, der Kopf vom Rumpf getrennt wurde. Ein Hinweis Leonardos auf diesen Chrestus? Rund ums Mittelmeer gab es zumindest bis zur offiziellen Ausrufung der allein seligmachenden Kirche in Rom zahlreiche Täufergemeinden. Diese postulierten, dass die Konkurrenz, eben die entstehende Frühkirche, den falschen Messias verehrte. Folgt man diesen Thesen, löst sich die Schwierigkeit auf, die man angesichts neutestamentlicher Erzählungen über den Leidensweg Jesu und der offenbar unmöglichen Übereinstimmung mit römischem Recht in Bezug auf Kreuzigung und Bestattung seines Leichnams hat. So, wie wir es bisher gesehen und besprochen haben, erhebt sich nun die Frage, ob mit der Zerstörung des Jerusalemer Tempels, Qumrans und letztlich Massadas die von uns erkannte dritte dem jüdischen Establishment feindlich gesonnene Geheimorganisation zerschlagen war. Waren also die - nennen wir diesen Geheimbund „Essener“ - aus dem Bild der Geschichte verschwunden? Offensichtlich nicht. Zu diesem Schluss kommt man, wenn man sich mit Ereignissen befasst, die sich mehr als ein halbes Jahrhundert später zutragen.

Im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung tauchte abermals ein Messias auf - Bar Kochba, das heißt „Sohn des Sterns“. Auf ihn richteten sich die Hoffnungen der einst Geschlagenen. Überall in Palästina kam es zu kriegerischen Auseinandersetzungen, nun vor allem mit den römischen Besatzern. Wie jedoch gefundene Dokumente belegen,

muss es zumindest über einige Jahre hinweg tatsächlich ein von Rom unabhängiges heiliges Land gegeben haben (21). Wie ist es aber möglich, dass aus einem kleinen Untergrundgrüppchen heraus wieder der Funke für einen großen Krieg entsprang? Wer oder was trieb Bar Kochba zu den Aufständischen hin? War es wieder eine Prophezeiung der Essener? Gar eine neue Berechnung, wann die Endzeit und somit der Messias kommen würde? War es vielleicht so, wie wir es bereits besprochen haben, dass irgendwer den Essener-Priester Jesus von Nazareth zum prophezeiten Messias machte? Und dies alles, „damit sich die Schrift erfülle“, wie es vor allem der Evangelist Matthäus so häufig erzählt? Wenn wir hier weiterdenken, wird klar, dass das Gedankengut der Essener im jüdischen Volke durchaus bekannt war. Es handelte sich eben nicht um eine sektenspezifische Lehre aus einem Wüstenkloster.

Der Messias war daran zu erkennen, dass er gekreuzigt und nach drei Tagen wieder auferstehen würde. Hiermit hätte er den Tod besiegt, was als Beweis dafür zu sehen sei, dass er von Gott gesandt war. Genau dies ist hier versucht worden (22). Man fand in Jerusalem die sogenannte Nazareth-Tafel. Auf ihr wurde per kaiserlichem Edikt jedem mit sofortiger und öffentlicher Hinrichtung gedroht, der noch einmal einen Leichnam aus seiner Grabstätte entwendete. Dies ist vor allem deshalb wichtig, weil es die Römer ansonsten nicht sonderlich interessierte, wenn Barbaren ihre Gräber schändeten. Was war also der Grund für diese Drohung? Wenn diese leider undatierte und unsignierte Tafel zum Ende des Bar-Kochba-Aufstandes hergestellt wurde, wird klar, dass die Essener jedermann zum Aufstand motivierten. Irgendwer hatte also kurz zuvor wieder einen Messias „auferstehen“ lassen und den Menschen gesagt, dass sich hierdurch die Verheißungen der alten Schriften erfüllen würden. Dieser Messias werde in Kürze alle Gerechte, zusammen mit dem Sohn des Sterns, zum Kampf gegen die Söhne der Finsternis führen. Dieser Leichenklau war „erfolgreich“. Nach einem Jahre dauernden, blutigen Krieg wurden die Aufständischen endgültig in die Diaspora getrieben. An den Toren Jerusalems brachten die Römer Schilder an, auf denen den Juden das Betreten der einstmals heiligen Stadt bei Androhung der Todesstrafe verboten wurde. Hierzu würde dann die Nazareth-Tafel passen. „*Wer noch einmal einen Leichnam entwendet, wird mit dem Tode bestraft...*“. Wieder einmal hatten die Essener, besser: die Hüter des Tempels, eine Schlacht verloren.

Der römische Kaiser gab sich jedoch mit diesem Sieg nicht zufrieden. Um endlich Frieden in der stets unruhigen Provinz Judäa einkehren zu lassen, wurde es notwendig, die Unruhestifter in sämtlichen römischen Provinzen rund um das Mittelmeer aufzuspüren. Eine Hetzjagd begann. Möglich ist, dass im Zuge dieser Jagd Schriften an den verschiedensten Orten vor dem Zugriff der Staatsmacht verborgen wurden. Nag Hammadi, Qumran, Essener-Schriften, wie sie Dr. Szekely fand (23), Orte, um geheime, aus alter Zeit stammende Schriften zu verbergen? Dann vergingen ca. 1.000 Jahre. Die Templar fanden Schriften und andere Utensilien der Essener. Leonardo Da Vinci hatte Zugriff auf all diese Dinge. Hinweise, wie er diesen Geheimnissen auf die Spur gekommen sein könnte, gibt es zuhauf:

- Osmanen in der Adria.
- Exzellente Kontakte zum französischen König (geheime Templar?).
- Mauren bis zum Jahr 1492 in Spanien.

Florenz, wo Leonardo viele Jahre lang wirkte, unterhielt Handelsverbindungen zum Nahen Osten.

Schon die Kontakte zu osmanischen Potentaten lassen es nicht unwahrscheinlich erscheinen, dass er sowohl das Leinentuch für sein Grabtuchfoto als auch islamisch-arabische Schriften in die Hände bekam. Ein vom Papst geduldeter Anatom hat sicher keine „ketzerischen“ Schriften, die aus dem Orient stammten, ungelesen verbrannt. Sollten diese Essener tatsächlich die Bewahrer des Wissens einer vergessenen Hochkultur gewesen und Leonardo in den Besitz dieser Geheimnisse gekommen sein, würde sich das phänomenale Wissen dieses Genies erklären. Sein Grabtuchfoto beinhaltet daher eine Botschaft für spätere Generationen. Das Grabtuch von Turin war möglicherweise das größte Werk des Leonardo da Vinci. Was enthalten seine sonstigen Werke noch an Mysterien? Woher hatte Leonardo sein Wissen? War er ein Hüter des „Grals“?

„Elende Sterbliche, öffnet die Augen!“
(Leonardo Da Vinci)

Literatur und Anmerkungen

1. Betrug am Turiner Grabtuch, Prof. Bulst, Knecht Verlag.
2. Die Jesus-Fälschung, Picknett/Prince, Verlag Lübbe.
3. Leonardo Da Vinci, Serge Bramley, Verlag Rororo.
4. Himmelszeichen, Dr. Johannes und Peter Fiebag, Verlag Langen Müller.
5. Das Grabtuch von Turin, Ulrich Schaper in SETI 3/94.
6. Der heilige Gral und seine Erben, Lincoln/Baigent/Leigh, Bastei Verlag.
7. Paulus zwischen Damaskus und Qumran, Prof. Pinchas Lapidé, GTB Siebenstern, Gütersloh.
8. Der jüdische Krieg, Flavius Josephus, deutsch: Fourier Wiesbaden.
9. Die Nazareth-Tafel, Prof. Gustav Pfirrmann, Verlag Herbig.
10. siehe z. B. UTB Mayer, hier findet man eine recht brauchbare Edition wichtiger Qumran-Schriften.
11. Die Rollen vom Toten Meer, Prof. John M. Allegro, vergriffen.
12. Verschlusssache Jesus, Baigent/Leigh, Bastei Verlag.
13. In seinem Buch „Paulus zwischen Damaskus und Qumran“ stellt Prof. Lapidé fest, dass in den Rollen vom Toten Meer weder der Begriff „Qumran“ noch der Begriff „Essener“ auch nur ein einziges Mal auftauchen.
14. Wer war Jesus wirklich?, Ahmed Osman, Knaur Taschenbuch.
15. Geweiht und ordiniert als Priester und Lehrer des neuen Bundes wurde Paulus nach seiner Lehrzeit in Qumran.
16. Natürlich zog Paulus nicht alleine umher. Selbst der Evangelist Lukas soll sein begleitender griechischer Arzt gewesen sein.
17. Offenbart wurde dem Paulus in der Arabia mutmaßlich das sogenannte Nazarener-Evangelium, welches möglicherweise von Jesus selbst verfasst wurde.
18. Um mehr über dieses geheimnisvolle Evangelium zu erfahren und darüber hinaus dem Gedanken näher zu treten, was der Prophet Muhammad mit diesem Nazarener- oder Ich-Evangelium zu tun hat, empfiehlt sich das Studium des Buches von Günter Lüling „Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad“, Eigenverlag, Erlangen.
19. Die Annalen des Tacitus, Artemis Taschenbücher der Antike.
20. Über die Identität dieses von Tacitus beschriebenen Chrestus soll es über 100 Abhandlungen geben.

21. Zur Politik des Bar-Kochba-Aufstandes gibt es entsprechende Literatur, darum hier nicht dezidiert besprochen.
22. Da hier vom Raub eines Leichnams die Rede ist und es laut Neuem Testament nur einen auferstandenen Christus gab, nannte man diese Tafel eben Nazareth-Tafel.
23. Dr. Edmond Bordeaux Szekely fand in unserem Jahrhundert diese Schriften im Vatikan und in dem Benediktinerkloster Monte Cassino.

Das Turiner Grabtuch: eine gut gelungene »Fälschung«

© Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESES Nr. 15/1996

Die Diskussion um das sogenannte Turiner Grabtuch - „Sacra Sindone“, wie das Tuch im Italienischen heißt - scheint wieder aufzuflackern und neue Aspekte aufzuweisen. So bringt Heinz Günther Birk das von Brand- und Wasserspuren arg mitgenommene Leinentuch in Verbindung mit Leonardo da Vinci¹, eine Theorie, die bestechend ist. Allerdings frage ich mich, wieso das Tuch bereits lange vor Leonardo erwähnt wird, wenn dieser doch erst 1452-1519 gelebt hat?

Verfechter der Echtheit der Reliquie behaupten, sie sei im 7. Jahrhundert von Pilgern in Jerusalem verehrt und später in die Kapelle des Kaiserpalastes von Konstantinopel gebracht worden. Nach einigem Hin und Her wurde das Tuch im Jahre 1205 von Kreuzfahrern aus Konstantinopel nach Frankreich gebracht. 1357 wurde es erstmals in der französischen Stiftskirche von Lirey bei Troyes ausgestellt. Pierre d'Arcis war der damals zuständige Bischof, er protestierte beim Papst Clemens VII. gegen die Zurschaustellung, weil sie Ströme von Pilgern anlockte. Er schrieb: „...*Nicht aus Gründen der Frömmigkeit, sondern um Gewinne zu machen, besorgte sich ... der Dekan der Stiftskirche ... ein gewisses **kunstvoll bemaltes Tuch**. Darauf ist in subtiler Weise das doppelte Bild eines Mannes, nämlich Vorder- und Rückansicht, gemalt...*“² (Hervorhebung durch den Autor).

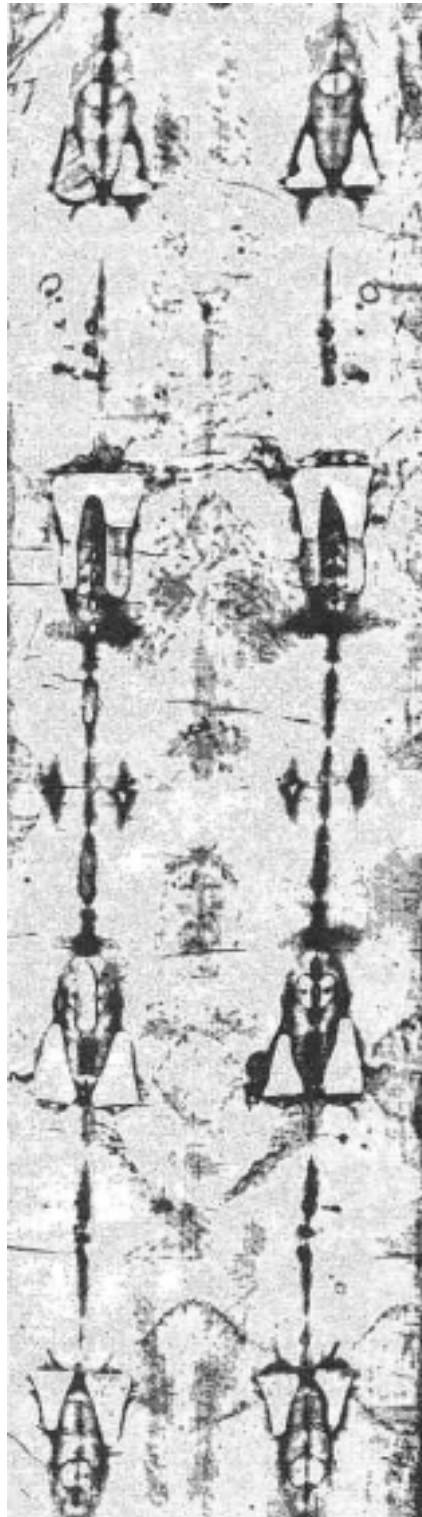
Übrigens bestritt der Grabtuch-Experte Prof. Luigi Gonella, Physiker und Ingenieur für Messtechnik, dass es sich um eine Fälschung handle, mit den Worten: „*Wenn es ein Fälscher war, hätte er Leonardo da Vinci in den Schatten stellen müssen, auf technischem Niveau*“.³

Nun, wir sollten uns nicht an den Jahreszahlen festhalten, denn es ist natürlich durchaus möglich, dass hier einmal mehr die christlichen Zeitfälscher am Werk waren. Warum ausgerechnet *hier nicht*? Wo sie doch auch an anderen „unmöglichen“ Stellen gefälscht haben, was das Zeug hielt.

Wissenschaftler aller Gattungen stritten und streiten sich noch um die Datierung des vergilbten Leinentuches, das 4,36 Meter lang und 1,10 Meter breit ist, die einfach nicht so klappen will. Die einen datieren das Tuch ins Mittelalter (14. Jahrhundert), die anderen ins Jahr Null (etwa). Die einen belegen ihre chronologischen Einordnungen mit Radiokarbon-Datierung der Flachsfasern, die anderen mit Pollenanalyse. Doch selbst in Kreisen der Wissenschaft hat es sich inzwischen herumgesprochen, dass eine Radiokarbon-Datierung (C14) noch ungenauer ist als ein reines Ratespiel, doch merkwürdigerweise werden Datierungen, die einmal mit dieser Methode vorgenommen wurden, nur selten bezweifelt. Im Fall des Tuches argumentieren die Datierungsgegner jedoch, dass eine genaue Zeit-Analyse zwangsläufig falsch sein müsse, weil die natürliche Kohlenstoff-Konzentration durch die Brandflecken verfälscht sei. Diese Flecken stammen aus dem Mittelalter, als der Aufbewahrungsort des Leinens in Flammen aufging und das Tuch nur in letzter Sekunde geborgen werden konnte. Doch da waren die Ecken des zusammengefalteten Tuches bereits angebrannt.

Die Pollenanalyse des Paläobotanikers Max Frei von 1973 stellte mehrere Dutzend Pflanzenarten fest, wovon die meisten von ihnen im Nahen Osten heimisch seien. Das hat jedoch nicht zwangsläufig zu bedeuten, dass auch das Abbild des Bärtigen aus jener Gegend stammt, denn - egal ob zu Zeiten der „Römer“ oder im Mittelalter - es herrschte immer ein gewisser Handel, auch zwischen dem Nahen Osten und Europa.

Was die Verfechter beider Datierungstheorien nicht verstehen wollen, das ist, dass beide Datierungen stimmen, denn als die christliche Kirche im frühen Mittelalter gegründet wurde, hat sie sich - wie wir aus den von ihr selbst produzierten „Urkunden“ schließen können - selbst flugs zurückdatiert⁴. Mit ihrer erfundenen Vorgeschichte verlegte sie natürlich auch ihre eigenen Legenden zurück. Wenn also das Grabtuch bei Gründung der Kirche erzeugt wurde - und wer käme vorher auf die Idee? -, dann muss es zwingend aus dem Mittelalter stammen.



Das „Turiner Grabtuch“. Die dreieckigen hellen Flecken sind herausgeschnittene Brandflecken aus dem Mittelalter. Die abgebildete Figur ist nur zu ahnen. Bei besseren Bildern wurden die einzelnen Details erst durch eine Kontrast-Überzeichnung sichtbar gemacht.



Vorderseite (links) und Rückseite (rechts) der auf dem Turiner Grabtuch abgebildeten Person.

Deshalb ist es echt, obwohl die katholische Kirche schlauerweise niemals die Echtheit dieser Reliquie erklärt hat. Nur: ob es wirklich „Jesus von Nazareth“ war, den das schwach rostfarbene Abbild des 1,75 Meter großen, bärtigen Mannes darstellt, muss so lange offen bleiben, wie die begründeten Zweifel großer Gelehrter zur historischen Person ebendieses „Jesus von Nazareth“ nicht überzeugend ausgeräumt sind. Immerhin wurden offensichtlich mehrere historische Vorbilder in der Person des legendären Begründers des Christentums zusammengefasst.

Der Jesus der Bibel ist bisher weder historisch noch archäologisch nachweisbar! Doch über dieses

Thema gibt es genügend Spezialliteratur, so dass ich hier nicht in die Details gehen muss. Wir sollten vielleicht zunächst einmal den Nachweis der historischen Identität jenes »Jesus von Nazareth« abwarten, ehe wir anfangen, über seine echten oder gefälschten Grabtücher zu spekulieren.

Birk stellt fest, dass der Körper des Bärtigen, der in besagtem Tuch eingewickelt war, zum einen nicht tot gewesen sein kann, sonst wäre kein reines Blut ausgetreten. Andererseits gehört der Kopf des Abbildes anscheinend nicht zu dem Körper, weil er proportionsmäßig nicht so recht passt (das muss allerdings nicht unbedingt ein Grund sein). Andererseits weist er einen unnatürlichen Winkel zum Körper auf.

Dass es sich bei der Körperflüssigkeit auf dem Tuch wirklich um geronnenes Menschenblut (und nicht etwa um Tierblut!) handelt, das hat bereits 1978 ein internationales Wissenschaftler-Team nachgewiesen. Auch diese Wissenschaftler sprachen nicht etwa von einer Leiche, sondern von einem verwundeten menschlichen Körper, der in dem Tuch gelegen habe. Allerdings fanden auch sie keine Erklärung dafür, wie das Abbild eines gefolterten und gekreuzigten Mannes auf das Tuch kam⁵. Dabei ist es relativ einfach: Jede Fälschung zeigt einen Hinweis auf ihre Entstehungszeit. Und das Tuch zeigt Stilmerkmale der Gotik.

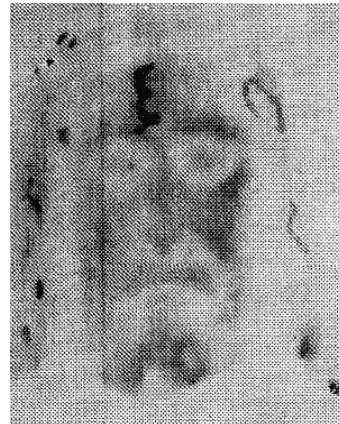
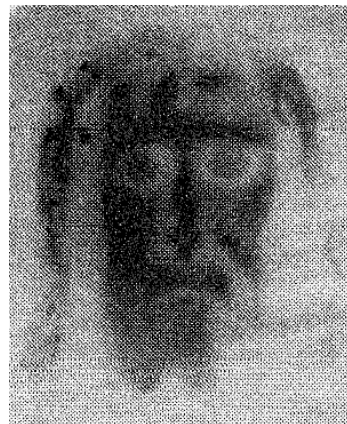
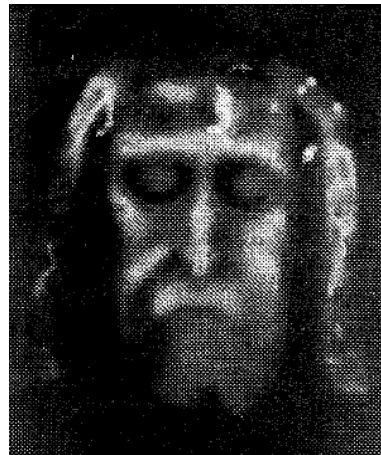
Warum stimmen die Proportionen des abgebildeten Körpers nicht? Das liegt daran, dass sich rundplastische Objekte wie ein Kopf nicht ohne Verzerrungen und leere Zwickel auf einer ebenen Fläche (dem Tuch) abwickeln lassen. Die Künstler der Renaissance kannten diese Probleme der Anamorphose⁶, die Künstler der Gotik jedoch nicht.

Es gilt als bewiesen - so heißt es -, dass das Abbild „nicht von Menschenhand“ stamme. Als Beweisgrund wird angegeben, dass es weder aus organischen noch aus mineralischen Farbpigmenten besteht. Das „negative“ Abbild entstand durch eine oberflächliche Vergilbung der Fasern, hervorgerufen durch eine Licht- oder Wärmeeinwirkung. Es ist teilweise so schwach, dass es erst durch fotografische Kontrastbearbeitung sichtbar wird. Mit einer egal wie gearteten Maltechnik ist das nicht machbar. Daher wurden hier auch diverse „Wunder“ bemüht - wie immer, wenn ein Vorgang mit den derzeitigen Erkenntnissen nicht erklärbar ist - : beispielsweise soll Christus einen überirdischen Blitz erzeugt haben, um sein Abbild auf das Tuch zu bannen. Andere behaupten, das Abbild stamme von seiner Seele, als sie aus ihrem irdischen (eingewickelten) Körper fuhr.

Die Herstellung des Abbildes auf dem Leinentuch ist jedoch durchaus einleuchtend erklärbar. Bereits im Jahre 1983 hatte der Anthropologe Vittorio Pesce Delfino das Rätsel gelöst⁷. Er wies nach, dass ein Bronzerelief, das auf 230 Grad erhitzt ist, einem darüber gelegten Tuch ein Abbild aufsengt. Man kann es etwa vergleichen mit Sengspuren, die ein heißes Bügeleisen hinterlässt. Allerdings verursacht nur ein Flachrelief jenen Versengungseffekt, wie er auf dem Tuch dargestellt ist. Die scheinbare Dreidimensionalität entsteht durch den unterschiedlichen Abstand zwischen Metall und dem Stoff. Ein solcher Vorgang hinterlässt dann auf dem Stoff Proportionen wie auf dem Turiner Grabtuch. Vittorio Pesce hat selbst praktische Versuche unternommen, um den Nachweis zu erbringen. Zusammen mit dem Bildhauer Nicola Gagliardi hat er ein Modell für Reproduktionen hergestellt, dessen Abdrücke sich nicht von dem Turiner Tuch unterscheiden - abgesehen von den Brandspuren und den Alterserscheinungen des „Original-Grabtuches“ (s. Abb.).

Somit sind alle Spekulationen um die Erzeugung des Abbildes gegenstandslos geworden. Es ist eine künstliche Darstellung, die von dem Hersteller nachträglich mit menschlichem Blut versehen wurde, um eine mystische Echtheit zu suggerieren. Dabei ging der Hersteller bewusst davon aus, dass der „Normal-Gläubige“, der ja beeindruckt werden sollte, nicht wusste, dass eine Leiche kein Blut mehr verliert, sondern nur noch relativ farblose Körperflüssigkeit - und Jesus sollte lt. kirchlicher Vorgabe schließlich am Kreuz gestorben sein.

Man sollte nicht außer Betracht lassen, dass es gut belegt ist, wie viele verschiedene Grabtücher Christi der blühende Reliquienkult des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts kannte.



Oben links: Das „Original-Abbild“ als Negativ. In der negativen Darstellung sind manche Details besser erkennbar.

Oben rechts: Das „Original“ in kontrastverstärkter Auflösung.

Mitte links: Die von Vittorio Delfino hergestellte Bronze-Maske, mit der er einige „Kopien zog“ und damit den Beweis erbrachte, wie das Abbild auf dem Leinentuch hergestellt wurde.

Unten rechts und links: Von Delfino hergestellte Kopien, die - man vergleiche mit den obigen Abbildungen - sich in nichts vom „Original“ unterscheiden. Mitte rechts die Negativ-Darstellung einer von ihm hergestellten Kopie.

(Alle Abbildungen dieser Seite aus Dietmar Polaczek: „Mit Computer und Verstand dem Wunder auf der Spur?“, in: Neue Ärztliche Allgemeine, 16.05.88.

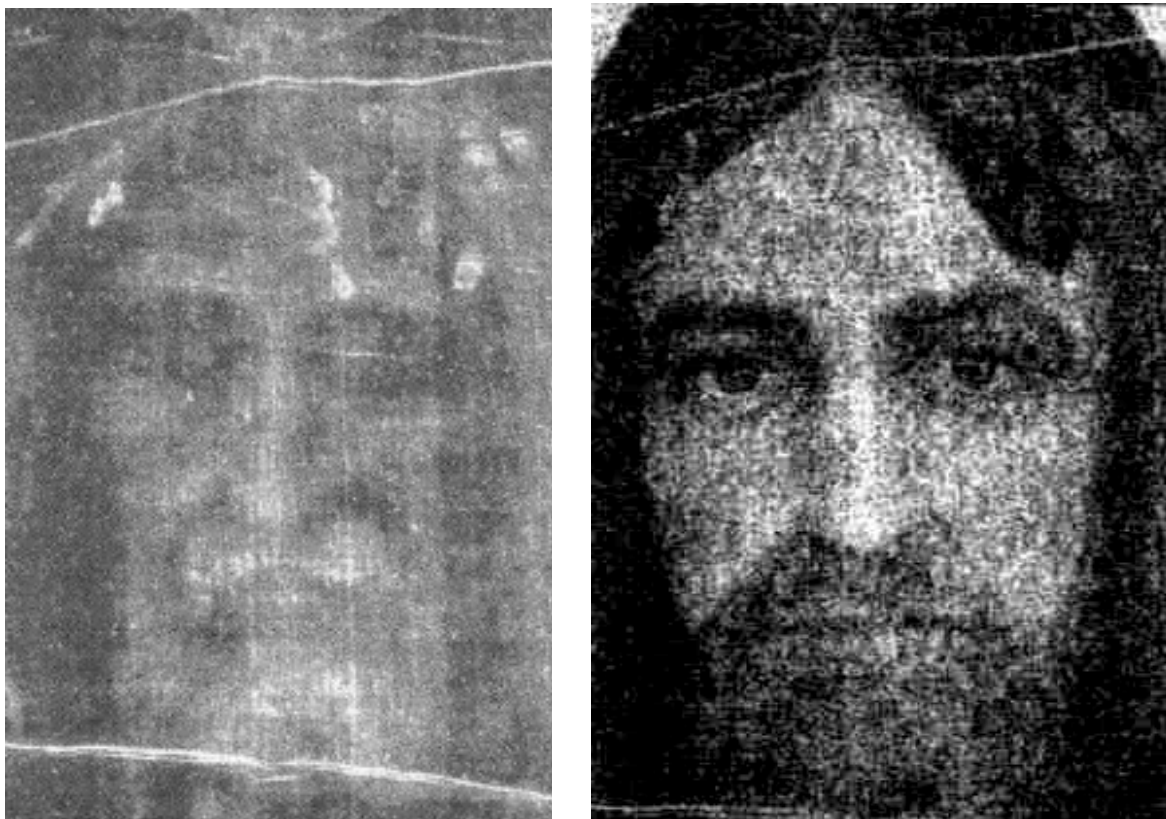


Kontrastverstärkte Wiedergabe des Oberkörpers. Am Hals ist eine „Schnittstelle“ erkennbar.

Von allen wurde von den jeweiligen Besitzern behauptet, sie seien echt. Jeder Hersteller eines solchen Tuches wollte sein Werk als „echt“ verkaufen, verkaufen im wahrsten Sinne des Wortes, denn es ging um viel Geld, das die Gläubigen zu jeder Zeit bereit waren, zu spenden. Und je „echter“, sprich: unerklärbarer, eine Darstellung war, umso mehr Geld brachte (und bringt) sie ein.

Das Turiner Grabtuch hat die Jahrhunderte (nicht Jahrtausende!) mit seinem Mythos überdauert, und auch heute noch glauben Millionen Menschen an seine Echtheit. Selbst in unserer heutigen Zeit wird

versucht, anhand dieses Abbildes das angebliche Gesicht von „Jesus“ zu rekonstruieren, zuletzt mithilfe modernster Computertechniken⁸. Der kanadische Porträt-Künstler Curtis Hooper erstellte Anfang 1995 mittels eines „Morphing“-Programmes⁹ mit einem NASA-Rechner ein quasi-realistisches Bild des Kopfes (s. Abb.).



Mittels eines Computer-„Morphing“-Programmes von dem kanadischen Porträt-Künstler Curtis Hooper hergestellte „Rekonstruktion“ des sogenannten Jesuskopfes. Links das kaum erkennbare Original (negativ!), rechts die „Rekonstruktion“ (aus: Bild, 17.01.95)

Die Herstellung des Abbildes ist geklärt. Als Streitpunkt bleibt das Alter des verwendeten Materials. Eine Beantwortung dieser Frage sagt jedoch nichts über den Zeitpunkt aus, wann das Abbild auf das Tuch aufgebracht wurde. Der mittelalterliche Künstler - und es muss durchaus einer gewesen sein, egal aus welchen Motiven er das Werk schuf - hatte die Zielvorstellung, ein Grabtuch zu schaffen, das so echt wie irgend möglich wirken sollte, einschließlich der Nichterklärbarkeit der Darstellung, so dass „göttliches Wirken“ unterstellt werden konnte. Da ist es naheliegend, dass er als Material ein Leinentuch verwendete, das bereits im Mittelalter „uralt“ war bzw. auch aus der Region des Nahen Ostens stammte. Und hier kommt wieder Leonardo ins Spiel, denn diesem hochintelligenten Künstler wäre erstens durchaus die Herstellung mit der nachgewiesenen Methode zuzutrauen und zweitens auch die Auswahl des am besten geeigneten Materials.

Und - wie gesagt - an die Jahreszahlen, wann Leonardo da Vinci gelebt hat und wann das Tuch erstmalig erwähnt wurde, sollte man sich nicht allzu sehr festklammern, denn unsere konventionelle Chronologie hat sich auch in der Wissenschaft inzwischen als falsch herausgestellt. Sie wird nur deshalb noch beibehalten, weil „echte“ - also nicht gefälschte - Dokumente fehlen und eine korrekte Datierung deshalb verhindert wird¹⁰.

Anmerkungen

- 1 Heinz Günther Birk: „Das Turiner Grabtuch - eine Botschaft Leonardos?“, EFODON SYNESIS Nr. 14/1996.
 - 2 (o.A.) „Listiges Leinen“, Der Spiegel Nr. 41/1988.
 - 3 Spiegel-Interview mit Prof. Gonella: „Es bleibt eine große Ikone der Passion“, Der Spiegel Nr. 41/1988.
 - 4 Hierzu ist an herausragender Stelle dieser Forschungen Dr. Heribert Illig mit seinen Veröffentlichungen zu nennen.
 - 5 ORF-Teletext vom 07.02.87.
 - 6 Anamorphose [gr.-nlat.]: die für normale Ansicht verzerrt gezeichnete Darstellung eines Gegenstandes (Kunstw.). (Duden-Fremdwörterbuch, 1993.)
 - 8 (o.A.) „Sah so Jesus aus?“, in: Bild, 17.01.95.
 - 9 morpho..., Morpho..., morph..., Morph... [griech.], Bestimmungswort von Zusammensetzungen mit der Bedeutung Gestalt (Duden Bedeutungswörterbuch, 1993).
- Mit einem Morphing-Programm ist es beispielsweise möglich, einen fließenden Übergang zwischen zwei völlig verschiedenen Abbildern zu schaffen. Wie im vorliegenden Fall kann bei einem vorhandenen Bild, bei dem nur Bildinformationsreste vorliegen, diese noch vorhandenen Reste „optimiert“, also hochgerechnet und ergänzt werden. Das Ergebnis kann - je nach Berechnungsaufwand - fast dem Original entsprechen.
- 10 Auch hierüber gibt es reichhaltige Literatur. Ich verweise stellvertretend beispielsweise auf: Wilhelm Kammeier: „Die Fälschung der deutschen Geschichte“, Viöl 1993, oder auf das Standardwerk: Wattenbach/Dümmler/Huf: „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, Frühzeit und Karolinger, Teil 1 und 2“, Kettwig 1991.
- In Bezug auf eine Chronologie-Revision sind insbesondere zu nennen Dr. Heribert Illig und Prof. Dr. Gunnar Heinsohn mit zahlreichen diesbezüglichen Veröffentlichungen.

Quellen

- Heinz Günther Birk: „Das Turiner Grabtuch - eine Botschaft Leonardos?“, in: EFODON SYNESIS Nr. 14/1996.
(dpa) „Turiner Grabtuch stammt aus dem 14. Jahrhundert“, in: Frankfurter Neue Presse, 29.09.88
(KNA) „Turiner Grabtuch im Labor“, in: Frankfurter Rundschau, 01.02.88.
(o.A.) „Listiges Leinen“, in: Der Spiegel Nr. 41/1988.
Dietmar Polaczek: „Mit Computer und Verstand dem Wunder auf der Spur?“, in: Neue Ärztliche Allgemeine, 16.05.88.
Spiegel-Interview mit Prof. Gonella: „Es bleibt eine große Ikone der Passion“, in: Der Spiegel Nr. 41/1988
u.a.m.

Abbildungen, soweit nicht anders angegeben: Archiv des Autors.

Auch die »schwarze Rasse« hat Anteil an der Entstehung von Hochkultur!

Paul Barton, Hanford (Kalifornien/USA)

(veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 15/1996)



Riesiger olmekischer Steinkopf aus Mexiko, der mit seinen negroiden Gesichtszügen unbestreitbar an Afrika erinnert (zudem ist das Haar am Hinterkopf nach äthiopischer Art in kleine Zöpfe geflochten). Aus van Sertima: „African Presence in Early America“ 1992.

Nach einem heute besonders unter Weißen verbreiteten Klischee hat die „schwarze Rasse“ (1) weder zur Entstehung von Hochkultur auf unserem Planeten beigetragen, noch hatte sie die Fähigkeit, eigene Hochkulturen zu schaffen. Hat dieses Denkmuster irgendwie greifbare Substanz?

Der Verfasser hat sich überzeugt, dass derartige Behauptungen purer Unsinn sind. Vielmehr könnte eher das Gegenteil der Fall sein! Tatsache ist, dass in Wahrheit allenthalben (olmekisches Mexiko, China der Shang-Dynastie, Indus-Zivilisation, vorindogermanisches Kreta etc.) handgreifliche Beweise vorhanden sind - für diejenigen, die sich danach umschaue - für die These, dass in der Tat Schwarze die ursprünglichen Urheber vieler Zivilisationen gewesen sein könnten.

Die Vorstellung beispielsweise, Altägypten sei eine „weiße“ Zivilisation gewesen, gegründet von einer quasi-hamitischen „Herrenrasse“, die um -3.500 im Niltal eingedrungen sei, ist reine Phantasie.

Es scheint vielmehr, dass Narmer und Menes sich jahrelang bemühen mussten, diese so genannten Hamiten von Ägypten fern zu halten. Studiert man die Darstellungen an den altägyptischen Tempeln, so sieht man, dass die große Mehrzahl der Gefangenen hellhäutige Asiaten oder nordafrikanische Temehu (2) waren. Die meisten der als Gefangene dargestellten Schwarzen waren Kriegsgefangene aus dem Süden, die sich als die eigentlichen Besitzer von Unterägypten ansahen und diesem alten Besitzrecht Nachdruck verliehen durch ständige Kriegführung gegen ihre Rassebrüder im Norden.

Neue Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Genetik (Vererbungslehre) und neue Methoden, den Melaningehalt der Haut zu ermitteln, der deren Dunkelfärbung bewirkt, haben zu weitgehender Übereinstimmung unter den aufgeschlossenen Anthropologen und Historikern geführt, dass die Ägypter der prädynastischen, dynastischen und sogar noch hellenistischen Zeit weitgehend Schwarze waren, mit Ausnahme einiger Vermischung mit Weißen aus dem Norden und Semiten in den größeren Städten. Obwohl es so aussehen mag, als hätten „weiße“

Pharaonen über Ägypten geherrscht, waren diese doch gewöhnlich Usurpatoren. Gemessen an der wahren Größe Alt-Ägyptens hat man die zivilisatorischen Leistungen der Hyksos, der Libyer und der indoeuropäischen Invasoren wohl stark übertrieben. Im Grunde trugen sie mehr zu Ägyptens Niedergang und weiteren Invasionen bei.



Sphinx des Pharaos Amenemhet II. mit deutlich schwarzafrikanischen Gesichtszügen.

Die schwarzen Pharaonen Ägyptens kontrollierten dieses Land seit der prädynastischen Periode, und die Mutterzivilisation, der Ägypten seine Entstehung verdankt, war Nubien.

Um -900 stand die Nok-Zivilisation im heutigen Nigeria (3) im Zenit. Leider ist tiefe Unwissenheit über die alten westafrikanischen Kulturen unter Historikern und Vorgeschichtsforschern weit verbreitet. Man muss beispielsweise wissen, dass um -400 das Reich von Ghana der unmittelbare Nachfolger der Nok-Zivilisation wurde, und dass um 1500 wiederum die Reiche von Mali und Songhai Nachfolger von Ghana wurden. Arabische Quellen bezeugen, dass maritime Expeditionen Malis Amerika erreichten (4). Nach Ivan van Sertima (5) besuchten Ghanaer das Aztekenreich.

Ich stimme mit van Sertima darin überein, dass die riesigen olmekischen Steinköpfe Schwarzafrikaner darstellen. Die rassistischen Charakteristika dieser Köpfe findet man von Westafrika und dem südlichen Äthiopien bis zu den Bantu-Völkern Südafrikas, am ausgeprägtesten sind sie unter den Nuba, die den ethnischen Typus der alten Nubier (6) am reinsten bewahrt haben dürften.

Eine Reihe spezifischer Merkmale macht es sogar recht wahrscheinlich, dass gewisse olmekische Stein- und Terrakotta-Artefakte westafrikanischer Herkunft sind. Vergleichbare westafrikanische Kunstwerke mit identischen Charakteristika werden der Nok-Zivilisation zugeschrieben, die man mittels der Radiokarbon- (C14) Methode auf die Zeit von -3.500 bis 200 n. Chr. datiert hat (7). So verwendeten die West-Afrikaner beispielsweise Gesichtsnarben-Hautritzungen (8), die so weitgehend identisch mit denen der Olmeken sind, dass West-Afrikaner sogar bestimmte olmekische Terrakotta-Artefakte bestimmten schwarzafrikanischen Volksstämmen zuschreiben. Einige der Narben-Muster findet man bei Nubiern und Angehörigen südäthiopischer Volksstämme.

Interessanterweise wird die „hohe konische Krone“, die etlichen Forschern zufolge ein Kennzeichen der olmekischen Herrscher war, im Fall einer bestimmten Terrakotta-Büste von einem Mann getragen, der hundertprozentig schwarzafrikanischer Herkunft ist, der mehrere Gesichtsnarben-Tätowierungen zeigt, und dessen konische Krone mit Turban identisch mit der Kopfbedeckung vieler West-Afrikaner ist. Derartige Kopfbedeckungen waren auch unter den schwarzen Mauren (9) üblich.

Es wurde behauptet, auf einer bestimmten olmekischen Stein-Stele seien Schwarze in untergeordneter Position, oder in unterwürfiger Pose, dargestellt. Andere, die diese Stele

gesehen haben, widersprechen dem. Im Magazin FATE (10) wurde in einem Artikel über die Olmeken eine „Uncle-Sam“-Figur als „in einer Pose der Unterwürfigkeit“ vor einem Schwarzen mit Kinnbart beschrieben. Tatsache ist, dass die eindrucksvollsten Darstellungen von Schwarzen im olmekischen Mexiko diese in einer Position von Superiorität zeigen, wie man sie in den riesigen olmekischen Stein-Köpfen dargestellt findet. Köpfe mit ähnlichen rassistischen Charakteristika, einschließlich des so genannten Leder-Helms, findet man in der altägyptischen Hafenstadt Tanis. Auch in West-Afrika und anderen Teilen des afrikanischen Kontinents existiert eine Jahrtausende alte Tradition, von sehr bedeutenden Persönlichkeiten steinerne Riesen-Köpfe herzustellen.

Die Pharaonen der nubischen („äthiopischen“) Dynastie waren nur die letzten schwarzafrikanischen Herrscher Ägyptens. Tutanchamun beispielsweise war so schwarz wie nur irgendein afroamerikanischer, westindischer oder südägyptischer Schwarzer. Seine berühmte Goldmaske zeigt ihn mit eindeutig negroiden Rassemerkmalen, wie man sie etwa unter den Galla Ethiopiens findet, ähnlich eine Büste, und eine Ebenholzstatue gibt ihn ebenfalls als Schwarzafrikaner wieder. Die Mutter Tutanchamuns war Königin Tiye, die A. v. Wuthenau (11) als „von rein schwarzer Herkunft“ beschreibt. In diesem Sinne nennt J. A. Rogers (12) Tutanchamun „einen reinrassigen Afrikaner“.

In diesem Zusammenhang muss ein großes Fragezeichen zur berühmten Portraitbüste der Nofretete angebracht werden. Handelt es sich da vielleicht um eine Fälschung oder Verwechslung (13)? Haltlose Spekulationen machten sie zur Tochter eines „Mitanni“-Königs, andererseits soll ihr ursprünglicher Name Tedu Heppa gewesen sein. William Osburn (14) schreibt über die Mumie ihres Vaters: „Die negroiden Gesichtszüge des Königs waren das Auffallendste daran“. Auch existieren plastische Darstellungen, die Nofretete ganz unähnlich der berühmten Büste, mit quasi-negroiden Gesichtszügen zeigen. Gab es zwei Nofreteten?

Mit nicht wenigen nonkonformistischen Forschern tendiere ich zu der Vermutung, dass die „äthiopischen“ Nubier oder Kuschiten sich einst von Nordwest-Afrika aus einerseits weit nach Osten (Mesopotamien, Elam, Medien, Indien, Ceylon) ausgebreitet haben. Auf der anderen Seite leiten zahllose westafrikanische Völker ihre Herkunft ebenfalls aus dem Raum Sudan/Ägypten/Südarabien her. Es gibt Hinweise, dass der nubisch-„äthiopische“ Pharao Taharqa eine Invasion der iberischen Halbinsel plante. In den Rahmen einer solchen Völkerausbreitung fügen sich pharaonisch-nubische und westafrikanische transatlantische Expeditionen einleuchtend ein.

In einem solchen Szenario wird auch das schon wiederholt verdrängte Thema aufgegriffen werden müssen, ob nicht die alte seefahrende Hochkultur Südarabiens - lange vor dem Auftauchen der semitischen Araber - ebenfalls ursprünglich von schwarzafrikanisch-kuschitischen Völkern begründet wurde.

Als Angehöriger der Garifuna-Nation (15) habe ich mir aufgrund meiner Forschungen ein Weltbild gebildet, in dem Schwarzen eine viel umfassendere Rolle im Weltgeschehen zugestanden wird, als man bisher bereit war ihnen zuzugestehen. Ich glaube, dass mein Weltbild realistischer ist. Allenthalben sehe ich Schwarze als Kulturbringer, Herren der sieben Meere, interkontinentale Händler und Kolonisatoren.

Anmerkungen

1 Die einschlägigen ethnologisch-anthropologischen Werke demonstrieren, dass z. Z. nur Chaos und Konfusion bezüglich der angeblichen „Rassen“ der Menschheit herrschen, besonders auch hinsichtlich des Problems, ob es überhaupt eine „schwarze Rasse“ gibt, oder vielmehr viele dunkelhäutige „Rassen“ (Bantu, „hamito-negroide“ u. a. Völker Afrikas, die australischen Aborigines, Fiji-Insulaner, Melanesier, Papuas etc.). Die dunkelhäutigen Süd-Inder, die oft Affinitäten zur mediterranen und/oder australischen „Rasse“ zeigen, sind ein besonders schwieriger Fall. Niemand kann heute sagen, in welchen Verhältnissen alle diese dunkelhäutigen und schwarzen Völker zu einander stehen. (Anm. d. Red.)

2 Die Temehu (Tamahu, Tuimah) waren ein Zweig der auf den altägyptischen Wandbildern blond, blauäugig und hellhäutig dargestellten nordafrikanischen Libyer. Daneben gab es noch die dunkelhäutigen, schwarzhaarigen Tehenu-Libyer. (Anm. d. Red.)

3 Zu den altafrikanischen Zivilisationen höchst aufschlussreich von Basil Davidson: „Urzeit und Geschichte Afrikas“, Reinbek b. Hamburg 1961 (Anm. d. Red.)

4 Nach J. F. S. Hopkins: „Corpus of Early Arabic Sources for West African History“, Cambridge 1981.

5 Ivan van Sertima: „They came Before Columbus“, New York 1976.

6 Geografisch gesehen ist das alte Nubien mehr oder minder identisch mit Kusch, dem Reich von Meroe und dem heutigen Sudan (Anm. d. Red.)

7 Davidson: op.cit., S. 55.

8 Zu den Gesichtsnarben-Hautritzungen und Tätowierungen in Nordwest-Afrika sehr aufschlussreich das Kapitel „Tatauierungen“ in Wolfgang Neumann: „Die Berber“, Köln 1987, S. 42-47 (Anm. d. Red.).

9 Im „maurischen“ Marokko existieren neben den ganz mitteleuropäisch aussehenden „weißen“ Berbern auch schwarzafrikanische Ethnien und gemischt europäisch-schwarzafrikanisch wirkende Volksgruppen (vgl. die südmarokkanischen Tänzerinnen auf dem Titelbild des eben zitierten Werkes von Neumann). (Anm. d. Red.)

10 „Ancient Phoenicians Visited America“, in: FATE, Vol. 43/No. 9, 1990, S. 51-52.

11 Alexander v. Wuthenau: „Unexpected Faces in Ancient America? 1500 BC to 1500 AD“, New York 1975, S. 136.

12 J. A. Rogers: „World's Great Men of Color“, New York 1972, S. 63.

13 Die heute im ägyptischen Museum Berlin-Charlottenburg befindliche Nofretete-Büste war 1913-1920 „verschollen“. Sie trägt keinerlei Inschrift. (Anm. d. Red.)

14 William Osburn: „Monumental History of Egypt“, London 1854, Vol. 2/S. 34.

15 Mit „Garifuna“ oder „Califunami“ bezeichnen sich heute die westindischen „Schwarzen“, die oft auch als „Black Caribs“ bezeichnet werden. Die schulwissenschaftliche These, es handele sich bei ihnen ausschließlich um geflohene schwarzafrikanische Sklaven der nachkolumbischen Ära, muss mit Misstrauen betrachtet werden. Es könnte sich bei ihnen durchaus, zumindest teilweise, um eine autochthone schwarze Bevölkerung Amerikas handeln, wie Paul Barton meint. (Anm. d. Red.).

Weiterführende Literatur:

AFRICAN PRESENCE IN EARLY AMERICA, incorporating JOURNAL OF AFRICAN CIVILIZATIONS, Dec. 1986 (Vol. 8/No. 2). Inhalt u.a.:

Ivan van Sertima: Egypto-Nubian Presences in Ancient Mexico; Alexander von Wuthenau: Unexpected African Faces in Pre-Columbian America; Joan Covey: African Sea Kings in Early America; Wayne B. Chandler: Trait-Influences in Meso-America: The African-Asian Connection. (Nach Chandler wurden in der Shang-Hauptstadt Anyang viele negroide Artefakte gefunden).

A. J. Arkell: „A History of the Sudan to AD 1821“, London 1961.

Muhamed Bello: „Where the Yoruba Came From“, in: AFRICAN CIVILIZATION REVISITED (Ed. Ivan van Sertima), Trenton/N. J. (USA), 1991.

M. Bradley: „The Black Discovery of America“, Toronto 1981.

William Chancellor: „The Destruction of Black Civilization: Great Issues of Race from 4500 BC to 2000 AD“, Chicago 1976.

K. C. Chang: „The Archeology of Ancient China“, London 1968. (Auch Chang spricht S. 286 von negroiden Artefakten aus dem alten China).

Harold S. Gladwin: „Men out of Asia“, New York 1947. Nach Gladwin erreichten in prähistorischer Zeit drei verschiedene schwarze Rassen den amerikanischen Doppelkontinent: Pygmäen, Australoide und Schwarzafrikaner, deren erste Welle über die Pazifik-Route anlangte.

Drusilla D. Houston: „Wonderful Ethiopians of the Ancient Cushite Empire“, Baltimore (USA) 1985. Nach dieser Autorin wurde Arabien von zwei verschiedenen Rassen besiedelt, zuerst von den kuschitischen Äthiopiern, dann von den semitischen Arabern. Die Kushiten waren die ursprünglichen Araber, die sich vom Jemen bis zum Oman ausbreiteten. Sie zitiert auch die ENCYCLOPEDIA BRITANNICA, wonach die Einwohner Süd-Arabiens in der körperlichen Erscheinung an einen afrikanischen Ursprung gemahnen.

Samuel Eliot Morison & Mauricio Obregón: „The Caribbean As Columbus Saw It“, Boston/Toronto 1964.

R. Rashidi: „Working Chronology of the Royal Kemitic Dynasties“, in: EGYPT REVISITED/JOURNAL OF AFRICAN CIVILIZATIONS, Bd. 1993. (Als Bezeichnung für das Alte Ägypten bevorzugen manche Autoren - statt des griechischen Wortes „Ägypten“ - „Khemet“ oder, wie Jacques Touchet, „Takmi“).

A. Rensburger: „Nubian Monarchy Called Oldest“, in: THE NEW YORK TIMES, March 1, 1971.

J. A. Rogers: „Sex and Race“ (Vol. 1), New York 1967. Diesem Autor (S. 67) zufolge beschreiben Dokumente der Zhou-Dynastie die von ihnen gestürzten Shang als „mit schwarzer, öliger Haut“.

J. A. Rogers: „World's Great Men of Color“, New York 1972.

J. A. Rogers: „100 Amazing Facts About the Negro“, St. Petersburg (Florida/USA) 1985.

Ivan van Sertima: „They Came Before Columbus“, New York 1976.

Philip Snow: „The Star Raft - China's Encounter With Africa“, New York 1988.

Alexander von Wuthenau: „Unexpected Faces in Ancient America“, New York 1975.

Übersetzung und redaktionelle Bearbeitung: Dr. Horst Friedrich, Wörthsee

Die ehemaligen Gletscher im Alpenvorland

Ludger Feldmann, Clausthal-Zellerfeld

(veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 15/1996)

Häufiger ist schon versucht worden, die seit nunmehr über hundertjährige Theorie einer ehemals sehr viel größeren Vergletscherung in den Alpen und im Alpenvorland zu widerlegen. Gab es wirklich einmal solch gewaltige Gletscher, dass sie die Alpen verlassen und das Alpenvorland bis nach München und Fürstenfeldbruck überflutet haben?

In EFODON SYNESIS 10/1995 berichtet Horst Friedrich¹ über den „Außenseiterforscher“ Evan Hansen und zweifelt in diesem Zusammenhang die Entstehung der „angeblichen Moränenlandschaft“ in Oberbayern durch „gigantische Gletscher“ an. Er beschreibt dort die Möglichkeit, dass die Schotterablagerungen des Alpenvorlandes durch Riesen-Tsunamis infolge von Impakt-Ereignissen südlich der Alpen entstanden seien.

Als intimer Kenner der Sedimente und Formen im Bereich des ehemaligen Loisachgletschers und der Münchener Ebene - ich habe in diesem Gebiet über sieben Jahre kartiert und auf einer Fläche von 1960 km² neben ungezählten Baugruben fast alle Kiesgruben (über 200) zwischen Garmisch-Partenkirchen und Moosburg sowie Dießen am Ammersee und Erding besucht und untersucht - möchte der Verfasser zeigen, dass die Theorie einer Vorlandvergletscherung am besten geeignet ist, die oberbayerische Moränenlandschaft zu erklären. Beweisen lässt sich dieses nicht, denn keiner ist dabei gewesen. Es gibt aber eine Fülle von Indizien, die die Eiszeittheorie stützen und eine andere Entstehungsursache unwahrscheinlich machen.

Die Geowissenschaften haben den großen Vorteil, dass das Ergebnis aller geologischen Prozesse im Gelände zu sehen ist. Wenn also die oberbayerische Moränenlandschaft nicht durch eine Vorlandvergletscherung erzeugt worden sein soll, so muss dieses im Gelände nachprüfbar sein. Die beste Theorie taugt nichts, wenn dafür keine Belege vorliegen.

Hinzu kommt der Vorteil, dass sich die Geowissenschaften des Prinzips des Aktualismus bedienen. „Die geheimen Wirkungen der Natur beurteilt man aus solchen ähnlichen, wo man sie auf der Tat ertappt hat“, schreibt schon G. C. Lichtenberg (1742 - 1799)². Durch den Vergleich mit rezenten Vergletscherungsgebieten in Island, Grönland oder Alaska lassen sich alle Formen, die heute in Oberbayern fossil sind, erklären, da ihre Entstehung dort direkt beobachtet werden kann. Auf der anderen Seite gibt es genügend rezente Beispiele für katastrophale Überflutungen. In solchen Gebieten ist noch nie ein solcher Formenschatz wie in Oberbayern beobachtet worden.

Viele Formen und Formengesellschaften sowie Sedimente sind ohne die

Annahme einer ehemaligen Vergletscherung des Alpenvorlandes schwer oder gar nicht genetisch zu deuten. Hierzu zählt zum einen die Kombination von Endmoränen und den von diesen ausgehenden Schotterflächen. Die Endmoränen setzen sich aus einer ungeschichteten, bis zu Kubikmeter großen Blöcken, alle Korngrößen enthaltenden, Anhäufungen von Gesteinsschutt zusammen. Im Gegensatz dazu bauen sich die Schotterflächen im Vorland aus hervorragend geschichteten Kiesen auf, wie sie von fließendem Wasser abgelagert werden. Wollte man diese Formen und Ablagerungen durch „stark strömendes Wasser“ erklären, dann müsste die Strömung an den Wällen (Endmoränen) schlagartig in eine laminare Strömung übergegangen sein, was physikalisch nicht möglich ist. Selbst, wenn dieses außer acht gelassen wird, so zeigt doch die häufige Wiederkehr dieser Formen- und Sedimentkombination, dass hier eine katastrophale Überschwemmung auszuschließen ist: Parallel verlaufende Moränenwälle mit trennenden Schotterflächen zeigen das langsame Zurückweichen der Gletscherstirn und sind mit der Überflutungstheorie nicht zu erklären. Diese Kombination von Endmoränen und Schotterflächen, die von Penck als „Glaziale Serie“ bezeichnet wurde, findet sich zum Beispiel am Nordende des Starnberger Sees und des Ammersees, aber auch innerhalb dieser Becken (u. a. bei Weilheim und Polling), nicht jedoch außerhalb des ehemaligen Vereisungsgebietes.

In den Schotterflächen innerhalb des Gletschergebietes finden sich häufig abflusslose Hohlformen, die als Toteislöcher gedeutet werden - z. B. auf der Fläche oberhalb von Unteralting/Grafrath, nordöstlich von Grafrath, bei Wielenbach und an vielen anderen Stellen. Diese Hohlformen, die bis zu zwanzig Meter tief sind und Durchmesser von zehn bis zu einigen hundert Meter haben, befinden sich alle in geschichteten Schottern, die durch fließendes Wasser abgelagert wurden. Im Aufschluss sind im Bereich der Hohlformen deutlich Sackungserscheinungen zu erkennen, d. h. die Schotter wurden vor Bildung der Hohlformen abgelagert. Und dieses ist nur möglich, wenn sie etwas überschüttet haben, was nachträglich gelöst wurde oder geschmolzen ist. Die einfachste Erklärung hierfür ist Toteis, d. h. bewegungsloses, ehemaliges Gletschereis. Findlinge sind ein weiteres Indiz für die Vergletscherung des Alpenvorlandes. Blöcke von hundert und mehr Tonnen - der größte Findling liegt bei Weiler im Allgäu und wird auf ursprünglich 3000 - 4000 m³ geschätzt - können nicht von fließendem Wasser transportiert werden, zumal sie dann von ihrem Ursprungsort mehrfach einige zehn bis hundert Meter bergauf geschoben worden sein müssten. Hier scheiden alle Transportmedien mit Ausnahme von Gletschern aus.

Die Grundmoräne, die weite Landstriche des ehemals vergletscherten Gebietes überzieht, wird als Gesteinsschutt gedeutet, der im Gletscher eingefroren war und beim Abschmelzen des Eises abgelagert wurde. Es ist eine bis mehrere Meter mächtige Lehmschicht, die Geschiebe enthält. Da diese Schicht unabhängig von der Oberflächenform abgelagert wurde - sowohl in Hohlformen als auch auf Vollformen - kann sie nicht aus Schlammströmen hervorgegangen sein, wie Friedrich in Anlehnung an Hansen

vermutet. Solche Schlammströme benötigen ein Gefälle, sie können nicht bergauf fließen und am Top einer Vollform liegen bleiben.

Schließlich belegt auch die Zusammensetzung der Gesteine in den eiszeitlichen Schottermassen des Isar-Loisachgletschers die Vergletscherung. Bei diesen Schottern handelt es sich petrografisch in der Hauptmasse um Gesteine der nördlichen Kalkalpen, daneben finden sich Gesteine aus den Zentralalpen, wie sie im Einzugsgebiet des Inntales anstehen. Diese wurden vom Gletschereis, das vom Inngletscher über den Seefelder Sattel und den Fernpass nach Norden abzweigte, in das Gebiet des Isar-Loisachgletschers gebracht. Wenn dieses durch „Riesen-Tsunamis ...“, die ... die Alpen von Süden nach Norden überflutet haben ...“⁴ geschehen sein soll, so müssten in den Schottern auch Gesteine aus den Südalpen - z. B. der Bozener Quarzporphyr - zu finden sein. Im nördlichen Alpenvorland sind bis heute einige hunderttausend bis Millionen Gerölle analysiert worden - ich selber habe mehr als 10.000 Gerölle untersucht. An keiner Stelle konnten entsprechende südalpine Gesteine nachgewiesen werden.

Der zunehmende Einfluss des Inngletschers ist auch in einer mächtigen Schotterablagerung zwischen Murnau und Weilheim nachweisbar. Dieser „Murnauer Schotter“ wird als Vorstoßschotter gedeutet, der beim Herannahen des Gletschers abgelagert und schließlich von ihm überfahren wurde. Im unteren Bereich führt dieser Schotter 2-4 % kristalline Gerölle aus den Zentralalpen, zum Top hin steigt der Anteil auf 40 %, was auf den zunehmenden Zufluss von Gletschereis aus dem Inntal zurückzuführen ist. Wäre diese Ablagerung auf eine Überflutung zurückzuführen, so müssten die Verhältnisse umgekehrt sein: Die von Süden kommenden „Wellen“ hätten zunächst Gesteine aus den Zentralalpen mitgebracht, während beim Rückgang der Überflutung letzte Restwasser Gesteine aus den Kalkalpen geliefert hätten.

Es gibt noch zahlreiche andere Belege für die Annahme einer Vergletscherung des Alpenvorlandes, die aber hier nicht weiter ausgeführt werden sollen. Es gibt aber auch außerhalb des ehemals vergletscherten Gebietes hinreichende Anzeichen dafür, dass die klimatischen Bedingungen für eine mehrmalige, zuletzt vor 20.000 Jahren erfolgte Vergletscherung gegeben waren. Genannt seien hier nur Eiskeile und Würgeböden, wie sie heute in Sibirien und Alaska entstehen, die Vegetation zu jener Zeit, die aus Pollenanalysen bekannt ist, die Temperaturrekonstruktion aus Tiefseesedimenten und Eisbohrkernen u. a.

Auf der anderen Seite gibt es keinerlei Anzeichen oder Indizien für ein Impakt-Ereignis in „spätprähistorischer Zeit“, d. h. kurz vor der Römerzeit (!). Solch ein Ereignis, zumal bei den geforderten Auswirkungen, müsste weltweit Spuren hinterlassen haben. Es müsste als ganz markante Grenze überall zu finden sein, in Mooren, in Seesedimenten, selbst im Vegetationsbild. In Seesedimenten ist häufig eine Jahresschichtung zu erkennen, die heute bereits bis 22.000 Jahre vor heute zurückgezählt wurde. Dort findet sich in der postulierten Zeitspanne keine Unterbrechung oder Schichtstörung. Die Jahrringchronologie, die so genannte Dendrochronologie, hat für Eichen inzwischen einen Kalender der Jahrringbreiten für die letzten 10.000 Jahre

geliefert. Auch hier gibt es keine außergewöhnliche Unterbrechung.

Die Isardurchbrüche bei Bad Tölz und Grünwald - von Friedrich auf eine spätprähistorische, tektonische Ursache zurückgeführt - sind sehr viel älter (zwischen 13.000 und 15.000 vor heute⁵) und haben keine tektonische Ursache, sondern sind auf das Auslaufen spätglazialer Seen zurückzuführen - infolge einer Zerschneidung der abdämmenden Höhenrücken. Ebenso gibt es keinerlei Belege für eine tektonische Anlage von Starnberger See und Ammersee, denn nördlich und südlich dieser Depressionen liegen die Schichten ungestört. Eine tektonische Störung, die auf das Gebiet der Seen beschränkt ist, ist aus geodynamischen Gründen nicht möglich. Schließlich möchte der Verfasser zu bedenken geben, dass Riesen-Tsunamis, die die Alpen von Süden nach Norden überflutet haben sollen, eine Mindesthöhe von 2000 bis 2500 m gehabt haben müssten, um den Alpenhauptkamm und den Alpennordkamm mit dem dazwischenliegenden Inntal zu überwinden. Solche Wellen wären spätestens bei Sardinien, Korsika und Italien gebrochen worden und hätten an Wirkung verloren. Und wenn wir dieses einmal unberücksichtigt lassen, so hätten Tsunamis, die das Alpenvorland erreicht hätten, dort sowie im Gebirge eine totale Verwüstung und Einebnung hinterlassen und nicht das differenziert herausmodellerte Oberbayern, wie wir es heute kennen.

Sicher ist es immer ein Fortschritt in den Wissenschaften, wenn neue, unpopuläre und auch scheinbar utopische Ideen - von welcher Seite auch immer - zur Diskussion gestellt werden. Dieses regt immer wieder dazu an, die eigenen Ansichten zu hinterfragen und gegebenenfalls umzustößen. Die Theorie einer Überflutung des Alpenvorlandes durch von Süden kommende Wasserfluten ist allerdings kein Fortschritt, denn diese gab es schon vor mehr als zweihundert Jahren und wäre, wenn sie durch Geländebefunde belegbar wäre, sicher auch weiter verfolgt worden. Bereits Cappeller⁶ hat 1767 Findlinge am Pilatus in der Schweiz als durch „Fluten“ verfrachtetes Material beschrieben. Weiß⁷ beschreibt 1820 die Gletscherzungenbecken und die Moränen als durch aus den Alpen hervorbrechende Gewässer „ausgestoßen“, die dann an ihrem Nordende „Schuttdünen“ aufgehäuft hätten. Das Alpenvorland soll zu jener Zeit von einem Meer bedeckt gewesen sein, wobei die Schotterflächen auf eine ruhige, die Moränenwälle auf eine starke Strömung hindeuten sollen. Erst 50 Jahre später ist die glaziale Natur der oberbayerischen Landschaft erkannt worden.

Es geht in den Wissenschaften nicht darum, etwas „auszugrenzen“. Es geht um eine möglichst belegbare Deutung von Beobachtungen, wobei natürlich niemand unvoreingenommen ist. Bis heute ist aber die Annahme einer wiederholten Vergletscherung des Alpenvorlandes die sinnvollste Erklärung für den Formenschatz und die Ablagerungen in Oberbayern.

Anmerkungen

1 Horst Friedrich: „Ein bemerkenswerter Außenseiterforscher in Utah“, in: EFODON SYNESIS 10/1995, S. 14-15.

2 G. C. Lichtenberg (1742-1799), vgl. Bruchner, G. (Hrsg.): „G. C. Lichtenberg: Aphorismen und Aufsätze“, München 1949.

3 Penck in Penck, A. & Brückner, E.: „Die Alpen im Eiszeitalter“, Leipzig 1901/1909.

4 Horst Friedrich in: EFODON SYNESIS 10/1995, S. 15.

5 Das Alter der Zerschneidung der Endmoränen ergibt sich aus Seesedimenten, die in den ehemaligen Seebecken zu finden sind, sowie aus den Flussablagerungen der Isar, die mit dieser Zerschneidung entstanden sind; vgl. hierzu Ludger Feldmann: „Die Terrassen der Isar zwischen München und Freising“, in: Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft, Bd. 145, S. 233-248; Hannover 1994.

6 Cappeller, Moritz Anton: „Pilati montis historia“, Zürich 1767.

7 Weiß, J. F.: „Südbayerns Oberfläche nach ihrer äußeren Gestalt“, München 1820.

Dr. Ludger Feldmann ist am Institut für Geologie und Paläontologie der Technischen Universität Clausthal in Clausthal-Zellerfeld tätig.

Die Eiszeit-Diskussion kommt in Gang!

© Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 15/1996

Der Verfasser möchte den Beitrag von Ludger Feldmann in SYNESIS Nr. 15/1996 ausdrücklich begrüßen und dem Autor dafür danken! Denn recht selten nur widerfährt es ja einem nonkonformistischen Außenseiter von außerhalb des "Establishments", dass seine Publikation - die "häretische" Thesen enthält, welche dem herrschenden Paradigma zuwiderlaufen - von Vertretern der "offiziellen Schulwissenschaft" überhaupt richtig gelesen oder gar einer ernsthaften Stellungnahme gewürdigt wird. Weitaus häufiger sind unqualifizierte Polemik und Seitenhiebe ad hominem (1).

Es spricht sehr für den Mann Ludger Feldmann, dass er - obwohl am geologisch-paläontologischen Institut einer Technischen Universität tätig - dieses unwürdige Spiel nicht mitmacht, sondern eine sachlich-kritische Widerlegung der Eiszeit-Anzweifelung des Verfassers, vom Standpunkt seiner Wissenschaft aus, versucht hat. Feldmann kannte allerdings offensichtlich - zum Zeitpunkt der Abfassung seines Beitrages - noch nicht den ausführlicheren Artikel des Verfassers "Die Eiszeit: nur eine ausgedachte Story?" (EFODON SYNESIS Nr. 14/1996), sondern nahm als Grundlage für seine Erwiderung einige einschlägige Bemerkungen meinerseits in einem vorangegangenen Beitrag (2).

Für alle Eiszeit-Bezweifler ist Feldmann ein wertvoller - weil qualifizierter - Diskussions-Partner. Lediglich ganz "alte Hasen" und überragende Kenner der Materie (3) - der Sedimentablagerungen und Oberflächenformen des Alpenvorlandes - werden ihm in dieser Hinsicht noch etwas voraus haben. Wenn er uns also versichert, dass seiner Überzeugung nach "die Theorie einer Vorlandvergletscherung am besten geeignet ist, die oberbayerische Moränenlandschaft zu erklären", so sollten wir seine Argumente zunächst einmal dankbar entgegennehmen und gründlich bedenken.

Maßstabsgetreue Skizze eines von der Eiszeit-Lehre postulierten, weit ins Alpenvorland hinausreichenden Vorlandgletschers.

Auch bedenken sollten wir allerdings, dass wir alle dem Einfluss verfestigter, kollektiver Denkmuster - der "Paradigmata" (4) oder "morphischen Felder" (5) - in viel stärkerem Maße unterliegen, als wir gemeinhin glauben und als uns eigentlich lieb sein kann. Wir werden also - in einem zweiten Schritt - Feldmanns Argumente auch kritisch hinterfragen müssen. Könnte es sein, dass das seit 150 Jahren immer stärker mit kollektiver psychischer Energie aufgeladene Eiszeit-Paradigma unser Denkvermögen heute so beeinflusst, dass wir in die Sedimentablagerungen und Oberflächenformen des Alpenvorlandes eine eiszeitbedingte Entstehungsursache hineinprojizieren, während in Wirklichkeit durchaus alternative Erklärungsmöglichkeiten bestehen?

Der Verfasser muss auf seinen oben zitierten, vorausgegangenen, ausführlicheren Beitrag (6) zu unserem Thema verweisen, möchte aber doch einige der Hauptpunkte aufzählen, die ihn das Eiszeit-Paradigma anzweifeln lassen, und möchte auf einige von Feldmanns Argumenten eingehen.

1. Die unglaublichen Schubverhältnisse für eine Alpenvorland-Vergletscherung

Wie andernorts (7) dargelegt, erhält man, wenn man etwa den postulierten Ammersee-Zweigletscher oder Inn-Gletscher maßstabsgerecht auf ein Blatt Papier zeichnet, eine riesige, hauchdünne Eis-"Palatschke", die von den Schubverhältnissen her gänzlich unglaublich wirkt. Man werfe einen Blick auf die untenstehende Skizze! Und es handele sich ja nicht etwa um ein abschüssiges Gebirgstal! Sondern diese Eis-"Palatschke" soll sich über horizontal liegendes Gelände - über Hügel, Flusstäler, Moore und ausgedehnte Ebenen - geschoben, die Becken des Ammersees und Starnberger Sees ausgebaggert und am Gletscherende noch riesige Endmoränenwälle abgelagert haben! Wird hier nicht die Grenze des Glaubhaften erheblich überschritten?

2. Aktualismus - Katastrophismus

Für jeden unvoreingenommenen Kenner der Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsphilosophie ist es offensichtlich, dass der Lyellsche "Aktualismus" (8) - die "Doctrine of Uniformity" - eher eine Ideologie als eine wissenschaftlich wirklich abgesicherte These ist. Dass diese Ideologie seinerzeit den allgemein akzeptierten Katastrophismus des großen Cuvier (eine der Vätergestalten der Geologie!) verdrängen konnte, war eindeutig Zeitumständen - nicht der wissenschaftlichen Überzeugungskraft des "Aktualismus"! - geschuldet.

Ganz klar ist in der Geologie heute der Katastrophismus wieder im Vordringen begriffen. Zunächst allerdings erst einmal für weit entfernte prähistorische Epochen (9). Erst mit dem Sintflut-Buch der beiden Tollmanns (10) ist der Katastrophismus auch für spätprähistorische Zeiten wieder an unsere Universitäten zurückgekehrt, aus denen er einst durch die lyellsche Doktrin verdrängt worden war. Es liegt also durchaus im Zeittrend, darüber nachzudenken, ob wir nicht zumindest für Eiszeitbeginn und Eiszeitende auch mit gewaltigen (wohl kosmisch bedingten) Kataklysmen als Verursacher zu rechnen haben.

3. Die große Fragwürdigkeit der "aktualistischen" Eiszeit-Verursachungs-Hypothesen

Damit landen wir bei der Frage, was denn eigentlich ein "Großes Eiszeitalter" (11) bewirkt haben sollte. Zweifellos liegt hier der größte Schwachpunkt der Eiszeit-Lehre vor! Wie kann man eine kohärente Eiszeit-These formulieren, wenn man nicht die geringste Ahnung hat, welche Ereignisse damals stattgefunden haben? Bei den vorgetragenen "aktualistischen" Hypothesen handelt es sich offensichtlich um ad hoc zusammengeschusterte - respektive zur Paradigmenbestätigung konstruierte - Phantastereien. So zieht ja etwa auch schon 1914 der große Eiszeitkenner W. B. Wright (12) das - heute noch ebenso gültige! - Fazit: "Man muss zugeben, dass unter den Theorien, die man vorgeschlagen hat, um das Phänomen der Eiszeit zu erklären, nicht eine einzige ist, die derart mit den beobachteten Fakten kompatibel ist, dass man Vertrauen zu ihr haben könnte".

4. Die Fragwürdigkeit der geologischen Chronologie für das Quartär

Feldmann vertraut offenbar der schul-geologischen Chronologie für das Quartär. Er hebt speziell die Dendrochronologie (Baumringzählung) hervor, als sei diese etwas Gesichertes, Vertrauenswürdiges. Was von dieser "Säule" der bisherigen Eiszeit-Chronologie in Wahrheit zu halten ist, hat soeben ein überaus kompetenter Kenner der Materie zu Protokoll gegeben (13): sie ist mit dem allergrößtem Misstrauen zu betrachten! Wenn man diesen augenöffnenden Bericht von Prof. Niemitz liest, kann man nur das Fazit ziehen: die angebliche Dendrochronologie ist das gänzlich unbrauchbare Produkt unwissenschaftlicher Manipulationen.

Auch bezüglich der Radiokarbon-(C14-)Methode häufen sich in letzter Zeit die Verdachtsmomente, dass auch sie ein für seriös-wissenschaftliche Zwecke unbrauchbares Konstrukt sein könnte.

Bleibt noch die Warven-Methode als "Säule" der Eiszeit-Lehre. Feldmann schreibt: "In Seesedimenten ist häufig eine Jahresschichtung zu erkennen, die heute bereits bis 22.000 Jahre vor heute zurückgezählt wurde". Aber wer kann beschwören, dass sich damals wirklich je Jahr eine Sedimentschicht ablagerte? Die Schichten sieht man zwar, aber man kann es ihnen an sich nicht ansehen, ob sie alle paar Stunden, Tage, Wochen, Monate oder Jahre abgelagert wurden. In der Zeitzählung ergäbe das einen riesigen Unterschied! Unter kataklysmischen Bedingungen könnten diese vermeintlichen 22.000 Jahre gewaltig zusammenschrumpfen.

Allem die Krone setzt schließlich noch der hinterlistigste Aspekt der heutigen Eiszeit-Chronologie auf: "Diese Zweifel gelten gerade für diejenigen Jahrtausende, die mittels Radiokarbonmethode, Dendrochronologie oder Warvenzählung datiert werden. Alle diese Methoden wurden ja wechselseitig aneinander geeicht" (14). Eine wissenschaftlich gänzlich unhaltbare Vorgehensweise!

5. Der Vergleich mit rezenten Vergletscherungsgebieten wirkt nicht überzeugend!

Feldmann schreibt: "Durch den Vergleich mit rezenten Vergletscherungsgebieten in Island, Grönland oder Alaska lassen sich alle Formen, die heute in Oberbayern fossil sind, erklären...". Der Verfasser möchte hier starke Zweifel anmelden. Nirgendwo in Island, Grönland oder Alaska finden sich derart ausgedehnte Vorlandvergletscherungen wie die von der Eiszeit-Lehre für das oberbayerische Alpenvorland postulierten. Das Postulat für Oberbayern ist ja eben (vgl. meine obige Skizze!), dass diese Vorlandvergletscherung sich in Form von gewaltigen Eis-"Palatschinken" über ein horizontal liegendes Hügelland geschoben haben soll.

Für Island scheidet dergleichen völlig aus: das einzige größere Vergletscherungsgebiet, das des Vatnajökull-Massivs, liegt im Gebirge, von einer Vorland-Eis-"Palatschinke" ist keine Rede. Aus demselben Grunde scheidet das gebirgige Grönland aus: auch dort gibt es nirgendwo eine Eis-"Palatschinke", die sich über ein weites, horizontales Land geschoben hätte. Und für Alaska kann ich anhand von Atlas und Spezial-Literatur (15) lediglich den Malaspina-Gletscher an der Pazifik-Küste finden, der nach seinem Austritt aus der Saint-Elias-Kette sich über etliches Vorland geschoben hat und an einer Stelle sogar den Pazifik erreicht. Aber von der Größenordnung her ist der Malaspina-Gletscher mit den für das bayerische Alpenvorland postulierten Eis-"Palatschinken" überhaupt nicht vergleichbar. Das Problem ist ja gerade, dass die Eiszeit-Lehre eine rezente Eis-"Palatschinke", die - von der Ausdehnung und horizontalen Lage her - den postulierten oberbayerischen analog wäre, eben nicht vorweisen kann.

*

Ich hoffe, mit der Aufzählung der obigen fünf Punkte Ludger Feldmann zunächst einmal einleuchtend gemacht zu haben, warum ich der Eiszeit-Lehre mit Skepsis gegenüberstehe (16). Ich gebe ihm aber gerne zu, dass seine Betrachtungen zu den vielfältigen, der Eiszeit zugeschriebenen Oberflächenformen und Sedimentablagerungen des oberbayerischen Alpenvorlandes mich erneut daran erinnern haben, dass sich bisher noch kein katastrophistischer Geologe - etwa von der Kompetenz eines Ale"ander Tollmann -

gefunden hat, der eine kohärente alternative, d.h. gigantische Natur-Kataklysmen ins Kalkül ziehende, Erklärung für die dem "Großen Eiszeitalter" zugeschriebenen Erscheinungen vorgelegt hätte.

Das wird auch nicht ganz einfach sein. Denn es würde wohl selbst für einen Ale"ander Tollmann einer mehrjährigen, intensiven Kommunikation mit einem jener wenigen Kenner der Materie bedürfen, die - wie im Falle Ludger Feldmanns - sich in mehrjähriger Feldforschung eine intime Kenntnis all jener Moränen, Drumlins (17) etc. erworben haben. Noch rascher würde es zu einem solchen Ergebnis freilich führen, wenn Ludger Feldmann einfach selbst - zunächst erst einmal versuchsweise - ins katastrophistische Lager überlaufen und sehen würde, "was dort zu holen ist"! Er könnte dann etwa prüfen, ob das von E. Spedicato (18) vorgeschlagene Szenario mit den Ergebnissen seiner Feldforschung kompatibel zu machen wäre, wonach ein Planetoiden-Impakt aufs Festland eine Eiszeit (von vielleicht nur einigen Jahrhunderten Dauer) hervorruft, während ein solcher Impakt in den Ozean eine bestehende Eiszeit beendet. Das wäre ein Anfang. Danach könnte man weitergehen. Der Trend selbst in der Schul-Geologie geht heute ja ganz klar in Richtung prähistorischer - selbst spät-prähistorischer! - Kataklysmen. Sie werden immer wahrscheinlicher und haben wohl viel öfter stattgefunden, als wir uns dies bis vor kurzem träumen ließen. Man muss nach ihren Spuren suchen! Schließlich ist es eine alte Binsenweisheit, dass man meist nur dann fündig wird, wenn man gezielt nach etwas sucht.

Zu Spedicato - der auch mit gigantischen, das Festland überflutenden Tsunamis rechnet - eine abschließende Bemerkung. Feldmann schreibt: "Im nördlichen Alpenvorland sind bis heute einige hunderttausend bis Millionen Gerölle analysiert worden - ich selber habe mehr als 10.000 Gerölle untersucht. An keiner Stelle konnten entsprechende südalpine Gesteine nachgewiesen werden". Hierzu entstehen die Fragen:

- Konnten denn alle diese Gerölle wirklich zweifelsfrei (!) als nord- oder zentralalpin identifiziert werden? Gibt es denn nicht viele Gesteinsarten, die sowohl nordalpin wie südalpin vorkommen?
- Ist denn auszuschließen, dass nicht vielleicht viele dieser Gerölle (deren Gesteinsarten auch nordalpin vorkommen) von Riesen-Tsunamis etwa vom nordafrikanischen oder iberischen Festland mitgerissen und über die Alpen transportiert worden sind?
- Ist es denn für jemand mit Lebenserfahrung, wie es im akademischen Establishment zuzugehen pflegt, überhaupt denkbar, dass ein Wissenschaftler, der etwa südalpine Gerölle in "eiszeitlichen" Schottern Oberbayerns gefunden hätte, ein Publikationsmedium gefunden hätte? Der Verfasser meint, das ist für die ganzen 150 Jahre seit der Geburt des Eiszeit-Dogmas absolut auszuschließen.

Im übrigen: Auch für Joseph Prestwich (1874-88 Geologie-Professor in O"ford), eine der größten britischen Quartär-Kapazitäten, war es eine bewiesene Tatsache, dass "am Ende der Eiszeit" große Teile Westeuropas von gewaltigen, kataklysmischen Flutwellen überrollt wurden, wobei das Land teilweise tektonische Hebungen und Senkungen erlebte (19)!

(Zeichnung: © Horst Friedrich)

Anmerkungen

1 Man studiere hierzu etwa von Alfred de Grazia: The Velikovsky Affair, London 1966! Ähnlich

skandalös verhielten sich Teile des schulwissenschaftlichen Establishments gegenüber dem großen Nonkonformisten Pastor Jürgen Spanuth.

2 Horst Friedrich: Ein bemerkenswerter Außenseiter-Forscher in Utah, in: EFODON SYNESIS Nr. 10/1995, S. 14-15.

3 Etwa der wohl unerreichte Ingo Schaefer, der soeben das Monumentalwerk "Das Alpenvorland im Zenit des Eiszeitalters" (Stuttgart 1995) herausgebracht hat. Kein Eiszeit-Bezweifler wird an dem enormen Beobachtungsmaterial, das Prof. Schaefer zusammengetragen hat, vorbeikommen. Im Gegenteil wird eine katastrophistische Alternative zur Eiszeit-Lehre dieses Beobachtungsmaterial restlos in ihr Szenario einbauen müssen.

4 Man könnte auch sagen "Dogmen" (Lehrmeinungen). Hierzu höchst aufschlussreich Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt a. Main 1967.

5 Hierzu am besten Rupert Sheldrake: The Presence of the Past, London 1988.

6 Horst Friedrich: Die Eiszeit: nur eine ausgedachte Story?, in: EFODON SYNESIS Nr. 14/1996.

7 Friedrich: op.cit. 1996, Fußnote 30 (S. 29).

8 Die Lehrmeinung, es hätten bei der Formung der Erdoberfläche stets nur jene - vergleichsweise harmlosen (nicht-kataklysmischen!) - Kräfte mitgewirkt, wie wir sie heute beobachten können.

9 vor allem seit L. & W. Alvarez (et al.): E"traterrestrial Cause for the Cretaceous-Tertiary E"tinction, in: SCIENCE, 208/ 1980.

10 A. & E. Tollmann: Und die Sintflut gab es doch, München 1993. Man beachte, dass Ale"ander Tollmann korrespondierendes Mitglied der Bayerischen und Österreichischen Akademien der Wissenschaften ist.

11 Nach dem - e"trem brav-schulwissenschaftlichen - "Missionierungs"-Werkchen von Edith Ebers ("Vom Großen Eiszeitalter", Berlin/Göttingen/Heidelberg 1957) dauerte die Eiszeit von - 600.000 oder -1.000.000 bis -18.000 oder -8.000.

12 W. B. Wright: The Quaternary Ice Age, London 1914, S. 451.

13 Hans-Ulrich Niemitz: Die ‚magic dates‘ und ‚secret procedures‘ der Dendrochronologie, in: ZEITENSPRÜNGE, Nr. 3, 1995.

14 Heribert Illig: Die veraltete Vorzeit, Frankfurt a. Main 1988, S. 156.

15 W. B. Wright: op.cit. S. 12-13.

16 Aus wissenschaftsgeschichtlichen und wissenschaftsphilosophischen Gründen bin ich allerdings zusätzlich geneigt, schulwissenschaftlichen Paradigmata grundsätzliches Misstrauen entgegenzubringen, im Sinne des großen Kenners der Materie Thomas Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt a. Main 1967.

17 Drumlins sind typische, länglich-stromlinienförmig geformte Hügel aus quartärzeitlichem Ablagerungsmaterial wie Kies etc., die stellenweise sehr zahlreich auftreten.

18 Emilio Spedicato: Apollo Objects, Atlantis and the Deluge - A Catastrophical Scenario for the End of the Last Glaciation, in: NEARA JOURNAL, Vol. XXVI/No. 1-2, 1991.

19 "On the Evidences of a Submergence of Western Europe and the Mediterranean Coasts at the Close of the Glacial or so-called Post-Glacial Period, and Immediately Preceding the Neolithic or Recent Period, in: PHILOSOPHICAL TRANSACTIONS of the Royal Society, London 1893.



Subliminals im Altertum

© Heinz Günther Birk; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 15/1996

"Die Welt ist ein Phantom!" (Albert Einstein)

Wer kennt dies nicht? Vor allem berufstätige Familienmütter und -Väter zelebrieren jeden Samstag wieder das gleiche Spiel. Der große Familieneinkaufstag ist angebrochen. Rein ins Auto, genervt und gestresst schon beim Gedanken an volle Supermärkte und mufflige unfreundliche Verkäufer. Doch was sein muss, muss eben sein. Den Aufkleber an der Tür des Supermarktes "viel Spaß beim Einkauf" wird so mancher als Hohn und Spott begreifen. Doch was wäre ein rechter Kaufmann, wenn er nicht im Sinne seines Umsatzes auch ein kleiner Psychologe wäre? Schon bei seiner Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann machte man ihm den Grundsatz deutlich, dass nur ein zufriedener Kunde für ausreichenden Umsatz sorgt. Dieser Leitsatz scheitert jedoch vielfach am Faktor Mensch. Wer könnte es der armen, geplagten, unter hohem Stress stehenden KassiererIn schon ernsthaft verdenken, wenn sie angesichts ungeduldiger, nicht immer bestens aufgelegter Kunden nicht gerade ihren größten Charme versprüht? Gute Laune und Freundlichkeit lassen sich eben nicht so einfach anordnen. Was also tun?

Zum Glück leben wir ja im Computer-Zeitalter. Alles scheint möglich und denkbar, zumal die emotionslose Technik viel zuverlässiger ist als der Mensch. Was einst Orwell prophezeite, hat längst Einzug in unseren Alltag gehalten. Subliminals heißt das Zauberwort. Darunter versteht man unterschwellige Beeinflussung des menschlichen Unterbewusstseins [siehe dazu (1)]. Dies kann vom Wachbewusstsein nicht wahrgenommen werden, wodurch es für den Betroffenen nicht möglich ist, sich dagegen zu wehren. Man kann dem zu Manipulierenden durchaus mit dieser Methode Botschaften und Befehle - zum Beispiel durch die Unterlegung bei Filmen - nahe bringen. Selbst Gedankenkontrolle ist auf diese Weise möglich. Orwell ist schon lange Wirklichkeit geworden.

In jeder Hinsicht sehen wir uns der psychologischen Kriegsführung ausgesetzt. Mama nimmt den Einkaufswagen, Papa den quengelnden Sprössling an die Hand, und hinein geht's ins Gewühl. Doch siehe da, man versucht seitens der Geschäftsleitung alles, um der Familie Spaß beim Einkauf nahe zu bringen. In moderater Lautstärke rieselt Musik aus den Lautsprechern, die beruhigend und anregend zugleich wirken soll. Nähert man sich der Kosmetikabteilung, werden kaum wahrnehmbare Düfte, besser noch Lockstoffe, versprüht, damit selbst die Kundin, die mit Parfums und Eau de Toilette noch ausreichend eingedeckt ist, hier noch etwas mitnimmt. Aber ist dies alles nur eine

Erfindung des modernen Zeitalters? Oder berichtet Orwell gar über Dinge, die schon zu früheren Zeiten üblich waren? Gab es, gemäß der Überschrift unseres Themas, auch schon Subliminals im Altertum ?

SpurenfindensichinaltenSchriften,zumBeispielindensogenanntenQumran-Rollen. Neben den wohl recht bekannten, offiziellen Editionen (2) gibt es auch weniger bekannte, jedoch in der Fachwelt äußerst kontrovers diskutierte Tradierungen (3). Der Amerikaner Prof. Norman Golb, prominenter Historiker und Handschriftenforscher - Professor für Geschichte und Kultur des Judentums am Department of Near Eastern Languages and Civilisations and Oriental Institute der University of Chicago - gibt für unser Thema durchaus Wichtiges zu Protokoll. Er präsentiert dem erstaunten Lesereinen Zusatz zum allgemein bekannten Aristeas-Brief (4).

Dieser berichtet über die Entstehung der griechischen Septuaginta, welche ja im 4. vorchristlichen Jahrhundert durch die Übersetzung von siebenzig Weisen in Alexandria aus den hebräischen heiligen Schriften entstand. In den Höhlen am Toten Meer fand sich, so wir Norman Golb folgen, eben jener Zusatz - Texte mithin, die von der elitären Editorenschaft im Rollensaal von Jerusalem gerne als "Sektenmaterial" bezeichnet werden. Auch Kommentare, die dieses Material als allegorischen und religiösen Zierrat abtun, gibt es genug. Doch was steht in diesem Aristeas-Brief nun so Vertracktes?

"Der Herr hat göttliche Orakel auf unsere Tore und Türen gelegt... und auch auf unsere Hände; er befiehlt ausdrücklich, das Symbol zu befestigen...". Dieser von Norman Golb tradierte Text enthält, so man ihn einer genauen Analyse unterzieht, eine Menge Sprengstoff. Wozu befiehlt der Herr dem Volk Israel, göttliche Orakel (nicht irgendwelche) an den Türen zu befestigen? Selbst die Hände sollen nicht vergessen werden. Wenn wir hier ein Gebot des Herrn erkennen, wird das Orwellsche Szenario "big brother is watching you" durchaus vorstellbar. Wenn dieses Orakel mit der Grundausstattung heutiger "Schlapphüte" und deren Wanzen vergleichbar ist, wird die immer wieder im Alten Testament überlieferte Vokabel "der Herr hört alles" mehr als verständlich. Natürlich befiehlt er, um im System keine Lücken entstehen zu lassen, ausdrücklich, das Symbol zu befestigen.

Betrachten wir an dieser Stelle einmal unsere technischen Errungenschaften. Man hat ja im Zuge der elektronischen Lesbarkeit von Symbolen im einfachen Strichcode mittlerweile die Taschen voller Plastikgeld - EC-Karte, Kundenkarte, Kreditkarte, Krankenscheinkarte usw. usw. Amerika-Reisende, die mittels Mietauto Land und Leute kennen lernen wollen, kommen heutzutage an Plastikgeld nicht mehr vorbei. Nahezu kein Autovermieter akzeptiert mehr Bargeld zur Rechnungsabgleichung. Mehr noch: Im dünn besiedelten amerikanischen Mittelwesten kann man mit Green Backs

noch nicht einmal mehr einkaufen. Stattdessen sieht man ein Schild an der Tür mit der Aufschrift "accepted cards only".

Eine ganz famose Orakelidee wurde im Jahre 1994 auf der Computerfachmesse "Cebit" in Köln vorgestellt. Da ja der Trend mittlerweile erkennbar ist, die MöglichkeitenmaschinenlesbarerPlastikkartenimmerstärker auszunutzen,stellteman dort eine revolutionäre Alternative vor. Warum nicht - so die Idee - den Zentralrechner darauf zu programmieren, in seiner Datei den mutmaßlichen Kunden selber erkennen zu können. Im Detail sähe dies so aus: Man bräuchte nur noch jedem Menschen eine kleine, völlig schmerzfreie Tätowierung entweder auf dem Stirnknochen oder auf der rechten Hand anzubringen, woraufhin dann der Kassenscomputer erkennt, ob jener krankenversichert ist oder ein Kreditkonto hat. Big Brother würde erkennen, ob der Kunde zum Klub gehört oder nicht. Wir finden solches aber schon in der heiligen Schrift, genauer: im Neuen Testament.

Dort schildert die Johannes-Offenbarung, dass derjenige, welcher nicht "die Zeichen auf Stirn oder Hand" habe, nichts mehr bekommen werde. Selbst die Weisen der Hopi-Indianer überliefern solches (5). Felszeichnungen, die man in Arizona fand, zeigen zwar "offiziell" die Krallen des Bären, jedoch sind Gemeinsamkeiten mit den Strichcodes für computergesteuerte Scannerkassen nicht zu übersehen. Moderne Orakeltechnik? Im Buche Exodus erfahren wir klipp und klar, dass der Herr alles sehen konnte, das sich im oder um das Heiligtum herum (Stiftszelt) abspielte. Weiter darüber hinaus konnte er allerdings nichts mehr erkennen. Hatte auch Mose ein technisches Artefakt in der Wüste, das wir heute als Kommunikationsmittel bezeichnen würden? Mit wem oder was kommunizierte der griechische Gott Apollon auf dem weltberühmten Orakel von Delphi? Vielleicht war auch diese berühmte Stätte nur ein Ort der Kommunikation.

Anfang des 19. Jahrhunderts, genauer: im Jahre 1823, hatte ein Farmerjunge mit Namen Smith eine "Erscheinung". Der Engel Moroni erschien ihm mehrfach. Dieser führte den jungen Smith schließlich an einen Ort, wo er ihm ein geheimnisvolles, aus goldenen Seiten bestehendes Buch zeigte. Dieses sollte der Gründer der nunmehr weltweit agierenden Mormonenkirche übersetzen. Da die Schrift wohl hebräisch war - die Smith nicht verstand - kam ihm, wie die Mormonen erzählen, auch hier der Herr zu Hilfe. Smith erhielt zwei Sprachensteine: Urim und Thummim. Hiermit soll es ihm gelungen sein, die Übersetzung anzufertigen, die wir heute als das Buch Mormon kennen.

Urim und Thummim waren jedoch nicht irgendwelche Steine. Schon die jüdischen Hohenpriester trugen diese an ihrem Gewand, um jederzeit der Offenbarungen des Herrn teilhaftig zu werden. Wer nun glaubt, die Mormonenkirche hätte nur abgekupfert, um ihre Lehren unter das Volk zu bringen, sollte dieses Buch einmal lesen.

Hier kommen durchaus Dinge zur Sprache, die sich nicht mit dem soziokulturellen Hintergrund des 19. Jahrhunderts vereinbaren lassen.

In alpinen Sagen gibt es Schilderungen, nach denen die "heilige Jungfrau" den Gläubigen aufgetragen hatte, genau an von ihr vorbestimmten Plätzen eine Kapelle zu bauen. Warum? Gibt es Orte auf dieser Welt, an denen deshalb Heiligtümer errichtet werden sollen, damit der "Herr" weiß, was dort geschieht? Muss man Gebote der heiligen Jungfrau wie in Fatima oder im mexikanischen Guadeloupe als einen Plan der Göttlichen interpretieren? Gotische Kathedralen wie in Reims, Rennes, Evreux, Amiens oder Chartres, deren Standorte exakt das Sternbild der Jungfrau wiedergeben (6), könnten durchaus - wenn man den Besprechungen Geises folgt (1) - als eine Art gigantischer Subliminal-Überwacher verstanden werden. Eine Karte von Frankreich macht Zweifel verständlich, wie es ohne die Hilfe von Luftbildern möglich gewesen sein soll, bereits zu keltischer Zeit oder noch früher die exakten Standorte vermessen zu können.

Man muss sicher noch viel lernen, um zu begreifen, dass unsere Vorfahren doch mehr waren, als tumbe Steineklopfer. Gab es also solche "neuen Atlanter" unter unseren Vorfahren? Waren die Götter vielleicht nichts anderes als Überlebende fürchterlicher globaler Katastrophen? Schöpften Genies wie Roger Bacon, Nikola Tesla, Leonardo Da Vinci, Isaac Newton oder Albert Einstein aus einem Fundus längst vergangener und vergessener Hochkulturen? Vielleicht sollten gerade moderne Menschen bereit sein, so wie es der ehemalige Chefingenieur der NASA, Prof. Josef Blumrich tat, den "Wilden und Unmündigen" bei den Hopi-Indianern im Tal von Oraibi zuzuhören.

Vielleicht gab es ja tatsächlich den im Pazifik versunkenen Kontinent Kasskara (7). Vielleicht sind diese Hopi-Indianer der Wahrheit näher als wir Menschen der westlichen Welt. Dann hätte Frank Waters in seinem Buch der Hopi nicht nur einen obskuren Schamanentanz tradiert, wenn er den Weißen Bären zitiert: "Die Tänze mit den Kachina-Puppen veranstalten wir deshalb, damit sich unsere Kinder nicht erschrecken, wenn die Kachinas wiederkommen!"

Literatur und Anmerkungen

1. EFODON-NEWS Nr. 32, März/April 1996: Hierin berichtet Gernot L. Geise über einen Vortrag von Peter Abendroth während der EFODON-Jahreshauptversammlung 1996.
 2. Deutsch: Universitätsaschenbücher, UTB Mayer.
 3. Zum Beispiel Prof. Norman Golb: "Qumran - wer schrieb die Rollen vom Toten Meer?", Hoffmann und Campe.
 4. Siehe dazu: "Altjüdisches Schrifttum", A. Riessler, Verlag F. A. Kerle, Freiburg.
 5. "Das Buch der Hopi", Frank Waters.
 6. "Die Geheimnisse der Kathedrale von Chartres", Louis Charpentier, Reinbek Verlag.
 7. "Kasskara und die sieben Welten", Josef Blumrich, Knauer Taschenbuch.
-

Das Turiner Grabtuch - eine Botschaft Leonardos?

© Heinz Günther Birk; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 14/1996

Seit vielen Jahrzehnten ist das geheimnisvolle Grabtuch von Turin der Stoff, aus dem wissenschaftliche Dispute entstehen. Schließlich ist dieses Tuch nicht irgendetwas; es ist weder eine Ruine von lokaler Bedeutung, noch ein antiker Gebrauchsgegenstand. Nein, die spannende Frage, die sich stellt, lautet: ist es echt oder nicht? Haben wir tatsächlich ein Bild von Jesus Christus vor uns? Legt dieses Tuch Zeugnis vom Leiden und Sterben unseres Erlösers ab? Kein Wunder also, dass sich Wissenschaftler der unterschiedlichsten Fachrichtungen damit beschäftigen.



John Walsh, einer der bedeutendsten Grabtuchexperten, schrieb im Jahre 1963 hierzu: „*Das Grabtuch ist entweder die ehrfurchtsgebietendste und aussagereichste Reliquie, die von Jesus Christus existiert... Oder es handelt sich um eines der unglaublich ausgeklügeltsten menschlichen Fälschungen, die wir kennen. Es ist das eine oder das andere - ein Kompromiss ist ausgeschlossen!*“ Hier bringt John Walsh die Grabtuchfrage auf den Punkt. Es gibt nur ein klares Ja oder Nein. Ein bisschen falsch oder ein bisschen echt geht nicht!

An dieser Stelle sollte man vermuten, dass die Kirche alles in Bewegung setzt, um ein Echtheitszertifikat zu bekommen und interessierten Wissenschaftlern jede nur erdenkliche Hilfe zukommen lässt, die diese für ihre Arbeiten benötigen. Ein Leinentuch, auf dem das Antlitz Christi zu sehen ist, würde die Kasse klingeln lassen. Doch gerade dies tut die heilige Mutter Kirche nicht. Heimlich, wie Oma ihren Sparstrumpf hütet, versteckt die kirchliche Obrigkeit das Grabtuch. Lediglich dann, wenn der Druck der Öffentlichkeit zu groß wird, gestattet man, höchst widerwillig, einen Blick durch das Schlüsselloch.

Anders als man erwarten würde, sind es kirchenfremde Organisationen wie z.B. die STURP (Shroud of Turin Research Projekt Inc.), die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Beweise für die von ihnen postulierte Echtheit vorzulegen. Diese Verhaltensweisen der Hauptbeteiligten wollen wir im Folgenden kritisch hinterfragen.

Die kirchliche Defensivtaktik erregt schon seit langem den Argwohn unabhängiger Beobachter. Ihr seltsames Gebaren lädt natürlich dazu ein, von Verheimlichung und verborgenen Geheimnissen zu

reden. Um nun den immer drängenderen Fragen ein für allemal aus dem Wege zu gehen, entschloss man sich zur Vorwärtsverteidigung .

So hat die Kirche vor einigen Jahren unter großem Medienrummel in Turin eine C-14-Bestimmung an renommierte Institute in Auftrag gegeben. Deren hochrangige Vertreter sollten die Ernsthaftigkeit der kirchlichen Bemühungen unterstreichen. Das Ergebnis nach mehreren Monaten war dann auch - wiederum unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit - die Mitteilung, das Tuch sei eine Fälschung aus dem Mittelalter. Mehrere unabhängig voneinander arbeitende Experten stellten klipp und klar fest, dass die meisten signifikanten Befunde zwischen den Jahren 1260 und 1390 n.Chr. lagen. Als diese Mitteilung bekannt gegeben wurde, fiel den Bischöfen wohl der berühmte Stein vom Herzen. Doch die vermeintliche Ruhe an der Grabtuchfront sollte sich als trügerisch erweisen. Bereits kurz nach der Pressekonferenz meldeten sich Kritiker zu Wort.

Prof. Werner Bulst, ein Jesuitenpater, der wohl anerkanntermaßen ebenfalls zu den bedeutendsten Grabtuchexperten zu zählen ist, sorgte mit seinem Buch „Betrug am Turiner Grabtuch“ (1) dafür, dass der Hausseggen im Vatikan weiter schief hing. In nur schwer zu widerlegender Art und Weise prangert Prof. Bulst die Fälschungsaussage kirchlicher Stellen an. Das auf jeder einigermaßen guten Fotografie erkennbare Ganzkörperbild vergleicht er mit den allgemein bekannten Schilderungen in den neutestamentlichen Evangelien. Schauen wir uns seine Argumentation zusammenfassend an:

- Der Leichnam wurde nicht gewaschen (was dem jüdischen Gesetz völlig widerspricht).
- Die Spuren der Geißelung sind sichtbar.
- Die Verletzungen des Kopfes durch die Dornenkrone sind erkennbar.

Alle Verletzungen, wie sie in der Bibel beschrieben werden, sind durch moderne Hilfsmittel, wie Blutanalyse (Hämoglobin) sowie Negativfotografie, genau dort nachzuweisen, wo sie „hingehören“. Verwirrend ist dabei lediglich, dass das Ergebnis der Blutanalyse zeigt, dass in diesem Tuch kein Toter gelegen haben kann. Die Saat, die **Leonardo Da Vinci** legte, ist aufgegangen. Was jeder am Turiner Grabtuch selbst oder an einer dafür ausreichenden Fotografie sehen kann, sind folgende Fakten: *„Es ist ein Leinentuch, 4,36 Meter lang und 1,10 Meter breit, einem sehr großen Tischtuch vergleichbar. Außer Brand- und Wasserschäden“*, so Prof. Bulst weiter, *„erkennt man das schwache Bild eines unbedeckten Mannes, der die Wundmale eines Gekreuzigten hat, in merkwürdiger Anordnung, Kopf gegen Kopf. Das Körperbild hat überall den gleichen Farbcharakter, etwa strohgelb.“*

Diese Beschreibung des hochrangigen Grabtuchforschers Prof. Bulst wird im Verlauf unserer Diskussion genau die Argumente liefern, die für eine Fälschung sprechen. Vor allem das folgende Zitat aus seinen Publikationen führt uns auch auf die Spur des Fälschers: *„Sollte ein Maler des 13. Jahrhunderts, so wie es die Carbonatierung fordert, ein Negativbild gemalt haben - ein halbes Jahrtausend vor Erfindung der Fotografie? Eine absurde Vorstellung!“* In diesem Statement finden sich zwei entscheidende Begriffe, nämlich „Fotografie“ und „Maler“.

Mit kriminalistischem Spürsinn haben wir den Täter entlarvt: sein Name lautet **Leonardo Da Vinci** (1452 - 1519). Maler war er zweifelsohne, wie jeder weiß. Aber Fotograf? Nun, der Autor dieser Zeilen hat nicht etwa zu tief ins Glas geschaut. Leonardo als Fotografen zu bezeichnen, ist keineswegs absurd, wie wir im Folgenden noch sehen werden. Gegner und Befürworter der Diskussion über die Echtheit des Grabtuches haben ja gerade das deutlich sichtbare Negativbild zur Stützung ihrer jeweiligen Position herangezogen. Einerseits heißt es, der nicht zu übersehende Fotocharakter im Verbund mit den C-14 Bestimmungsergebnissen (1260 - 1390) würde den klaren Beweis dafür erbringen, dass das Foto nur ungewollt durch irgendwelche Chemikalien bei der Grablegung Christi entstanden sein könnte. Auch werden sogenannte überirdische „Energieblitze“ gerne als Erklärung genommen. Andererseits, so die Gegner eines Echtheitszertifikates für das Grabtuch, müsse gerade dieser Fotocharakter für eine

Fälschung in jüngerer Zeit sprechen. Firmen wie Kodak, Agfa oder Fuji existierten vor 2000 Jahren noch nicht. Alles klar, so wie jeder es für seinen speziellen Fall gerade braucht, präsentiert jeder „seine unwiderlegbaren Indizien“. Ein Hurra auf die Wissenschaft!

Nun benötigt man allerdings zur Herstellung eines Fotos nicht unbedingt silberbeschichtete Filme, wie sie heutzutage jeder Fotograf verwendet. Mit Eisenoxid geht's auch, selbst wenn die Qualität nicht dem modernen Standard entspricht. Tatsächlich stellten Wissenschaftler auf dem Grabtuch ungewöhnlich hohe Konzentrationen von Eisenoxid fest. Um hier ein wenig Licht ins Dunkel zu bringen, lohnt es sich, sich mit der Person des Leonardo Da Vinci etwas näher zu beschäftigen.

Als Maler war man im 15. Jahrhundert zwangsläufig auch Alchimist. Es gab keine fertigen Mischfarben zu kaufen. Jeder Maler hatte zu ihrer Herstellung sein eigenes, streng geheimes Rezept. Noch heute stehen Kunstexperten vor einem Rätsel, wenn sie versuchen, gerade die Farbmischmethode dieses genialen Mannes zu enträtseln. Zwangsläufig wird Leonardo mit den verschiedensten Materialien experimentiert haben. Bereits der Römer Plinius legte seinen Zeitgenossen ans Herz, kein Eisenoxid zur Verschönerung ihrer Villen zu verwenden, da dies zu hässlichen Verfärbungen führen würde. Leonardo kann man durchaus unterstellen, dass ihm solche antiken Schriften bekannt waren. Kurzum, mit den damals bekannten Mitteln hätte man ohne weiteres ein Foto herstellen können.

Doch hier gibt es ein weiteres Problem: Ein solch großformatiges Bild erfordert eine Mindestbelichtungszeit von 12 - 14 Stunden. Entsprechende Scheinwerfer, so ein durchaus zutreffendes Argument, habe es vor 500 Jahren noch nicht gegeben. Dennoch gab es einen solchen Lichtspender - und zwar die italienische Sonne. In Florenz, oder wo immer Leonardo sein Foto gemacht hat, reichte das Sonnenlicht aus.

Die englischen Sindonologen (Leichentuchforscher) **Picknett/Prince** (2) geben für unsere Diskussion noch einige sehr wichtige Dinge zu Protokoll. Sie weisen darauf hin, dass Leonardo unter anderem auch als Anatom zu bezeichnen ist. So soll er mitunter mit beiden Armen in Leichen „herumgewühlt“ haben. Von dieser ziemlich gesicherten Überlieferung ausgehend, diskutieren die Sindonologen folgendes Szenario: Leonardo hätte sich wieder einmal eine Leiche besorgt. Dieser hätte er, entsprechend den Verletzungen, welche Jesus auf seinem Leidensweg zugefügt wurden, präpariert. Tatsächlich sind diese auch deutlich zu erkennen. Allerdings, so Picknett/Prince weiter, habe er nur einen Torso verwendet, für den Kopf stattdessen ein Gipsmodell. Und nun wird es noch geheimnisvoller.

Wie so oft, so wurden auch hier die „Aha-Effekte“ durch Unmündige ins Rollen gebracht. Mrs. Picknett präsentierte auf einer Ausstellung ein maßstabsgetreues Foto des Grablinnens. Einer mit ihr befreundeten Dame zeigte sie ihr Prunkstück persönlich. Mit von der Partie war die Tochter jener Dame, die auf den Namen Abigail Nevill hörte. Auch dieses kleine, 7jährige Mädchen betrachtete das Grabtuchfoto. Wie Kinder nun mal sind, plapperte die junge Dame munter drauf los: „*Warum ist sein Kopf so klein und warum sitzt er so falsch?*“

Dieses völlig unerwartete Statement sorgte dann für den Knalleffekt. Vor allem Mrs. Picknett kam an dieser Stelle die Erleuchtung, als sie noch einmal genauer hinschaute. Ja tatsächlich, die kleine Abigail hatte den berühmten Nagel auf den Kopf getroffen. Der Kopf war wirklich zu klein - schief und falsch saß er außerdem. Kindermund tut eben Wahrheit kund. Abigails Kommentar verriet Kritik an der mangelhaften Arbeit des Künstlers.

Zwar gibt es einen anatomischen Toleranzbereich im Vergleich der Größenverhältnisse zu Kopf und Körper, der bei keinem Menschen, welcher „Rasse“ er auch angehören möge, weder über- noch unterschritten wird. Bei dem Kopf, der auf dem Tuch ersichtlich ist, ist dies jedoch in erheblichem Maße der Fall. Aber - was noch wichtiger ist - die Aussage Abigails, der Kopf sitze falsch, ist noch bedeutsamer.

Mrs. Picknett legt hier deutlich nahe, dass eine klare Zäsur zwischen Kopf und Körper erkennbar ist. Das heißt natürlich, dem Delinquenten wäre der Kopf vom Torso getrennt worden. Anders

ausgedrückt: er wurde enthauptet. Hier scheint die Botschaft des Leonardo erkennbar. Christi wurde, wie man in den Evangelien nachlesen kann, gekreuzigt. Enthauptet wurde hingegen der Priester in der Wüste, besser bekannt als Johannes der Täufer.

Ist dies die Botschaft Leonardo Da Vincis? Stimmen die bis hierher diskutierten Thesen mit der Wirklichkeit überein? Haben wir uns vielleicht in einen Spekulationsdschungel begeben, ohne die Machete mitzunehmen? Die Gefahr, vom Dschungel hypothetischer Wenn's und Aber's überwuchert zu werden, ist an dieser Stelle natürlich groß. Den Einwand, selbst die Kenntnis und das Vorhandensein aller Chemikalien, um ein Foto herzustellen, reiche als Beweis nicht aus, um diesem Genie die Grabtuchfälschung in die Schuhe zu schieben, werden wir im Folgenden noch näher beleuchten. Der so argumentierende kritische Leser hat natürlich recht. Juristisch gesehen, ist das bis hierher vorgelegte Material lediglich ein Indiz, jedoch kein Beweis. Man müsste korrekterweise formulieren: er hätte es gekonnt, wenn er die Kombination von „Laterna-Obskura“, Alchemie, sowie Plinius' Außenarchitektur gekannt und angewendet hätte. Fehlt nur ein Teil aus dieser Kette, erscheint die vorgetragene Argumentation brüchig, wenn nicht gar fragwürdig .

Doch es gibt noch ein weiteres Szenario, das Leonardo als „Täter“ entlarvt. Wie zuvor schon besprochen, soll neben dem Titel Fotograf nun sein Meisterbrief, der ihn unzweideutig als Maler ausweist („Ungläubigen“ sei in diesem Zusammenhang ein Besuch des Pariser Louvre empfohlen, wo die Gelegenheit besteht, seine Fähigkeiten anhand der Mona Lisa zu bestaunen), für unsere Besprechung von Bedeutung sein. Wir wollen uns an dieser Stelle mit seiner Biographie, seinem Leben, näher beschäftigen (siehe 3).

Prof. Bulst führt in seinem Buch „Betrug am Turiner Grabtuch“ (1) zum Beweis, das Grabtuch von Turin sei keine Fälschung, das „Pinselargument“ ins Feld. Nach seinen Ausführungen sind keine Pinselspuren erkennbar, was jedoch unabdingbar nötig wäre, hätte irgendwer als „Kujau des Mittelalters“ das blutdurchtränkte Linnen bemalt. Doch lesen wir in der Biographie des Mr. Bramley nach, ist das Bulstsche Pinselargument kein Grund für einen Freispruch für unseren Herrn aus Vinci! Als Beweis führt Mr. Bramley eines der bedeutendsten Werke dieses größten Malers aller Zeiten an, nämlich die „Taufe Christi“. So schreibt Bramley hier:

*„Durchleuchtet man die Taufe Christi mit Röntgenstrahlen, so wird der Unterschied zwischen seiner und Verrocchios (Der Meister und Lehrer Leonardos; Anm. des Autors) Technik auf verblüffende Weise deutlich. Während der Meister noch immer eine Zwischentechnik verwendet, bei der sich die Gestaltung, als handelte es sich um eine Malerei mit Wasserfarben, dadurch ergibt, dass man das Licht mit Hilfe einer Bleiweißmischung aufträgt (die die Röntgenstrahlen abbremst und daher gut zu sehen ist), trägt Leonardo sehr dünne Lagen ohne Weiß übereinander auf. Seine Methode ist so glatt, so fließend, dass man **keinerlei Pinselspuren** entdeckt. Die Röntgenstrahlen werden nicht abgebremst (was bei jeder herkömmlichen Farbe passiert; Anm. des Autors). Dort, wo sich das Gesicht eines Engels befindet, ist auf der Röntgenaufnahme lediglich ein großes Loch zu sehen. In **keinem** seiner Gemälde verwendet Leonardo Temperafarben. Er malt immer in so dünnen Schichten, dass der Holzuntergrund in einer Röntgenaufnahme zu erkennen ist, indem er sehr feine Ölschichten, extrem leichte Säfte aufträgt, die allmählich vom Hellen zum Dunklen übergehend - ausschließlich den **bloßen Körperteilen** vorbehalten sind. Das Licht dringt durch die Farbschicht wie durch ein farbiges Glasfenster, um von der weißen Leinwand reflektiert zu werden. Auf diese Weise entsteht der Eindruck, dass das Licht aus den Figuren selbst strahlt. Die Farbschichten des Gemäldes »Heiliger Johannes der Täufer«, das letzte Werk Leonardo Da Vincis, verfügen über eine solch geniale Dichte, dass die Röntgenstrahlen, wie immer man es auch anstellt, überhaupt nichts anderes preisgeben, als einen gleichmäßigen Schleier. Sie bieten keinerlei Anhaltspunkt, so dass man Röntgenaufnahmen dieses Gemäldes nicht wiedergeben kann.“*

Doch lassen wir den Meister, unseren Tatverdächtigen, selbst zu Wort kommen. In seinem Traktat über die Malerei lesen wir: „Die Maler, welche die Tiefe der Gegenstände darstellen wollen, müssen ihren

Untergrund mit einem Halbschatten bedecken, danach die dunkelsten Schatten auftragen und als letztes die wesentlichsten Lichter.” (Codex Urbinas Latinus 224 a).

Serge Bramley kommentiert ziemlich trocken: „*Dieser Satz (aus seinem Codex) legt in groben Zügen die Malweise offen. Leonardo präzisiert zudem seine Anschauung - die Tiefe ist die Seele der Malerei.*”

Nun können wir nach der Lektüre dieses Textes in aller Ruhe auf den Boden unseres Themas zurückkehren, obwohl wir diesen Argumenten noch in anderem Kontext wieder begegnen werden. Alle diejenigen, die an der Fotostelle Beweisnot reklamieren, seien vor dem über alle Maßen großen Malergenie gewarnt. Man sollte nie die Rechnung ohne den Wirt machen. Vorstehende Bramley-Zitate führen uns zu Leonardos Botschaft zurück. Ereignisse, bei denen Infrarot- oder Röntgenstrahlen ungehindert durch vermeintliche Farbschichten dringen, besprechen beispielsweise die Brüder Fiebag in ihrem Buch „Himmelszeichen” (Verlag Langen Müller). Dort beschreiben die Herren ein durchaus ähnliches Phänomen - das Marienwunder im mexikanischen Guadeloupe (im Folgenden verkürzt wiedergegeben).

Ein zum Christentum bekehrter Azteke wanderte Anfang des 16. Jahrhunderts durch die verschneiten mexikanischen Berge, um Hilfe für seinen erkrankten Vater zu finden. Arztpraxen und Apotheken gab es zu jener Zeit nicht in jedem Dorf. Auf seinem Weg erschien ihm plötzlich die „heilige Jungfrau”, die ihn mit einer Botschaft betraute, welche er dem Bischof in Guadeloupe überbringen sollte. Zuerst lehnte er ab, da er Hilfe für seinen Vater holen wollte, doch die Erscheinung versprach, dass diesen seine Krankheit bereits verlassen habe. Als sich der Azteke davon überzeugt hatte, dass sie die Wahrheit sprach, begab er sich also zum Bischof.

Nachdem er dort mehrere Male vorgesprochen und jeweils viele Stunden gewartet hatte, schenkte man ihm endlich Gehör. Dem Ersuchen der heiligen Jungfrau, an einer bestimmten Stelle ein Heiligtum für sie zu bauen, schenkte der Bischof keinen Glauben. Er beauftragte unseren Helden, einen Beweis dafür beizubringen, dass dieser wirklich mit der Gottesmutter gesprochen habe. Völlig zerknirscht kehrte der Azteke zum Ort der Erscheinung zurück. Dort wurde ihm mitgeteilt, dass er am folgenden Tage noch einmal wiederkommen sollte. Am nächsten Morgen erhielt er dann den Auftrag, auf einen Berg zu steigen, um dort die Blumen, die er finden würde (im Winter!), zu pflücken und in seine Tilma zu stecken. Anschließend sollte er diese schließen und erst wieder öffnen, wenn er erneut vor dem Bischof stand.

So geschah es dann auch. Nach abermaligem langem Warten in Guadeloupe wurde er endlich vorgelassen. Anwesend waren, neben seiner Eminenz dem Erzbischof auch dessen Amtsbruder, sowie mehrere, nicht näher benannte Personen. Der Azteke - das „kleinste Söhnchen”, wie ihn die Marienerscheinung nannte - trat mit der geschlossenen Tilma und wackeligen Knien angesichts der hochgestellten Persönlichkeiten vor seine Eminenz und öffnete weisungsgemäß seinen Mantel. In diesem Moment geschah das Wunder von Guadeloupe. Die Blumen fielen zu Boden und in der geöffneten Tilma erschien die heilige Jungfrau - als Bild auf dem Stoff, wohlgemerkt. Allein dieser Umhang war etwas Besonderes. Aus einfachstem Gewebe gefertigt, wurde er von den Ärmsten der armen Indios jeden Tag getragen, da sie sich kein zweites Kleidungsstück leisten konnten. Selbst bei äußerster Pflege (4) hielt er nur einige Jahre. Anders sieht es jedoch mit gerade dieser Tilma aus. Sie ist noch nach den 400 Jahren, die seit dem Wunder vergangen sind, gut erhalten. Erst seit 200 Jahren schützt man dieses geheimnisvolle Tuch. In der Zeit vorher lag das gute Stück in der Kapelle, um die die Marienerscheinung gebeten hatte. Weder Kerzenrauch und Wachs, noch Tränen und Schweiß der Pilger (mancher rieb in der Hoffnung auf Heilung seine offenen Wunden daran) konnten dem Leinentuch etwas anhaben.

In den sechziger Jahren wurde es dann sowohl von Fotoexperten der Firma Kodak, als auch von einem Augenarzt näher untersucht. Dieser stellte fest, dass sich in den Augäpfeln der dargestellten Jungfrau die erstaunten Anwesenden widerspiegeln. Anhand von zeitgenössischen Gemälden ist es gelungen (4), den Erzbischof und seinen Amtsbruder zu identifizieren. Nach Aussage der Kodak-Experten hat

das auf der Tilma erschienene Bild alle Eigenschaften eines Fotos - lange vor der „offiziellen“ Erfindung der Fotografie.

Interessanter noch als diese Einschätzung ist allerdings die Analyse des Leinenstoffes. Neben der unglaublichen Haltbarkeit von 400 Jahren (bisher sollen keinerlei Schäden erkennbar sein) ist vor allem das Marienbild interessant. Mit ähnlichen Argumenten, wie sie in Bezug auf das Grabtuch vorgetragen werden, wird die Möglichkeit des Aufmalens dieses Bildes in Abrede gestellt. An roten Farbstellen geht infrarotes Licht hindurch; das heißt, Infrarot-Strahlen werden nicht abgebremst. Auch Röntgenstrahlen - damit wären wir wieder beim Grabtuch - gehen problemlos durch die Farbschichten hindurch. Dies würde normalerweise eindeutig *gegen* eine gemalte Fälschung sprechen. Dennoch, wenn wir an die Malweise des Meisters Leonardo denken, könnte ein Malen vorstellbar erscheinen.

Dieses recht ähnliche Problem hat wiederholt dazu geführt, dass Autoren, die sich mit dem Grabtuch von Turin beschäftigen, immer wieder fordern, Grabtuch und Tilma miteinander zu vergleichen (z.B. 5). Aber Leonardo Da Vinci? Ein Mann, der den überwiegenden Teil seines Lebens in Italien verbrachte? Was sollte er schon mit dem Wunder von Guadeloupe zu tun haben? - Vielleicht mehr, als es auf den ersten Blick scheint. Kehren wir aber vorerst noch einmal zu dem Grabtuch und dem Mann aus Vinci zurück.

Mit einiger Sicherheit (3) wurde der uneheliche Leonardo ab seinem 5. Lebensjahr von seinem Vater, dem florentinischen Notar Ser Pietro, erzogen. Dieser nahm ihn, vermutlich in seinem 13. Lebensjahr (Unehelichen war zu damaliger Zeit eine universitäre Ausbildung versagt), mit nach Florenz, wo er ihn in die Obhut seines Freundes, des bekannten Bildhauers Vericcocho, gab. Nun wird es interessant. Um eine Skulptur, die einen Menschen darstellen sollte, möglichst wirklichkeitsgetreu gestalten zu können, wurde in Vericcochos Werkstatt erstmalig mit Gips und Leinen experimentiert. Leonardo, gelehriger und überaus talentierter Schüler, oftmals schon in jungen Jahren seinen Meister übertreffend, soll, so Serge Bramley (4) weiter, diese Technik weiter entwickelt und vervollkommen haben.

Nahm Leonardo hier also einen Torso, schlug das Leinen über den Körper und malte mit Blut (seinem Blut?) die von den neutestamentlichen Evangelien beschriebenen Verletzungen in der zuvor besprochenen Weise auf? Auch das von Prof. Bulst (1) gebrauchte Statement: „...überall den gleichen Farbcharakter - etwa strohgelb.“ klärt sich nunmehr. Dies ist natürlich der Nachteil eines präparierten und bemalten Fotomodells; ohne Kühlvorrichtung, der sengenden und unbarmherzigen Sonne Italiens ausgesetzt, ergeben sich unangenehme Begleiterscheinungen. Kühlt man eine Leiche nicht, sondern setzt sie stattdessen einer großen Wärmequelle aus, beschleunigt sich die Verwesung enorm. Leinen nimmt, wie so manche Hausfrau weiß, Flecken dankbar auf; also auch die sich ins strohgelb verfärbende Körperflüssigkeit eines Verstorbenen.

Doch wo hätte das Genie Leonardo dieses blasphemische Meisterstück herstellen können? Wohl kaum in der Werkstatt Vericcochos; auch nicht in späterer Zeit in seiner eigenen. Man stelle sich eine solche Werkstatt nur einmal vor. Dies war kein Privatatelier des Meisters. Eine recht beachtliche Anzahl von Lehrlingen sowie andere Künstler sorgten für Leben in der Bude. Auch wohnten die Lehrlinge - wofür meistens deren Eltern noch für Kost und Logis aufkamen - in den Räumlichkeiten. Das Hantieren mit Leichen und alchimistischen Tricks wäre nicht verborgen geblieben, zumal die heilige Mutter Kirche ebenfalls stets wachsam war. Das heißt, Leonardo hätte nur an einem geheimen Ort arbeiten können. Diesen gab es allerdings, worauf wir im Folgenden noch näher eingehen werden. Darüber hinaus konnten große Projekte sowieso nicht in der Werkstatt erstellt werden. Zum Beispiel eine Wand mit einem Fresko zu bemalen, war nur an Ort und Stelle möglich. Folgen wir hier noch einmal der hervorragenden biographischen Darstellung des Serge Bramley: „Als er in Florenz am Karton der *‘Schlacht von Anghiari’* arbeitete und seine Werkstatt im Hospital Santa Maria Novelia eingerichtet hatte, bot sich ihm die Gelegenheit, verschiedene Sektionen zu sehen und auch selbst durchzuführen - in einer für ihn eingerichteten Werkstatt, um das bei ihm in Auftrag gegebene Fresko zu erstellen.“

Bekam hier Leonardo, der sich zuweilen über die allzu schnelle Verwesung seiner Studienobjekte

beklagte, das, was er für sein Grabtuch brauchte, fernab von seinem eigentlichen Werkstattbetrieb? Wenn in diesem Hospital die Obduktion Verstorbener an der Tagesordnung war, fiel es vielleicht gar nicht so auf, was der Meister eigentlich tat. Über seine anatomischen Studien berichtet Leonardo in seinen Arbeitsheften.

Seine Diagnosen lassen vermuten, dass er Krankheiten wie Krebs und Arteriosklerose bereits erkannt hat. Bramley schildert, dass er diese Erkenntnisse nach den Obduktionen eines zweijährigen Kindes sowie eines nahezu hundertjährigen Greises gewonnen habe. Doch - folgen wir an dieser Stelle noch einmal seinen Ausführungen - erfahren wir etwas, was für unsere Besprechung von Wichtigkeit ist: „...und auch den Leichnam eines Gehenkten (siehe auch 2), dessen männliches Glied voll aufgestauten Blutes war.“

Aus diesem Grunde seien die Hände des „Gekreuzigten“ schamvoll über das „Gemächte“ gelegt, wie es sowohl Prof. Bulst (1), als auch Picknett/Prince (3) explizit beschreiben. Vor allem die englischen Sindonologen weisen darauf hin, dass das züchtige Mittelalter eine offen erkennbare männliche Scham nicht toleriert hätte. Auch machen sie klar, dass die Hände wohl schwerlich in derart vorteilhafter Weise, rein zufällig, über den Genitalien zu liegen gekommen wären - präpariert quasi, um auf den „übernatürlichen Energieblitz“ zu warten. Das Bild eines Gehenkten, dessen Glied voll aufgestauten Blutes war, hätte Leonardo sicher arg in Verlegenheit gebracht. Er musste alles tun, um diese Unannehmlichkeit nicht auf seinem Werk sichtbar werden zu lassen.

Doch, was bezweckte er mit der Herstellung dieses Grabtuches? Was wollte dieses, auch von uns nicht mehr verstandene, Genie damit sagen? War der Meister ein Ketzer oder ein Katharer? Viele Fragen. Nach den Evangelien wurde Jesus von Nazareth ans römische Kreuz geschlagen. Gehenkt hingegen wurde Johannes der Täufer - ein Gemälde, das Leonardo erst kurz vor seinem Tod vollendet haben soll. Sollte dies ein Hinweis darauf sein, dass in Wirklichkeit der Täufer der wahre Messias war, wie es auch die Täufersekten postulieren? Wenn die Glaubensgemeinschaft der Mandäer, die im heutigen Irak lebt, vom „falschen Propheten“ (Jesus von Nazareth) spricht, hat sie dann dadurch Leonardos Weisheiten tradiert? Wieso aber - diese Frage wurde ja aufgeworfen - sollte die merkwürdige Grabtuchmalerei, ca. 100 Jahre nach seinem Tod, im mexikanischen Guadeloupe wieder auftauchen?

Genauso rätselhaft und geheimnisvoll, wie er gelebt hat, ist Leonardo auch gestorben. Serge Bramley berichtet, dass er 1515, vier Jahre vor seinem Tod, Italien verließ, um am Hofe des französischen Königs zu wirken. Dort soll er, folgen wir Bramley (4), auch verstorben sein. Allerdings, das ist wichtig, hat er in Frankreich nicht mehr gemalt. Keines seiner Gemälde ist dort entstanden. Darüber hinaus seien sein Tod, seine Bestattung und der Verbleib seiner sterblichen Überreste nicht völlig geklärt.

- Leonardo Da Vinci starb im Jahre des Herrn 1519, eine äußerst verdächtige Jahreszahl.
- 1519 landete der Conquistador Cortez in Mexiko.
- 1519 war das Jahr, für das den Völkern Mexikos die Wiederkunft der Götter prophezeit war.

Dies alles lädt natürlich zu Spekulationen ein. Könnte die Tilma aus Guadeloupe auf eine neue Technik des Meisters aus Vinci hindeuten? Fuhr vielleicht einer seiner Schüler mit Cortez in die neue Welt? Machte dieser jemanden mit Leonardos spezieller Mal- und Fototechnik vertraut? Einer seiner Helfer (Leonardo war ja auch Geograph) begleitete Christoph Columbus auf seiner Fahrt nach Amerika. Dieser hatte den Auftrag, den Seeweg nach Indien zu kartographieren. Verfügte Leonardo möglicherweise über die sagenhafte Piri-Reis-Karte, eine Karte, auf der sowohl Nord- als auch Südamerika verzeichnet waren?

War er tatsächlich ein Großmeister der geheimen Tempel, die 1308 vom Papst verboten wurden? Betrachtet man seine großartigen und rätselhaften Werke, wäre es ihm durchaus zuzutrauen, die

Geheimnisse dieses Ordens zu wahren. Dann könnte man diesem weltoffenen Mann auch unterstellen, sowohl den Genueser Columbus, als auch dessen Schwiegervater, den Großmeister des portugiesischen Christusordens, gekannt zu haben. Wäre Leonardo Da Vinci im Besitz der sagenumwobenen Piri-Re'is-Karte gewesen, könnte man den Satz im Logbuch des Columbus verstehen, der da lautet: „*Nach meiner Karte (??) müssten hier Inseln (Karibik) sein.*”

Hatte der Templergrößenmeister Leonardo (6) mehrere Kopien dieser Karte angefertigt? Hatten die Osmanen, deren Oberkommandierender der türkische Admiral Piri Re'is war, eine Karte von gefangenen spanischen Seeleuten erbeutet? Es bleiben viele Rätsel, aber wer sonst, außer Leonardo, hätte eine solche Karte sein Eigen nennen können? Warum nicht er, der unter anderem Unterseeboote, Taucheranzüge, Kontaktlinsen und vielleicht das erste (Grabtuch-) Foto der Menschheit herstellte? Hatte er als Großmeister die Technik der Götter in Verwahrung? War er es, der irgendwann das Jesus-Evangelium fand?

In diesem Falle wäre das Grabtuch von Turin seine Botschaft an kommende Generationen. Es würde unterstreichen, was Jesus in den gnostischen Schriften zu seinen Jüngern sagt: „*Ich war, bevor Adam war!*” Vielleicht war dies eine Aufforderung des Florentiners an heutige Zeitgenossen: „*Elende Sterbliche, öffnet die Augen!*”

Literatur

- (1) „Betrug am Turiner Grabtuch“, Prof. Bulst - Knecht Verlag
- (2) „Die Jesus-Fälschung“, Picknett/Prince - Verlag Lübbe
- (3) „Leonardo Da Vinci“, Serge Bramley - Verlag rororo
- (4) „Himmelszeichen“, Dr. Johannes und Peter Fiebag - Verlag Langen Müller
- (5) „Das Grabtuch von Turin“, Ulrich Schaper - in: SETI 3/94
- (6) „Der heilige Gral und seine Erben“, Lincoln/Baigent/Leigh

Vom Matriarchat zum Patriarchat

Märchenhafte Gedanken über die Zeitzeugenberichte in den Märchen

© Gudrun Strüber; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 14/1996

Es war einmal....

Sind Märchen über Jahrtausende hinweg gerettete verschlüsselte Nachrichten? Dieser Frage wollte ich nachgehen und dabei gezielt nach Informationen suchen über die Zeit, als das Matriarchat unterging und das Patriarchat sich konstituierte. Da es über diesen Zeitabschnitt nur wenige und widersprüchliche Informationen gibt, wollte ich auf diesem Weg versuchen, mehr zu erfahren. Insbesondere über die Bedingungen, unter denen unsere heutige Gesellschaftsform entstanden ist und warum sie sich so und nicht anders entwickelt hat. Nachdem ich mit der Entschlüsselung der Märchen begonnen hatte, sah ich voll Freude, dass die Märchen auch Zukunftsratschläge bereithalten, die wir so dringend benötigen. Nur wenn wir verstehen und wissen, warum, kann das Miteinander der Menschen und der Menschen mit der Natur wieder ins Gleichgewicht gebracht werden.

Der von der Wissenschaft immer noch nicht anerkannte Historiker *J. J. Bachofen* schrieb im neunzehnten Jahrhundert in seinem Buch „Das Matriarchat“ sinngemäß folgendes:

Im Patriarchat war es nicht möglich, Märchen und Mythen über das Matriarchat zu erdichten, weil die Denkungsart des Matriarchats den Menschen fremd geworden war.

Für ihn war dies der Beweis, für die Echtheit und das Alter der Märchen und Mythen.

Erich Fromm schrieb in seinem Buch „Märchen, Mythen und Träume“:

Untergegangene Kulturen wurden zu Mythen und diese im Laufe der Zeit zu Märchen. Der wesentliche Inhalt ist in der Verschlüsselung der Symbolsprache erhalten geblieben. Diese ist weltweit verbreitet und im Bewusstsein jedes Menschen gespeichert. Nur der Zugang zu ihr und die Benutzung muss geübt werden.

Märchen sind in mehreren Leseebenen geschrieben. Die Leseebene der Menschheitsgeschichte ist relativ leicht zu erkennen. In meinem Buch „Märchenhafte Gedanken“¹ habe ich die Märchen „Dornröschen“, „Schneewittchen“, „der gestiefelte Kater“ und „Aschenputtel“ systematisch, Wort für Wort und Satz für Satz durchforscht und die Ergebnisse in allen Einzelheiten aufgeschrieben. Begonnen habe ich mit dem Märchen „Dornröschen“, weil bei diesem Märchen Herkunft und Alter weitgehend erforscht sind. Der erste Anhaltspunkt war folgender Satz:

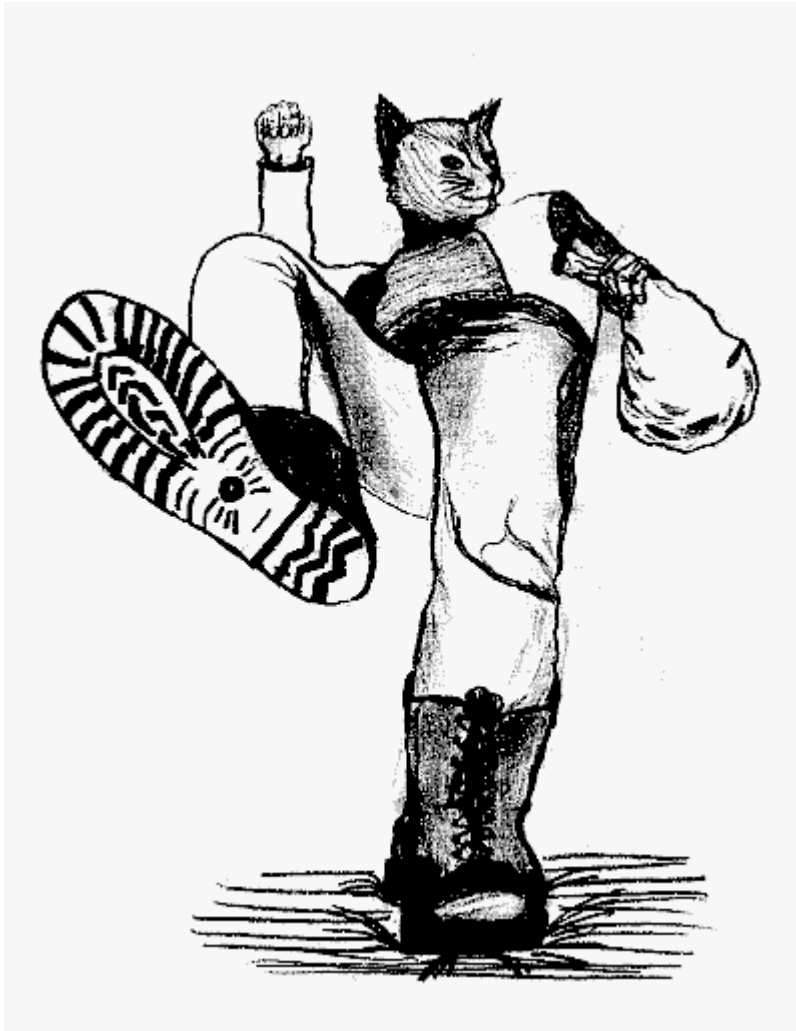
„.....Es waren aber dreizehn in seinem Reiche. Weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so musste eine von Ihnen daheim bleiben....“

Dieser Satz hat eine wichtige symbolische Bedeutung, denn die genannte Tatsache ist die Grundlage des folgenden Märchengeschehens. Mit den Tellern wird der vorhandene Platz gemeint sein, denn Teller gibt es erst seit ein paar hundert Jahren. Nun stellt sich die Frage: für was gab es vor 4000 Jahren nur zwölf Plätze, und was hat die Anzahl 13 zu bedeuten?

Die Antwort ist nach dieser Fragestellung klar: Die dreizehn Monate der matriarchalen Zeitrechnung nach dem Zyklus der Frau und des Mondes und die zwölf Monate in der Sonnen-Zeitrechnung des Patriarchats.

Der König lädt zum Fest nur seine Verwandten ein. Im Patriarchat wurde die Frau in die Sippe des Mannes aufgenommen. Um die Frauen nicht zu sehr zurückzustoßen, lädt er auch die weisen Frauen ein. Dieser Tatbestand ist für mich der Beweis, dass das Märchen in der Übergangszeit von einer Gesellschaftsform in die nächste entstanden ist.

Ich habe dann das Märchen von Anfang an aus der Symbolsprache „übersetzt“ und bin zu folgenden Schlüssen gekommen:



Dieses vorliegende Märchen ist mit Sicherheit in der Zeit entstanden, als für die Menschen gewiss wurde, dass das Matriarchat untergehen muss. Viele kleine Ansätze der neuen Gesellschaftsform waren schon vorhanden. Doch wurde noch an alten Riten festgehalten. Die Unsicherheit und Hilflosigkeit wird sehr gut beschrieben. Die Frau gehört z.B. schon zur Sippe des Mannes, Fruchtbarkeitsfeste werden aber noch gefeiert. Die neue Zeitrechnung setzt sich durch, aber die Macht der Weisen Frauen ist noch stark und löst jetzt Furcht aus. In dieser Situation tritt dieses Märchen als Warner auf. Als größte Gefahr wird beschrieben, dass die Kräfte der weiblichen Sexualität im gesamten Gesellschaftsbereich fehlen werden. Die Aufzählung, was dann alles fehlen wird, ist sehr eindrucksvoll und für uns heute gut begreifbar. Wir leben jetzt in einer Zeit, in der das alles eingetroffen ist. Einige wenige Menschen haben begriffen, dass wir uns, mit diesem Verhalten, in einer Sackgasse verrannt haben. So wie jetzt kann es nicht weitergehen, sonst zerstören wir uns selber. Ratlos wird vieles versucht, aber keine Änderung erreicht. Hier gibt uns das Märchen den Rat, das „Dornröschen“, die schlafende Seele der Frauen, wieder aufzuwecken. Als erstes muss die Dornenhecke, die das patriarchale Denken um die Frau errichtet hat, durchlässig gemacht werden. Das bedeutet eine große Umwandlung im Denken. Mit Gewalt oder Gesetzen kann das nicht erreicht werden, sondern nur durch Einsicht und Mut. Der „Patriarch“ wird dann feststellen, dass viele Fähigkeiten, die wir dringend brauchen, noch vorhanden sind. Sie müssen nur geweckt werden. Der Prinz im Märchen findet im Schloss die Schlafenden und sucht nach der Lösung dieses Rätsels. Der Schlüssel zum Aufwecken liegt in der schlafenden Frauenseele und ihren Fähigkeiten. Bekommt diese Seele wieder das Mitspracherecht, so gibt es eine Möglichkeit, dass sich das gesellschaftliche Bild ändern kann. Das

bedeutet nicht zurück zum Matriarchat, denn das musste aus vielen Gründen untergehen, sondern zu einem neuen Miteinander.

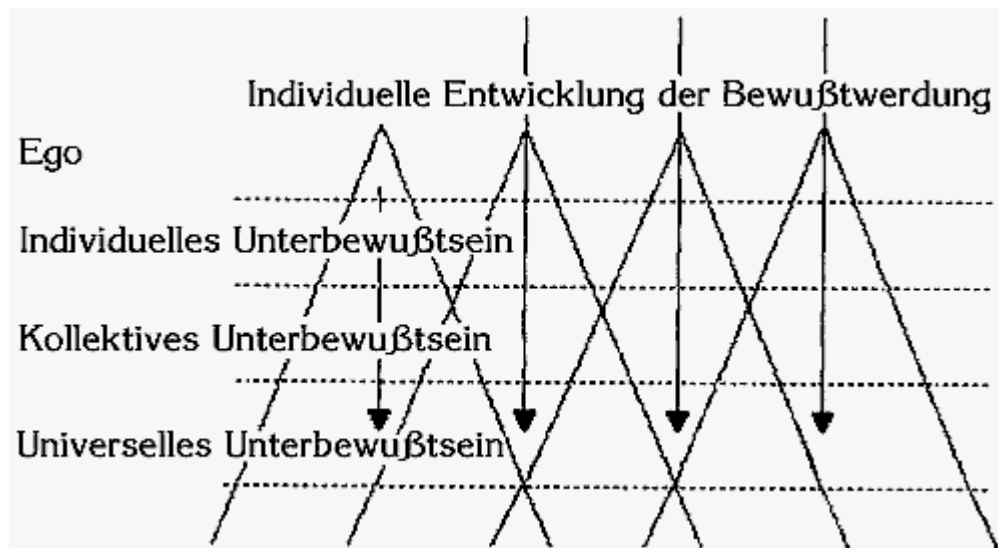
Dies Märchen gibt keinen Aufschluss darüber, **warum** hier ein Mann (Prinz) in der Zukunft den Anstoß zu dieser Umwandlung geben soll. Die Frage bleibt offen, warum Dornröschen nach den verschlafenen hundert Jahren nicht allein aufwacht und handelt. Die Märchenerzähler von damals müssen geahnt haben, dass dieses Aufwecken nur von der Seite des Mannes aus geschehen kann. Vielleicht erfahren wir den Grund hierfür in den anderen Märchen.

Immer wieder bin ich bei der Übersetzung auf das untergegangene Wissen der Frauen aus dem Matriarchat gestoßen: „Die weisen Frauen, das Wissen um Geburt und Tod, der Wald als Symbol für das Unterbewusstsein, die andere Art zu denken“.

Dieses untergegangene Wissen beruht auf der Nutzung der tieferen Schichten des Bewusstseins, die den Frauen im Matriarchat geläufig war. Wir kennen es heute fast nur noch von den Kindern, und wenn wir im Traum an dieses Wissen herankommen, können und wollen wir es nicht verstehen. Nur das Wissen, das uns unsere fünf Sinne, oberhalb der Bewusstseinsschwelle, vermitteln, wird als Realität akzeptiert. Die Folge ist, jedes Individuum ist allein - ohne mentale Berührung mit anderen Menschen. Die obenstehende Grafik macht dieses deutlich.

Der Aufbau des Bewusstseins:

Die weisen Frauen im Matriarchat konnten die Bewusstseinsschwelle durchdringen und mit den Kräften des Unterbewusstseins arbeiten. Diese Fähigkeit ist mit der Verbrennung der „Hexen“ fast gänzlich ausgerottet, denn es war nicht nur überliefertes Wissen und Können, sondern auch genetisch bedingtes, anderes Denken. Ich habe dieses Denken als global-sinngerichtet bezeichnet. Nach Auskunft der Gesellschaft für Deutsche Sprache ist das Wort global nicht nur weltumfassend, sondern allumfassend, schließt also alle möglichen Denkebenen ein, einschließlich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es bezieht Gefühle ebenso ein, wie unbewusste Reaktionen, und setzt sich immer wieder mit dem Sinn allen Tuns auseinander. Es beruht auf der stärkeren Nutzung der rechten Gehirnhälfte und auf der größeren Anzahl der Verbindungen zwischen den Gehirnhälften.



Grafische Darstellung des globalen - sinngerichteten - Denkens:

Es gab, wie uns die Grafik zeigt, in der Zeit des Matriarchats keinen „Stillstand“, sondern eine Weiterentwicklung von Bestehendem und Geprüftem, ohne auf ein bestimmtes Ziel ausgerichtet zu sein. Aber im Großen und Ganzen kreiste dieses Denken nur um sich selbst.

Durch das unbedingte Festhalten an einem einmal als richtig erkannten Sinn wurde die Gesellschaft in ihrer Entwicklung blockiert. In den Märchen steht recht deutlich, dass die Frauen in der Endphase des Matriarchats um diese Tatsache wussten.

Ich habe in meine Überlegungen die neuesten Forschungen über die unterschiedlichen Formen des Denkens zwischen rechter und linker Gehirnhälfte mit einbezogen. Das lineare-zielgerichtete Denken der linken Gehirnhälfte ist heute die übliche Denkmethode. Wenn heute jemand eine rational nicht erklärbare Idee hat, sagen wir „du spinnst!“. Hier haben wir eine Verbindung zur Symbolsprache, denn übersetzt würde es heißen: „du denkst wie jemand, der die Tätigkeit des Spinnens ausübt“, also wie eine Frau!

Sinngerichtetes - weibliches - und zielgerichtetes - männliches - Denken - ist nicht ausschließlich vom jeweiligen Geschlecht abhängig. Es hat zu allen Zeiten Frauen gegeben, die zielgerichtet gedacht haben. Umgekehrt wurde sinngerichtetes Denken auch von Männern mit Erfolg angewendet. Es geht hier um typisches Verhalten, bei dem immer Ausnahmen möglich sind. Daher kann nicht gesagt werden: „die Frauen“ oder „die Männer“. Ich habe diese Bezeichnung nur der Vereinfachung halber angewandt, weil die prozentuale Verteilung der Denkungsarten auf beide Geschlechter jeweils sehr hoch liegt.

Die neue Denkungsart war erfolgreich und wurde von den Frauen akzeptiert. Die Rechte, die die Männer jetzt beanspruchten, wurden toleriert, solange sie nicht in die ureigensten Bereiche der Frauen eingriffen.

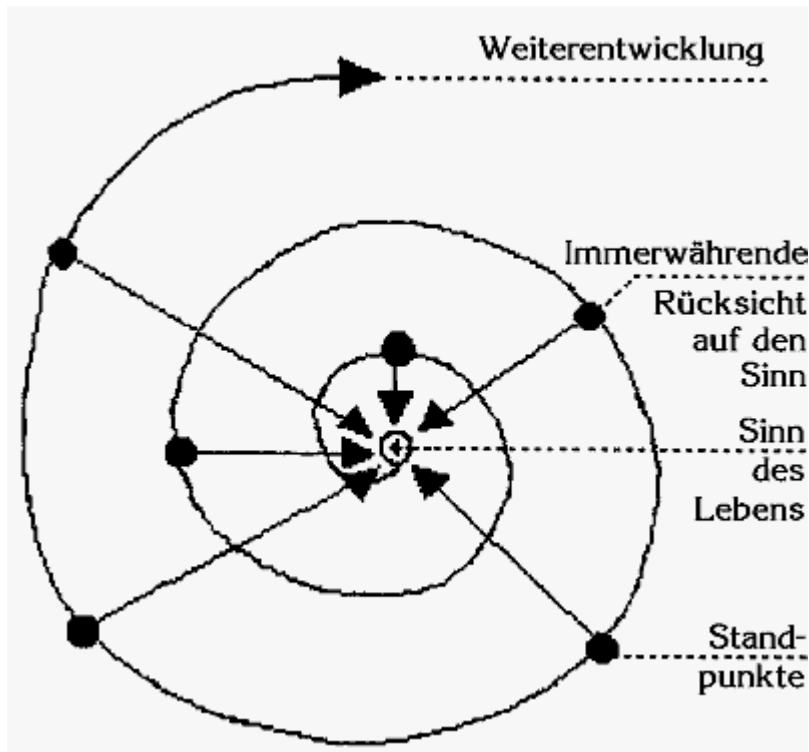
Die folgende Grafik veranschaulicht das lineare - zielgerichtete - Denken, das sich aus dem technisch-rationalen Denken entwickelte.

Die Grafik macht deutlich, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt das eben noch gültige Denken und Handeln verworfen wird, weil ein neuer Standpunkt erreicht ist. Es gab und gibt nur ein „Vorwärtsstreben“, kein „Zurückdenken“. Schon die Wörter Fortschritt ohne Rücksicht sind sehr deutlich.

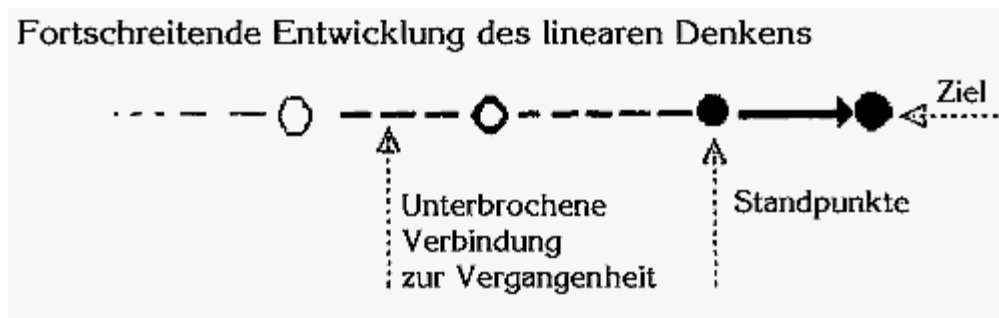
Der Kreis und die Linie als Symbole für die unterschiedliche Auffassung und Darstellung der vierten Dimension - der Zeit - tauchen in allen Kulturen auf und zeigen uns durch die Epochen, wie Menschen gedacht haben.

Das Märchen vom „gestiefelten Kater“ erzählt uns auf der historischen Leseebene etwas über den zeitlichen Ablauf des Wechsels vom Matriarchat zum Patriarchat und über die Veränderungen im Verhalten der Männer. Es ist ganz auf die damalige Zeit beschränkt und enthält keine Zukunftsvisionen. Es schildert sehr gut die Ratlosigkeit der damaligen neuen männlichen Generation. Sie waren nicht mehr weisungsgebunden, frei in ihren Entscheidungen. Schon die neue Erbschaftsfolge, dass nun nicht mehr die Töchter erben, sondern die Söhne, verwirrte die Menschen. Sie wussten mit diesem Erbe nichts anzufangen. So wie vorher die Frauen, konnten und wollten sie nicht herrschen. Als sich dann eine neue Gesinnungsart verbreitete, die durch die Stiefel dargestellt wird, waren die Männer ahnungslos, was daraus werden sollte. Ohne die Folgen dieser Gesinnung zu ergründen, wurde sie erst einmal angewendet. Im Laufe der Zeit verselbständigte sich dieses Verhalten. Und es war erfolgreich, sehr erfolgreich. Vor allen Dingen wusste der zielstrebige Mensch, was zur Festigung seiner Herrschaft am notwendigsten war. Er bekämpfte gezielt die Kräfte aus dem Unterbewusstsein, die die Frauen der Vergangenheit so meisterhaft beherrscht hatten. Auf diesen Kräften beruhte ein großer Teil der Macht des Matriarchats. Das Unterbewusstsein ist dem zielstrebig denkenden Mann nicht mehr zugänglich, daher musste es vernichtet werden. Andere Gedanken als die seinen kann er nicht mehr tolerieren. Darunter fällt auch alles Fremdartige und Unbekannte. Es könnte ja zu einer Gefahr für ihn werden oder ihn von seinem Weg ablenken. Diese Gesinnung „der Stiefel“ ist eine ganz natürliche Folge des reinen zielgerichteten Denkens. Im Märchen verläuft die Entwicklung dieses zielgerichteten Denkens anscheinend erst harmlos. Eine kleine Lüge hier und da, dann ein kleiner Betrug. Der Mord an den Geisteskräften wird verharmlost - es sind ja nur Vögel und

sie schmecken gut. Alles, was der Erreichung des Zieles dient, der Erlangung der vollständigen Herrschaft, wird benutzt, und sei es Charme und Humor. Alles, was diesem Ziel im Wege steht, wird vernichtet.



Das größte Hindernis ist der Glaube an die Muttergöttin und an die Kräfte der Natur. Um hier Erfolg zu haben, musste auch der letzte Rest des alten Charakters abgelegt werden (Der Müllerssohn legt seine Kleider ab). Denn beispielsweise Gewissensbisse über die Skrupellosigkeit kann sich der neue Mann nicht leisten. Sie würden ihn in seiner Zielstrebigkeit behindern. An dieser Stelle im Märchen ist ein winziger Hoffnungsschimmer verborgen. Die alten Kleider sind nicht vernichtet - nur versteckt. Sie können wiedergefunden werden!



Geld und Ansehen hat die Zielstrebigkeit relativ schnell erreicht. Was dann noch fehlt, ist die Macht. Lüge, Betrug und nun auch die Androhung von Gewalt liegen auf diesem Weg. Die Verleumdung der Kräfte des Unterbewusstsein, die durch den Zauberer verkörpert werden, hat sich bis heute erhalten. Wer das Märchen aufmerksam liest, wird nicht ein einziges Mal das Wort „böse“ lesen, trotzdem erscheint der Zauberer vor unserem inneren Auge als „böse“. So sehr hat sich die Einstellung, dass Unerklärliches, nicht Greifbares, unheimlich, fremd und böse ist, in unserem Denken eingenistet, so dass wir heute nicht mehr anders denken können. Die Urangst vor allem Fremden, Unbekannten haben

alle Menschen. Dieses Gefühl ist wichtig und richtig, um uns vor Schaden zu schützen. Wenn aber der Verstand keine Gefahr lokalisieren kann und wir trotzdem nicht anders denken können, ist etwas falsch in dieser „Programmierung“.

Der Mensch will in seinem Wahn alles erreichen. Sogar die Natur will er beherrschen. Er will sich von ihr auch nicht mehr ernähren lassen. Die Nahrungsbeschaffung soll aus dem natürlichen Kreislauf der Natur in seine Hände übergehen. Er will alles „selbst“ machen.

„Der Kater ging noch weiter, die Leute sahen ihm alle nach, und weil er so wunderbar aussah und wie ein Mensch in Stiefeln daherging, fürchteten sie sich vor ihm.“

Die rücksichtslose Gesinnung in Stiefeln wird nun erkannt. Sie macht Angst, aber die Menschen sind ihr hilflos ausgeliefert, weil sie verloren haben, was ihnen nun noch helfen könnte. Im Bewusstsein seiner Stärke sieht der „Zauberer“ den kleinen Kater an. Überheblichkeit und Stolz war die große Schwäche des alten Wissens. Dadurch ist es angreifbar und zuletzt auch vernichtet worden.

Das Zentrum der alten Mächte hat der neue Mann erobert und dabei den Glauben an die Kräfte des Unterbewusstseins vernichtet. Dieser wurde durch einen neuen männlichen Glauben ersetzt. Da ihm die zielgerichtete, rücksichtslose Gesinnung noch immer zur Verfügung steht, wird er weiter rücksichtslos vorwärts kämpfen. Dieses Märchen endet mit einer Bedrohung:

„..... und als der König starb, ward er König, der gestiefelte Kater aber sein erster Minister.“

Bis ans bittere Ende wird die Rücksichtslosigkeit herrschen, wenn wir die alten Werte nicht wiederfinden.

Anmerkungen

1 Das Buch „Märchenhafte Gedanken - über die Zeitzeugenberichte in den Märchen“ wird von der Autorin Gudrun Strüber im Eigenverlag herausgegeben und kann direkt bei ihr bestellt werden:

Gudrun Strüber, Fabrikstr. 20, D-37434 Bilshausen, oder telefonisch (nach 18.00 Uhr) 05528 / 1545

Zeichnungen: © Gudrun Strüber

Die Eiszeit: nur eine ausgedachte Story?

© Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 15/1996

In seinem nach Meinung des Verfassers wichtigsten und fundiertesten Werk EARTH IN UPHEAVAL (1) hat Immanuel Velikovsky, der charismatische "Prophet" des Neo-Katastrophismus (2), überzeugend gezeigt, auf wie wackeligem Fundament unser Eiszeit-Dogma ruht. Nunmehr erscheint es an der Zeit, dieses nackter lyellistischer Ideologie (3) geschuldete - Phantasieprodukt endgültig in die Rumpelkammer für Ideen, die definitiv passé sind, zu räumen.

Ein kleiner Exkurs in die Wissenschaftsphilosophie

Auch ihr größter Liebhaber wird nicht behaupten wollen, dass die Geologie eine "exakte" Naturwissenschaft sei, oder dass sie dies je werden könne. Jeder Kenner der Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsphilosophie ist sich dessen bewusst, dass die geologischen "Dogmen" - die "offiziell" vom Establishment propagierten Lehrmeinungen - nichts anderes sein können als ewig-provisorische, vom Geist ihrer Entstehungsepoche abhängige Konstrukte (4), die morgen schon durch neue Entdeckungen überholt und verworfen sein können. Schon ganz generell ist ja leider zu konstatieren, dass unsere Schulwissenschaft eine fast perverse Neigung hat, voreilig rasch zusammengezimmerete Dogmen zu zementieren und zu propagieren, deren "Windigkeit" oftmals mit Händen zu greifen ist, wie etwa im Falle der ewig ausposaunten "Urknall"-Phantasterei (5). Ganz besonders handelt es sich bei der Geologie um ein wenig Vertrauen erweckendes Gemenge hauptsächlich von Meinungen und Hypothesen, mit nur wenigen "harten Fakten" (den Gesteinen und Oberflächenformationen eben). Was Wunder, dass das geologische "Weltbild" dann bis zum heutigen Tage von Paradigma-Umbrüchen und ständigem Wechsel der Ansichten und Vermutungen geplagt war (6).

Festzuhalten bleibt das Faktum, dass der Lyellsche "Aktualismus" (7) uns bis zum heutigen Tage - von der Fragwürdigkeit des Eiszeit-Dogmas ganz abgesehen - die Antwort schuldig geblieben ist auf so grundlegendwichtige erdgeschichtliche Fragen wie die Umstände der Gebirgsbildung, die Kohle-Entstehung, die genauen Umstände von Fossilisationen, die Ursachen von Erdbeben und über die wichtige Frage, wie es kam, dass im Laufe der Erdgeschichte Land und Meer so oft ihren Platz vertauschten. Wir werden also einen Einspruch der Schul-Geologie gegen unser In-die-Rumpelkammer-Räumen des Eiszeit-Dogmas kaum ernstnehmen können.

Geologie gegen Ideologie: die Geburt des Eiszeit-Dogmas

Vor dem Aufkommen des Eiszeit-Dogmas um 1840 hatten die Geologen ganz allgemein jene Bodenformationen, die man heute "der Eiszeit" zuschreibt, kataklysmischen Meerestransgressionen respektive Riesen-Tsunamis zugeschrieben, berghohen Meeresswellen, die Länder und Gebirge überflutet

hätten (8). Wie in einer kürzlich publizierten Arbeit Armin Naudiet (9) ganz richtig schreibt, lässt sich - sieht man einmal vom unmittelbaren Vorfeld unbezweifelbarer Gebirgsgletscher ab - nur sehr selten, wenn überhaupt, eindeutig beweisen, ob eine bestimmte Lehm-/Geröll-Formation ("Moränen", "Drumlins", etc.) ihre Entstehung berghohen Flutwellen oder den von der "Eiszeit-Scholastik" postulierten riesigen Inland-Vergletscherungen verdankt. Die erneut aufgeflammete Diskussion um die Entstehung der "Drumlins" (10) zeigt dies deutlich.

Studiert man, etwa anhand von EARTH IN UPHEAVAL und der exzellenten Geologie-Geschichte von C. Ch. Beringer (11) die näheren Umstände der Entstehung des Eiszeit-Dogmas, so verdichtet sich der Verdacht fast bis zur Gewissheit, dass hier eine dem Zeitgeist geschuldete Ideologie eine Wissenschaft überwältigt hat, nämlich der Lyellismus die Cuviersche Geologie, in der auch öfter Kataklysmen die Erdoberfläche - sogar ausschlaggebend mitgeformt hatten.

Die "Eiszeit-Scholastik": Fragwürdigkeiten und "Windigkeiten"

Bedenkt man die "Windigkeit" zahlreicher ja vielleicht sogar fast aller! schulwissenschaftlichen "Paradigmata" oder Dogmen (12), so will es, schon rein a priori, reichlich leichtsinnig erscheinen, unserer "Eiszeit-Scholastik" mit ihrem "Großen Paradigma" nämlich der Behauptung eines einstigen "Großen Eiszeitalters" - Glauben zu schenken. Allzu oft sind wir nämlich schon mit solcher Leichtgläubigkeit hereingefallen! Skepsis ist angesagt!

Es fängt schon bei der Frage an, durch was denn eine solche Eiszeit eigentlich hervorgerufen worden sein sollte. Bei den vorgetragenen Hypothesen handelt es sich offensichtlich um ad hoc zusammengeschnitzte Phantastereien. Dementsprechend zieht auch W. B. Wright (13) in seinem Eiszeit-Opus das - heute noch ebenso gültige! - Fazit: "Man muss zugeben, dass unter den Theorien, die man vorgeschlagen hat, um das Phänomen der Eiszeit zu erklären, nicht eine einzige ist, die derart mit den beobachteten Fakten kompatibel ist, dass man Vertrauen zu ihr haben könnte". Ein kritisches Studium dieses wertvollen Werkes lässt einen Wrights Urteil gut verstehen.

Die ganze geologische Chronologie für das Quartär respektive für das angebliche "Große Eiszeitalter" erscheint höchst suspekt. Man hat auch hier den Eindruck, dass es sich um ad hoc zusammengezwimmerte - höchst fragwürdige und wackelige "Stützen" für das von unserer "Eiszeit-Scholastik" verkündete Weltbild handelt! Und dann die quartären angeblich "der Eiszeit" geschuldeten Ablagerungen selbst! Schade, dass nicht für jede Universität, die einen "Eiszeit"-Lehrstuhl hat, ein zweiter Lehrstuhl obligatorisch ist, wo man seinen Forschungen ein ganz anderes, quasi "diluviales" (14) Szenario zugrunde legt! Was würde man dort wohl aus einer Begehung und Untersuchung der angeblichen "Moränen", Drumlins, Esker etc. für Schlüsse ziehen? Denn dies sind ja die einzigen "harten Fakten", die wir haben. Und hier muss gleich hinzugefügt werden, dass in der Tat von nonkonformistischen Forschern auch neuerdings wieder ganz identische Bodenformationen in Gegenden gefunden worden sind, wo definitiv nie eine Vergletscherung

existiert haben kann, also nur Riesen-Tsunamis, respektive auch enorme, sich über das Land wälzende Kies- oder Schlamm-Massen als Verursacher in Betracht kommen (15).

Zurück zu Cuvier!

Velikovsky (16) erinnert uns daran, dass der Haupt-Vater des "Eiszeit"-Dogmas, Louis Agassiz, ursprünglich ein Anhänger des Cuvierschen Katastrophismus war, dass für ihn zunächst Eiszeit-Beginn und Eiszeit-Ende kataklysmische Ereignisse gewesen waren. Erst sein Zeitgenosse Charles Lyell interpretierte - im Geiste seines "Aktualismus" ("Doctrine of Uniformity") - Agassiz" ursprünglich kataklysmische Eiszeit um in eine dem viktorianischen Denken viel sympathischere, unendlich lange und unkataklysmisch-harmlose, "entschärfte" Version. Charles Lyell war für die Geologie eine Katastrophe! Es dürfte ein einmaliges Ereignis in der Wissenschaftsgeschichte sein, dass eine Wissenschaft durch den Einfluss eines einzelnen Mannes derart - für 150 Jahre! - in ihrer Entwicklung gebremst wurde. Ideologische Scholastik war an die Stelle lebendiger Wissenschaft getreten. Offenbar stehen wir heute an einer Weggabelung. Soll so weitergemacht werden? Es wird wohl nur eine realistische Lösung geben: Zurück zum Cuvierschen Katastrophismus! Während der Herrschaft der Lyellschen Doktrin war das Banner des Katastrophismus nur von nonkonformistischen Außenseitern hochgehalten worden. Seit den Arbeiten der beiden Alvarez zu weit zurückliegenden Zeitaltern (17) und der beiden Tollmanns für spät-prähistorischen Epochen (18) scheint aber eine zunehmende Zahl von Schulwissenschaftlern ins katastrophistische Lager überzulaufen.

Noch hat kein Schulwissenschaftler den Mut und die wissenschaftliche Sachkenntnis gehabt, die 150 Jahre lang aufgepustete lyellistische "Eiszeit"-Seifenblase mit einem kühnen Stich zum Platzen zu bringen. Aber das kann nur noch eine Frage der Zeit sein. Zweifellos wird es eine gewaltige, fast noch nie da gewesene Blamage sein, wenn sich demnächst herausstellen sollte, dass die "Eiszeit" in der Form, wie man sie zum Bestandteil unseres Weltbildes gemacht hatte, nie existierte. Der Verfasser könnte sich vorstellen, dass man sich mancherorts bereits Gedanken macht, wie man den "Impakt" einer solchen Botschaft auf das Publikum abschwächen könnte. Die Blamage trifft die Schulwissenschaft aber nicht unverdient! Vielleicht lässt sie dann zukünftig die Hände vom voreiligen, liederlichen Zusammenzimmern scholastischer Szenarien.

Ein realistischeres Szenario

Leserinnen und Lesern, die ein realistischeres Bild gewinnen möchten, welche kataklysmische Verhältnisse noch vor wenigen Jahrtausenden zeitweilig! - auf unserem Planeten herrschten, kann nur angeraten werden, in EARTH IN UPHEAVAL die ersten Seiten (S. 46-51) des 5. Kapitels nachzulesen! Velikovsky beruft sich dort auf eine der größten britischen Quartär-Kapazitäten, Joseph Prestwich (1874-88 Geologie-Professor in Oxford), respektive auf dessen Forschungen und Publikationen (19).

Für Prestwich war es eine bewiesene Tatsache, dass "am Ende der Eiszeit" große Teile Westeuropas von gewaltigen, kataklysmischen Flutwellen überrollt wurden, wobei das Land teilweise tektonische Beben und Senkungen erlebte.

Besonders aufschlussreich sind Prestwicks Bemerkungen über den Felsen von Gibraltar, an dem offenbar wiederholt - ebenso wie in Südfrankreich ein kataklysmisches Toben der Natur stattfand.

Velikovsky schreibt, indem er teilweise Prestwich zitiert: "Der Felsen weist extrem viele Spalten und Verwerfungen auf. Hochgelegene Strandspuren ... zeigen, dass das Meer damals bei der 200-Meter-Marke an den Felsen schlug. Der Felsen erhebt sich heute 1370 Fuß (gut 400 Meter) über dem Meer. Er war also 'im Quartär, als der Mensch bereits dort lebte, eine 200 Meter hohe Insel, die sich nach und nach zu ihrer gegenwärtigen Höhe erhob. Mit ziemlicher Sicherheit wurde aber die ganze Region zwischendurch noch einmal so angehoben, dass sich eine Landbrücke nach Afrika formte'" (20). Es scheint also, als sollten wir realistischerweise, um ein glaubwürdiges Szenario zu finden, unser lyellistisches! "Eiszeit"-Dogma ernstlich in Frage stellen, als müssten wir das ganze Problem, was für Naturereignisse sich im Quartär/Pleistozän - dem angeblichen "Großen Eiszeitalter" - abgespielt haben, von neuem auf internationalen Kongressen aufrollen. Wir werden der bohrenden Frage nicht länger ausweichen können, ob es so etwas wie ein "Großes Eiszeitalter" (21) überhaupt gegeben hat, oder ob wir hier Opfer schulwissenschaftlicher Mythenbildung geworden sind. Am Ende handelte es sich gar um intermittierende kataklysmische Ereignisse, die den alten Zivilisationen nur um wenige Jahrtausende vorausgingen, und die - zusammengenommen - für ihre chronologische Unterbringung ebenfalls nur wenige Jahrtausende benötigten.

Die genaue Natur der Kataklysmen

Zweifellos wird es nicht ganz einfach sein, die genaue Natur jener kataklysmischen Naturereignisse, die wir wohl an die Stelle des angeblichen "Großen Eiszeitalters" werden setzen müssen, herauszufinden. Unser Sonnensystem und das Weltall sind für mehr Überraschungen gut, als sich unsere Schulwissenschaft in ihrer intellektuellen Ego-Aufgeblähtheit träumen lässt.

Velikovskys Szenario planetarer Beinahe-Kollisionen - also etwa nahe Annäherungen anderer Planeten an die Erde - wird heute meist als zu "barock" empfunden. Ganz auszuschließen bleibt dergleichen aber nicht. Vorstellbar wären auch elektromagnetische oder sonstige Rückkopplungs- oder Resonanz-Phänomene zwischen anderen Himmelskörpern und unserem Planeten. Heute denkt man meist an Planetoiden- oder Kometen-Impakte, wozu allerhand Publikationen existieren. Besonders verdienstvoll erscheint hierzu eine Arbeit von E. Spedicato (22), der von zwei Impakten von Planetoiden der "Apollo"-Gruppe ausgeht. Der erste Impakt habe sich auf dem Festland ereignet und daher eine Eiszeit hervorgerufen, während bei dem späteren zweiten Impakt der Planetoid ins Meer gestürzt sei und deswegen durch die dabei erzeugten warmen Flutwellen und Dauer-Wolkenbrüche - die bestehende Eiszeit wieder beendete. Ein Kometen-Impakt-Szenario wird in dem bereits zitierten "Sintflut"-Buch der beiden Tollmanns vertreten.

Existierten beim "Ende der Eiszeit" bereits prähistorische Hochkulturen?

Ebendies postuliert ja ein bekanntes nonkonformistisches, aber höchsten

wissenschaftlichen Ansprüchen genügendes - Opus von Charles Hapgood bereits im Untertitel: "Beweise für Hochkultur in der Eiszeit" (23)! Auch Spedicato und die Tollmanns stellen diese Verbindung her. Spedicato postuliert, dass der zweite "Sintflut"-Impakt auch die Ursache der Vernichtung der legendären "Atlantis"-Hochkultur, durch Erdbeben und Riesen-Tsunamis, war. Im Tollmannschen "Sintflut"-Buch wird ebendies dem postulierten Kometen-Impakt zugeschrieben. Von A. Naudiet hingegen werden die spät-prähistorischen Kataklysmen (Sintflut -3,000, Exodus/Atlantisuntergang -1.500/-1.200, letzte Kataklysmen -700) in zwei verdienstvollen Publikationen (24) hauptsächlich Planeten-Nahbegegnungen als auch damit in Verbindung stehenden Impakten angelastet.

In der Tat kann nach dem heutigen Stand unseres Wissens nicht definitiv ausgeschlossen werden, ob sich nicht die spät-prähistorischen Kataklysmen mit ihren Flutwellen zu einer Zeit ereigneten, als im atlantischen Westen Europas bereits eine "proto-iberische" Hochkultur existierte (25). Es wird in diesem Zusammenhang zu untersuchen sein, ob das Zerstörungswerk an den westeuropäischen Megalithbauten wirklich nur Menschenwerk war, oder ob die älteren Megalithbauten von kataklysmischen Flutwellen überrollt wurden. Bei einem nonkonformistischen Herangehen an das Problem der "eiszeitlichen" Oberflächenformationen wird man überhaupt überprüfen müssen, ob das Megalith-Problem in irgendeiner Weise mit dem "Eiszeit"-Problem verquickt sein könnte. Sensationell wäre es natürlich, wenn man unter angeblichen eiszeitlichen Ablagerungen megalithische Überreste fände! Aber das wäre, im Hinblick auf das Wüten der Naturgewalten während der Kataklysmen, ein Glücksfall.

Das Eiszeiten-Szenario in der Hörbigerschen "Welteislehre"

Ein gründlicher Erforscher des "Eiszeit"-Problems sollte das von Hörbiger (26) präsentierte "Sintflut"- und "Eiszeit"-Szenario nicht gänzlich aus dem Auge verlieren. Zwar passt es weder in die Gedankenwelt der "Eiszeit-Scholastik" noch in die der Velikovskyaner (Planeten-Nahbegegnungen) und der Anhänger von Planetoiden- oder Kometen-Impakten. Hörbiger denkt an einen immer näher kommenden und schließlich zerberstenden Vorgänger unseres Erdmondes. Seine Ideen zur Gebirgsbildung, den "eiszeitlichen" Ablagerungen, Kohle-Entstehung, Sedimentierung, Schichten-Bildung, den kataklysmischen Umständen der Entstehung von Fossilien und der Herkunft des Löß erscheinen aber auch heute noch bedenkenswert, ob man nun seinen Schlussfolgerungen folgt oder zu einem ganz anderen Fazit kommt. Fußspuren von Tier oder Mensch haben sich nach Hörbiger beispielsweise deshalb in Sandsteinschichten erhalten, weil diese nach ihrer Ablagerung sofort, samt den Fußspuren, beinhart gefroren und bald darauf durch die nächste, von oszillierenden Meerestransgressionen herangetragene derartige Schicht überlagert wurden.

Die Fragwürdigkeit der bisherigen eiszeitlichen Chronologie

Die ganze Frage der näheren - insbesondere auch zeitlichen Umstände geologischer Schichtenbildung ist für das Eiszeit-Problem deswegen von besonderem Interesse, weil eine der "Säulen" der schulwissenschaftlichen

Eiszeit-Chronologie die Warven-Methode ist. Diese geht davon aus, dass sich in bestimmten örtlichen Situationen je Jahr eine Tonablagerungsschicht bilde. Das aber ist einfach zunächst einmal eine Annahme. Den geologischen Schichtungen kann man es an sich nicht ansehen, ob die einzelnen Schichten alle paar Stunden, Tage, Wochen, Monate oder Jahre abgelagert wurden. In der Zeitzählung ergäbe das dann aber einen riesigen Unterschied! Hier entstehen starke Zweifel an der konventionellen Eiszeit-Chronologie.

Für die "Eiszeit"-Diskussion besonders wichtig: "Diese Zweifel gelten gerade für diejenigen Jahrtausende, die mittels Radiokarbonmethode, Dendrochronologie oder Warvenzählung datiert werden. Alle diese Methoden wurden ja wechselseitig aneinander geeicht" (27). Eine wissenschaftlich an sich gänzlich unhaltbare Vorgehensweise! Was im übrigen von der anderen "Säule" der schulwissenschaftlichen Eiszeit-Chronologie, der Dendrochronologie (Baumringzählung), zu halten ist, hat soeben ein überaus kompetenter Kenner der Materie zu Protokoll gegeben (28): sie ist mit dem allergrößten Misstrauen zu betrachten. Ähnliches dürfte für die Radiokarbon-(C14) -Methode gelten.

Kann es Inlandeis ohne Eiszeit gegeben haben?

Der Verfasser möchte abschließend - es mag vielleicht erstaunen! eine ernste Mahnung zur Vorsicht aussprechen für alle jene, die das "Eiszeit"-Dogma allzu hastig der Rumpelkammer überantworten wollen. Trotz seiner Ablehnung dieses Dogmas hält er es nämlich dennoch für denkbar, dass hie und da, für eine relativ kurze Zeit (maximal Jahrhunderte) vorübergehend begrenzte Inlandeismassen existiert haben könnten.

Einmal scheinen einige der im zitierten Hapgoodschen Opus abgedruckten - offenbar prähistorischer kartographischer Tradition entstammende alte Karten vereinzelte Inlandeismassen in Mittel- und Nordeuropa zu zeigen. Zweitens scheinen die gelegentlich (Nordamerika, Irland) gehäuft auftretenden "Esker" zumindest bis zum Herausfinden einer einleuchtenderen Erklärung - in der Tat zugunsten des "Eiszeit"-Dogmas zu sprechen. Diese "Esker" sind - teils sehr lange - extrem schmale, quasi Bahndamm-ähnliche Schotterdämme, die sich unregelmäßig durch die Landschaft ziehen. Man glaubt, ihre Bildung unter Inlandeismassen rauschenden starken Schmelzwasser-Bächen zuschreiben zu müssen (29). Und schließlich müssen noch die zahlreichen "Toteis-Löcher" überzeugend alternativ erklärt werden. Es sind dies verschieden große, vertiefte Gelände-Hohlformen, die offenbar so entstanden sind, dass in den "Moränen"- und sonstigen "eiszeitlichen" Ablagerungs-Gebieten gewaltige Eisblöcke von Kies und Sand bedeckt wurden, unter denen sie dann, vielleicht erst im Laufe von Jahrhunderten, schmolzen und ebendiese Gelände-Vertiefungen zurückließen.

Außerhalb der Gebirgsregionen könnte es sich bei solchen begrenzten Inlandeismassen entweder um durch kataklysmische Flutwellen verdriftete riesige Polar-Packeis-schollen gehandelt haben, oder aber es waren wie im Spedicato-Szenario angenommen lokal, infolge eines Impaktes in den Ozean, entstandene Eismassen, die zwar vielleicht maximal für ein paar Jahrhunderte liegen blieben, ohne dass aber deswegen eine Jahrhunderttausende lange

Eiszeit im Sinne des Dogmas existiert hätte.

Für die Gebirgsregionen - etwa das Alpenvorland - darf füglich bezweifelt werden, ob die behaupteten, weit ins Land vorstoßenden Vorlandgletscher (30) überhaupt existiert haben. Weitaus wahrscheinlicher erscheint dem Verfasser ein Szenario, wonach kataklysmische Riesen-Tsunamis die vergletscherten Alpen überspülten, wobei wiederholt gewaltige Wasser-Eis-Geröll-Schlammassen sich über das Vorland wälzten. Auch die schulwissenschaftliche Deutung des Ammersees und des Starnberger Sees als "Gletscherzungenbecken" erscheint unnötig. Studiert man die Ostufer-Landschaften des einst viel ausgedehnteren Ammersees (Pähl - Aidenried - Andechs - Kiental - Herrsching - Widdersberg - Seefeld), muss ein tektonischer Ursprung weitaus realistischer erscheinen.

Anmerkungen

1 Auf deutsch: "Erde im Aufruhr", Frankfurt a. Main, 1980.

2 Die Theorie oder das Weltbild des Katastrophismus war in der Neuzeit zum erstenmal vom großen Cuvier (Zeitgenosse Goethes, Beethovens und Napoleons), eine der Vatergestalten der Geologie, in kohärenter Form präsentiert worden. Nach der "Machtübernahme" durch den Lyellismus in der Establishment-Geologie ging der Katastrophismus jedoch zunächst erst einmal in den Außenseiter-"Untergrund" (Donnelly, Hörbiger, Velikovsky etc.), bis endlich mit dem Sintflut-Buch der Tollmanns auch wieder spät-prähistorische Kataklysmen akademisch diskutabel wurden.

3 Nach Charles Lyell (1830 "Principles of Geology"). Auch die abwegige Ideologie des Darwinismus beruht auf dem lyellschen Weltbild.

4 Hierzu immer noch die beste Einführung Thomas S. Kuhn: "Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen", Frankfurt a. Main 1967.

5 Hierzu etwa Horst Friedrich: "Verdient unsere Wissenschaft Vertrauen?", in: EFODON SYNESIS Nr. 3, 1994.

6 Hierzu etwa die schmale, aber exzellente "Geschichte der Geologie und des geologischen Weltbildes" von Carl Christoph Beringer, Stuttgart 1954.

7 Die Lehrmeinung, es hätten bei der Formung der Erdoberfläche stets nur jene vergleichsweise harmlosen (nicht-kataklysmischen!) Kräfte mitgewirkt, wie wir sie heute beobachten können.

8 Hierzu etwa I. Velikovsky: "Earth in Upheaval", London 1956, S. 124.

9 Armin Naudiet: "Paradies-Sintflut-Eiszeit?", EFODON-DOKUMENTATION Nr. 29, Wessobrunn 1995, S. 18.

10 Hierzu etwa R. Monastersky: "Hills Point to Catastrophic Ice Age Floods", in: SCIENCE NEWS 136:213, 1989, zitiert in SCIENCE FRONTIERS, No. 66, 1989, S. 3 (Drumlins sind typisch, länglich-stromlinienförmig geformte Hügel aus quartärzeitlichem Ablagerungsmaterial wie Kies etc., die stellenweise sehr zahlreich auftreten).

11 Beringer, op.cit.

12 Hierzu etwa Friedrich: op.cit., ebenso Kuhn: op.cit.

13 W. B. Wright: "The Quarternary Ice Age", London 1914, S. 451. Vgl. hierzu auch Helmut Gams: "Die relative und absolute Chronologie des Quartärs", in: GEOLOGICA BAVARICA, Nr. 19, 1953, S. 364-368.

14 Der große Geologe Leopold v. Buch (1774-1852) hatte angenommen, dass die isolierten Findlingsblöcke aus Nordeuropa durch eine große Flut herangetragen worden seien, weshalb man deren Verfrachtungszeit als "Diluvium" bezeichnet hatte.

15 Das enorme nonkonformistische Opus von Allan O. Kelly: "Impact Geology"

(Encinitas/Kalifornien 1985) enthält zahlreiche exzellente Farbfotos derartiger Formationen. Die Kellyschen Ansichten werden geteilt von Evan Hansen; vgl. hierzu Horst Friedrich: "Ein bemerkenswerter Außenseiter-Forscher in Utah", in: EFODON SYNESIS Nr. 10, 1995.

16 Velikovsky: op.cit., S. 32-35.

17 L. & W. Alvarez (et al.): "Extraterrestrial Cause for the Cretaceous-Tertiary Extinction", in: SCIENCE, 208, 1980.

18 A. & E. Tollmann: "Und die Sintflut gab es doch", München 1993. Man beachte, dass Alexander Tollmann korrespondierendes Mitglied der Bayerischen und Österreichischen Akademien der Wissenschaften ist.

19 Etwa: "On the Evidences of a Submergence of Western Europe and the Mediterranean Coasts at the Close of the Glacial or so-called Post-Glacial Period, and Immediately Preceding the Neolithic or Recent Period", in: PHILOSOPHICAL TRANSACTIONS of the Royal Society, London 1893.

20 Vgl. hierzu François de Sarre: "L'Isthme de Gibraltar", in: MÉDITERRANÉA, No. 58, Carcassonne 1995.

21 Nach dem extrem brav-schulwissenschaftlichen - "Missionierungs"-Werkchen von Edith Ebers ("Vom Großen Eiszeitalter", Berlin/Göttingen/Heidelberg 1957) dauerte die Eiszeit von -600.000 oder -1.000.000 bis -18.000 oder -8.000.

22 Emilio Spedicato: "Apollo Objects, Atlantis and the Deluge: A Catastrophical Scenario for the End of the Last Glaciation", in: NEARA JOURNAL, Vol. XXVI/No. 1-2, 1991.

23 Charles H. Hapgood: "Maps of the Ancient Sea Kings", Philadelphia/New York 1966.

24 Armin Naudiet: "Noahs Erben", EFODON-DOKUMENTATION Nr. 11, Wessobrunn 1994; ders.: op.cit. 1995.

25 Vgl. hierzu Uwe Topper: "Das Erbe der Giganten" (Olten/Freiburg 1977) zu den prähistorischen Hochkulturen auf der Iberischen Halbinsel.

26 Ph. Fauth: "Hörbigers Glazial-Kosmogonie", Leipzig 1913.

27 Heribert Illig: "Die veraltete Vorzeit", Frankfurt a. Main 1988, S. 156.

28 Hans-Ulrich Niemitz: "Die ‚magic dates‘ und ‚secret procedures‘ der Dendrochronologie", in: ZEITENSPRÜNGE, Nr. 3, 1995.

29 Misstrauisch gegenüber der schulwissenschaftlichen Erklärung der "Esker"-(oder "Oser"-) Entstehung muss allerdings Wrights Mitteilung machen, dass man in Verbindung mit heutigen Gletschern nirgendwo "Esker" beobachten konnte (Wright: op.cit., S. 6).

30 So hätten etwa der Ammersee-Zweigletscher und der Inn-Gletscher bis auf die geographische Breite Münchens ins Alpenvorland hinausgereicht! Man zeichne das maßstabsgerecht auf ein Blatt Papier! "Wo heute Tölz steht, quoll einst der Isargletscher in einer ... Dicke von 300 m aus dem Isarwinkel heraus" (Hans Scherzer: "Geologisch-botanische Wanderungen durch die Alpen", München 1936, S. 121). Man erhält dann eine riesige, hauchdünne Eis-"Palatschinke", die von den Schubverhältnissen her gänzlich unglaublich wirkt.



Kann das Inka-Reich die »Inka-Straßen« angelegt haben?

© Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 14/1996

Gernot L. Geise hat mit guten Gründen die Vermutung geäußert, dass die angeblichen »Römerstraßen« überwiegend vorrömischer Herkunft sind (1). Solche aufschreckenden Thesen sind nötig, um uns immer wieder einmal aus dem geistigen Dämmerschlafzustand zu reißen, in den uns die konventionelle, nie hinterfragte Geschichtsschreibung versetzt hat.

Könnte es sein, dass mit den angeblichen »Inka-Straßen« ein analoger Fall vorliegt? In der Tat ist der Verfasser dieses Beitrags geneigt, die Frage »Kann das Inka-Reich die „Inka-Straßen“ erbaut haben?« mit einem definitiven »Nein!« zu beantworten. Welches sind seine Gründe?

Zwar war das Inka-Reich - »Tahuantinsuyo« - auf dem Höhepunkt seiner Machtentfaltung und Ausdehnung - kurz vor der vernichtenden Militärexpedition unter Pizarro (1528) - ein Gebilde, das kaum seinesgleichen hatte. Aber es bestand, zur Zeit der spanischen Eroberung, in dieser Ausdehnung ja erst seit 35 Jahren! Noch um 1350 war der 5. Inka Capac Yupanqui lediglich Herr des Gebietes um Cuzco, etwa so groß wie das mittelalterliche Königreich Böhmen, auf einer Landkarte Südamerikas fast unerkennbar winzig. Die militärische Expansion begann 1438 unter dem 9. Inka Pachacutec; 1471 war durch den 10. Inka Tupac Yupanqui der Norden bis Ecuador erobert (Teile dort wurden dem Reich allerdings erst drei Jahre vor Pizarro einverleibt); und erst 1493 hatte ebendieser Inka dann auch den riesigen Süden, bis zum mittleren Chile bei 35° südl. Br., erobert (2).

Nun hatte - nach dem großen Erforscher des Inka-Reiches Victor v. Hagen (3) - der »Camino del Inca« eine Länge von insgesamt 16.000 Kilometern. Die Standardbreite der Küstenstraße betrug acht Meter. Die Breite der - allein schon 5.200 Kilometer langen! - durch die Andenregion führenden »Königsstraße« variierte zwischen drei und sechs Metern.

Dem Verfasser steht zwar keine detaillierte, zuverlässige Landkarte mit eingezeichnetem »Inka«-Straßennetz zur Verfügung. Aber man kann überschlägig folgendermaßen rechnen: Zwischen 1438 und 1471 waren 40% des Inka-Reiches erobert worden, zwischen 1471 und 1493 die restlichen 60% (hauptsächlich der Süden). Unterteilt man die 16.000 Kilometer im Verhältnis 40 : 60, so ergeben sich 6.400 Kilometer und 9.600 Kilometer. Wir wollen diese Zahlen noch zugunsten des konventionellen Szenarios modifizieren und annehmen, dem nördlichen Reichsteil (mit 46

% der Fläche) habe - vielleicht weil zivilisierter oder dichter besiedelt - mehr Infrastruktur benötigt und deswegen 60% des Straßennetzes besessen, d.h. 9.600 Kilometer. Im Norden wären dann 9.000 Kilometer in einem Zeitraum von 1438 bis 1528 (Landung Pizarros) erbaut worden, also innerhalb von 90 Jahren, was rund 106 Kilometer pro Jahr ergibt. Im riesigen südlichen Reichsteil wären 6.400 Kilometer im Zeitraum von 1471 bis 1528, innerhalb von 57 Jahren, erbaut worden, das sind 112 Kilometer pro Jahr, also die gleiche Größenordnung. Ist das glaubhaft?

Die Inka hätten also - ohne Bulldozer! - in der super-schwierigen Andenregion (Schluchten! Brücken! Dschungel! Pässe! Streckenführungsteils in Treppenform!) und entlang der peruanisch-chilenischen Küste durchschnittlich gut 100 Kilometer »Camino del Inca« pro Jahr, das sind zwei Kilometer pro Woche, bauen müssen. Und das bei der Staunen erregenden Qualität der »Inka«-Straßen, vor denen die Spanier fassungslos standen, weil sie genau wussten, dass es in der Alten Welt nichts Vergleichbares gab! Der Verfasser meint, dass das nicht machbar war.

Weitaus realistischer erscheint ihm die Schlussfolgerung, dass die »Inka«-Straßen überwiegend bereits beim Beginn der Inka-Expansion vorhanden waren und die Inka sie lediglich zum Vorrücken ihrer Invasionstruppen in die zu erobernden Gebiete benutzt haben. Wer mag dieses Staunen erregende Straßennetz dann erbaut haben? Es ist erwiesen, dass die Inka gezielte Geschichtsverfälschung betrieben und Erinnerungen an präinkaische Zivilisationen möglichst tilgen wollten. Wir Heutigen indessen wissen inzwischen, dass das Inka-Reich an der Pazifik-Küste und in der Andenregion Vorgänger hatte: etwa Chavín, die rätselhafte Tiahuanaco-Zivilisation, und die maritime Chimu-Hochkultur mit ihrer phantastischen Hauptstadt Chan-Chan. Diese altamerikanischen Hochkulturen reichen ebenso weit in die Zeit zurück wie die altweltlichen, und es lässt sich durchaus die Meinung begründen, dass sie in ihren Werken den altweltlichen überlegen waren (mit Ausnahme vielleicht der chinesischen Mauer). Diese präinkaischen Zivilisationen dürften als sukzessive die wahren Erbauer des »Camino del Inca« gewesen sein.

Anmerkungen

1 Gernot L. Geise: »Wer waren die Römer?«, Wessobrunn 1994, S. 11, 132.

2 Westermanns Großer Atlas zur Weltgeschichte, Braunschweig 1956, Karte S. 100: »Die Entwicklung des Inkareiches«.

3 Victor W. von Hagen: »Das Reich der Inka«, Hamburg/Wien 1958, Kap. »Die Straßen der Inka«, S. 196 - 203.

Zeitfilter

© Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 14/1996

Wir leben in der Gegenwart, und nur diesen verschwindend kleinen Zeitraum zwischen der Vergangenheit und der Zukunft können wir mit unserem Wachbewusstsein wahrnehmen.

Allerdings kennt unser Bewusstsein den Begriff Zeit nur als abstrakte Einheit, die sich für uns meist nur darstellt durch das Weiterrücken des Uhrzeigers. Die messbare Einheit »Zeit« als Konstante ist eine Erfindung des Menschen, und er hat sie sich derart gut ausgedacht, dass er sich völlig darin verstrickt hat und fest daran glaubt.

Wir können auf geistigem Weg in Sekundenbruchteilen Zeitreisen in die Vergangenheit wie auch in die Zukunft durchführen. Jede dieser Vorstellungen ist die Neuerschaffung einer Zeitschiene, die wir durch unsere Vorstellungskraft »zum Leben erwecken«.

Was ist Zeit?

Was versteht man unter Zeit? Zunächst einmal ganz allgemein die Abfolge eines Geschehens, die im menschlichen Bewusstsein als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, am Entstehen und Vergehen der Dinge, erfahren wird. Dabei lässt sich die Gegenwart als Grenze zwischen Noch-nicht (Zukunft) und Nicht-mehr (Vergangenheit) bestimmen. In der physikalischen Betrachtungsweise ist die Zeit eine nach allen Erfahrungen unbeeinflussbare Größe.

Nach der Relativitätstheorie ist sie jedoch eine vom Bewegungszustand eines zeitmessenden Beobachters abhängige Größe zur Charakterisierung des Ablaufs aller Ereignisse. Daneben wird unter Zeit auch der Zeitpunkt eines Ereignisses sowie die Zeitspanne, der Zeitraum, zwischen zwei Ereignissen verstanden (1).

Die Zeitfilter-Funktion des Gehirns

Wir können bewusst ebenso wenig in die Zukunft sehen, wie unser Wachbewusstsein sich an vergangene »Leben« erinnern kann. Die Natur hat uns hier Schutzfilter vorgelegt, die es wirkungsvoll verhindern, dass wir andere Zustandsebenen sehen können, genauso wenig, wie wir andere Dimensionen sehen können. Diese Filterfunktionen haben durchaus ihren Sinn, denn könnten wir die unendlich vielen zusätzlichen Informationen aus der sich verzweigenden Zukunft auch noch aufnehmen, parallel zu denen der Gegenwart und der Vergangenheit, so würden wir unter der gigantischen, über uns zusammenschlagenden Informationsflut zwangsläufig zusammenbrechen.

Ein ähnlicher Filter - der allerdings nicht ganz so wirkungsvoll ist - liegt vor der Vergangenheit. Jeder weiß, dass eine unangenehme Situation - und sei sie noch so negativ - ihren Schrecken verliert, je weiter sie in der Vergangenheit liegt. Man redet dann von der »guten, alten Zeit«. Dabei ist es ganz einfach: die erlebte Information ist gefiltert, selektiert worden. Unwichtige Details »vergisst« man - sie werden ausgeblendet -, es bleibt nur das wichtigste Gerüst stehen. Negative Erinnerungen werden »verdrängt«. Dabei sind alle diese Erinnerungen nicht etwa gelöscht worden. Unser Unbewusstes hat nach wie vor vollen Zugriff auf alle jemals aufgenommenen Informationen.

Die Zeitschwelle, die vor unserem Wachbewusstsein liegt, kann jedoch - beispielsweise im Traum, in sogenannten Rückführungen oder auch bei Meditation - überschritten werden.

Im Traum ist unser Unbewusstes in der Lage, Szenen aus der Vergangenheit nochmals zu durchleben und auch in zukünftige Zeitströme einzutauchen. Diese Funktion nennt man

auch Wahrträume. Jeder kennt einige Situationen seines Lebens, wo er plötzlich feststellt, dass er entweder das Umfeld bereits kennt, obwohl er niemals dort war, oder die ganze Situation. Hier liegt unterschwellig eine Information unseres Unbewussten vor, die in irgendeinem Traum bereits vorweggenommen, erlebt wurde. Den Traum hat man meist bereits vergessen, er kann schon einige Zeit zurückliegen. Aber die darin aufgenommene Information ist noch vorhanden. Es gibt Träume, die sehr realistisch sind und ein Geschehen zeigen, das in der Zukunft liegt. Meist merkt man erst dann, dass es eine »Vorausschau« war, wenn die im Traum erlebte Situation in der Realität eintrifft.

Wie ist es möglich, dass unser Unbewusstes hier (im Traum) die »noch nicht vorhandene« Zukunft anzapfen und erleben kann, wenn die Zeit sich — vom Gegenwartszeitpunkt aus gesehen — in Richtung Zukunft doch in unendlich viele einzelne Zeitschienen oder Stränge verzweigt, wovon nur ein einziger Strang zur realen Gegenwart und direkt danach zur Vergangenheit wird? Das kann doch nur bedeuten, dass die Zeit — und damit das Zeitgeschehen — bereits festliegt. Es mag zwar unendlich viele Spielmöglichkeiten oder Variationen davon geben, jedoch die reale Zukunft, die irgendwann einmal eintrifft, liegt heute bereits fest.

Die Zwangsläufigkeit von Ereignissen

Als Beispiel möge man sich die Vergangenheit aus unserer Sicht betrachten. Ein Mensch (beispielsweise) des Jahres 1300 konnte nicht wissen, wie die Zukunft aussieht. Er konnte irgendein Orakel befragen oder spekulieren. Doch was er nicht wusste, ist, dass seine Zukunft und damit sein Handeln bereits zu seiner Zeit bis ins Detail festlag! Denn sein (für ihn) zukünftiges Handeln ist (für uns) geschehene Vergangenheit, es ist absolut unveränderlich passiert (auf Zeitmanipulationen komme ich später zurück). Wenn es jedoch für uns unveränderlich passiert ist, dann muss seine Handlung zwangsläufig für ihn genauso festgelegt haben.

Ein vielleicht etwas nachvollziehbareres Beispiel: Wenn wir vor einer Woche im Supermarkt vor dem Verkaufsregal standen und überlegten, ob wir Blutwurst oder Leberwurst kaufen sollten und uns für die Blutwurst entschieden, so mag es uns so erschienen sein, als ob wir das aus freier Entscheidungsfreiheit taten. In Wirklichkeit lag diese Entscheidung bereits fest, wir konnten gar nicht anders. Unsere jetzige Gegenwart beweist es uns, denn wir erinnern uns heute noch genau daran, dass wir vorige Woche Blutwurst und nicht etwa Leberwurst gekauft haben (der Rest im Kühlschrank ist der Beweis dafür). Hätten wir uns (vorige Woche) anders entschieden, so würde unsere Gegenwart mit unserer Erinnerung nicht mehr übereinstimmen!

Ebenso verhält es sich mit unserer Zukunft. Für ferne Generationen sind wir die Vergangenheit, und da können wir machen, was wir wollen, unsere Zukunft ist bereits festgeschrieben. Wir können nur so leben, wie es das große Drehbuch vorschreibt. Wir sind nicht die Herren unseres Tun, und wir haben auch keinen eigenen freien Willen, so ungern wir es auch hören mögen. Wir sind die Marionetten, die Schauspieler eines großen Spieles, das bis ins Detail bereits festliegt, und wir tun exakt das, was wir, aus der Sicht zukünftiger Generationen, bereits getan haben. Wir bilden uns ein, es sei unsere eigene freie Entscheidung, was wir machen, dabei ist diese »freie Entscheidung« bereits vorgegeben, alles läuft ab wie eine Videokassette.

Deshalb ist es müßig, darüber zu spekulieren, wie wir die Zukunft ändern können, denn um eine Zukunft ändern zu können, müssen wir die reale Zukunft erst einmal kennen.

Es geht nicht. Wenn wir irgendeine »verfahrene« Situation »zum Besseren« wenden wollen, so müssen wir es — aus der Sicht der Zukunft — auch tun. Tun wir es nicht (weil wir in unserer »Entscheidungsfreiheit« es nicht tun), so ist es auch nicht vorgesehen, dass

wir es tun. Alle unsere zukünftigen Schritte liegen heute schon fest, die nebensächlichsten wie die revolutionärsten.

Aber bleiben wir ruhig bei der Vorstellung, wir würden unser Leben selbst gestalten, wir hätten einen eigenen freien Willen und könnten selbst entscheiden, was wir machen. Auch wenn wir nur das tun, was das Drehbuch des Lebens uns vorschreibt. Denn wer fühlt sich wohl gern als eine hilflose Marionette?

Die Zeit ist relativ. Sie ist im Prinzip wie ein dickes Buch anzusehen, in dem jede Seite einen Zeitabschnitt darstellt. Von der fernsten Vergangenheit bis zur fernsten Zukunft ist schon alles passiert. Es ist alles festgeschrieben, fixiert. Jeder einzelne Zeitabschnitt existiert parallel gleichzeitig zu den anderen Abschnitten. Wie oft wir in dieser Zeit bereits in anderen Trägerkörpern inkarniert waren, oder was wir in fünf Jahren machen werden, alles liegt bereits fest (denken wir nur an zukünftige Generationen, für die wir die historische Vergangenheit sind!). Nur sind wir Menschen mit unserem Bewusstsein nicht in der Lage, alle Zeiten gleichzeitig zu erfassen. Wir sehen nur einen verschwindend kleinen Ausschnitt, ein paar einzelne Buchstaben des dicken Buches, und diese Buchstaben nennen wir Gegenwart. Dabei ist die Gegenwart immer nur der Zeitraum, den wir gerade jetzt, in diesem Sekundenbruchteil, durchleben.

Doch dieses Jetzt, in dem wir in diesem Moment leben, ist immer der wichtigste Zeitraum unseres Lebens, den wir bewusst leben müssen, denn bereits einen Sekundenbruchteil später zählt er bereits zur Vergangenheit.

Der temporäre Ankerpunkt

Die Zeit ist nicht etwa - wie es immer noch in vielen Lehrbüchern steht - eine feste Konstante, die nicht veränderbar ist. Zeit ist durchaus veränderbar. Zeit lässt sich dehnen und »schrumpfen«.

Es ist nicht nur möglich, geistig in die Vergangenheit und in die Zukunft einzutauchen, sondern auch rein körperlich materiell. Es ist auch möglich — und das wurde in den USA bereits praktisch durchgeführt —, Gegenstände oder Lebewesen aus der Vergangenheit oder aus der Zukunft in unsere Gegenwart zu holen. Die oft zitierten Zeitparadoxa gibt es nicht. Ein provoziertes Paradoxon kann nicht stattfinden (die berühmt-berüchtigte Sache, die immer als Paradebeispiel herhalten muss: wenn jemand in die Vergangenheit reist, um dort vor seiner eigenen Geburt seinen Vater zu ermorden), weil die Wirklichkeitsebene in einem solchen Fall sofort einen Parallelstrang bilden würde, auf dem das Geschehen dann konfliktlos existieren könnte. Dass sich ein Parallelstrang gebildet hat, der vom ursprünglichen Hauptstrang abzweigt, wird den Akteuren überhaupt nicht bewusst, weil dieser Zeitstrang dann für sie völlig »natürlich« erscheint.

Die Manipulation von Zeitebenen und die »Reisen« in verschiedene Zeitebenen sind bereits praktisch erprobte und eingesetzte Techniken, die in den USA (natürlich unter geheimer militärischer Kontrolle) seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts entwickelt und in den späten achtziger Jahren perfektioniert wurden.

Dazu ist auch der Zeitbegriff neu definiert worden: Jedes Universum rotiert um einen (so vorstellbaren) Nullzeitknoten, der sich außerhalb unseres dreidimensionalen Universums befindet. Die Nullzeiten eines jeden Universums stimmen überein, sie bilden also feste Größen. Jedes Lebewesen besitzt einen individuellen persönlichen Ankerpunkt zu diesem Nullzeitknoten, der ihm eine Art Stütze verleiht, um eine zeitliche Stabilität zu garantieren. Dieser Ankerpunkt bestimmt auch die Existenz des jeweiligen Lebewesens in einer der unzähligen Zeitebenen. So gesehen gehört jeder Ankerpunkt nicht nur zu dem zugehörigen Lebewesen, sondern auch zu einer ganz bestimmten Zeitebene. Trennt man einen Menschen von seinem temporären Ankerpunkt, so tritt schlagartig eine völlige

Desorientierung ein, ein planloses Taumeln zwischen verschiedenen Realitätsebenen, was zwangsläufig eine totale geistige Verwirrung mit sich bringt.

Eine solche Desorientierung tritt auch gezwungenermaßen ein, wenn ein Mensch per »Zeitmaschine« in eine andere Existenzebene versetzt wird, weil im Moment der Zeitversetzung der Bezugskanal zum persönlichen Zeit-Ankerpunkt abgeschnitten wird.

Aus diesem Grund muss bei einer technisch vorgenommenen Zeitversetzung ein gleichartiger Ankerpunkt mitprojiziert werden.

Die technische Entwicklung solcher Geräte in Geheimlabors der USA geht auf Nikola Tesla zurück, der bereits in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts einen funktionsfähigen sogenannten »Nullzeit-Referenz-Generator« entwickelt hatte.

Anders verhält es sich beim Überlagern verschiedener Realitätsebenen, wie es hin und wieder vorkommt. Insbesondere mental begabte Menschen können manchmal an bestimmten Plätzen quasi Filmausschnitte aus einer Vergangenheitsebene sehen, die völlig realistisch sind, von den dort stehenden Gebäuden (die heute nicht mehr stehen) bis zu den auf jener Zeitebene lebenden Menschen, die oftmals eine andere Sprache sprechen. Dass es sich bei solchen Wahrnehmungen nicht etwa um Wachträume handelt, wurde mehrmals nachgewiesen, indem beispielsweise von »gesehenen« Gebäuden im Nachhinein die Grundmauern ergraben werden konnten.

Hier besteht keine Vermischung oder Verknüpfung zweier Zeitebenen. Beide Ebenen bleiben auch weiterhin voneinander getrennt.

Anmerkungen

(1) Meyers Lexikon A-Z.

Literatur

Norbert Claßen: »Das Wissen der Tolteken«, Fischer-TB.

Duden Das Bedeutungswörterbuch, Mannheim 1993.

Stephen W. Hawking: »Eine kurze Geschichte der Zeit. Die Suche nach der Urkraft des Universums«, Reinbek bei Hamburg 1988.

Meyers Lexikon, Das Wissen A - Z, Mannheim 1993.

Preston B. Nichols und Peter Moon: »Das Montauk Projekt«, Fichtenau 1994.

Das Rätsel des Wassers

Das Mysterium des dritten Jahrtausends? (Teil 7)

Hans Kronberger, Wien

Fast drei Jahre dauert nun schon die Spurensuche nach dem Rätsel des Wassers. Ein guter Anlaß, eine vorläufige Schlußbilanz zu ziehen. Was haben die drei Jahre des Sammelns, des Experimentierens, des Recherchierens und des Suchens gebracht?

In Summe sehr viel. Meine persönliche Beziehung zum Wasser hat sich verändert. Ich denke heute völlig anders über dieses Element. Es ist etwas Vertrautes und vor allem etwas Schützenswertes geworden. Heute greife ich Wasser an, fühle, ob es hart oder weich ist, ob es angenehm ist oder nicht. Und ich möchte immer mehr und mehr Menschen dazu bringen, über das Wasser nachzudenken, vor allem über seine Funktion als Lebensspender und Lebenserhalter.

Das ist viel wichtiger, als die vielen kleinen und großen Sensationen, die sich im Laufe dieser Recherche aufgetan haben, zu verbreiten. Ein fairer Umgang des Menschen mit dem Wasser zum gegenseitigen Nutzen ist die große Herausforderung des nächsten Jahrtausends.

Es wird eine Frage der Einstellung zum Wasser sein. Geht man damit um wie mit Öl (und gutes Wasser wird den Preis von Öl weit übersteigen), bei dem man meint, es sei eine schlichte Handelssache, die man nur zu nutzen braucht und die man um des Profites willen von überall nach überall transportieren kann, so ist dies der definitive Anfang vom Ende der Menschheit. Das ist die Hauptidee dieser Spurensuche.

Untrennbar mit der Wasserfrage im 20. Jahrhundert werden zwei Namen verbunden sein: Viktor Schaubergger und Hans Grandner. Sie sind Analytiker und Warner zugleich. Ihnen ist daher auch die inzwischen gemeinsam mit meinem Partner Siegbert Lattacher in Buchform herausgegebene Zusammenfassung gewidmet.

Das Erscheinen des Buches war auch Anlaß zu einer kleinen Feier in der Kurstadt Bad Hall in Oberösterreich. Es wurde eine beein-

druckende Familienfeier mit jenen Menschen, die sich mit der Verbreitung der „Wasseridee“ beschäftigen und die die Wasserbelebung in Deutschland und Österreich täglich betreiben. Kein einziger Fanatiker oder messianischer Heilslehrer war darunter; alle sind sie optimistische und frohe Menschen, von der Krankenschwester bis zum Arzt, von der

Wasser

Tankstellenpächterin bis zum Gendarmen. „Die Zeit ist reif, die Wissenschaft herauszufordern, sich mit diesen neu erkannten Phänomenen zu beschäftigen“, forderte Heinz Breuer, UVO-Vertriebsleiter, und sprach damit aus, was alle Anwesenden dachten.

Und noch etwas Unwiederholbares ist geblieben, das vielleicht mehr wert ist als das journalistische Material: eine tiefe und herzliche Beziehung zu Hans Grander, dem „Wasserbeleber“. Selbst wenn die entscheidende Frage, ob es geheimnisvolle Kräfte und bisher von der Wissenschaft (noch) nicht nachvollziehbare Eigenschaften im Wasser gibt, nicht im Raum gestanden wäre, hätten mir allein die naturphilosophischen Weisheiten und Erkenntnisse, die dieser Mann von sich gegeben hat, gereicht, um seine Bekanntschaft als ganz große Bereicherung zu empfinden.

Damit ist diese Serie vorläufig abgeschlossen. Selbstverständlich wird die Berichterstattung bei aktuellen Anlässen fortgesetzt. Vor allem bei den ersten Versuchen der Belebung von Gülle zeichnen sich erste sensationelle Ergebnisse ab. Gleiches gilt für die Forschungsansätze von Dipl.-Ing. Dr. Horst Felsch.

Bleibt mir noch, allen, die mir geholfen haben, ein herzliches Dankeschön zu sagen. Aus einer losen journalistischen Beziehung ist eine Interessengemeinschaft geworden zum Erhalt unseres kostbarsten Gutes, des Wassers.



Anm. d. Red.:

Dieser Beitrag von Dr. Hans Kronberger erschien bereits in der Wiener »Sonnenszeitung«. Herr Kronberger hat freundlicherweise dem EFODON e.V. die Abdruckrechte erteilt, wofür wir ihm herzlich danken. Das Buch von Hans Kronberger und Siegbert Lattacher

»Auf der Spur des Wasserrätsels«

beschreibt die ganze Thematik des »belebten« Wassers. Wir werden es demnächst in der EFODON SYNESIS besprechen. Interessenten können es über den Buchhandel beziehen oder direkt von

**URANUS-Verlag, Moßbachergasse 29/12,
A-1140 Wien**

EFODON e.V.

Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche Technologie und Randgebiete der Wissenschaft

- Unsere projizierte Welt
- Tepamerene und Pedra Pintada
- Avebury - das größte Stonehenge
- Die innere Uhr und ihre Funktionen
- Das Rätsel des Wassers - Das Mysterium des „dritten Jahreszeiten“ (Teil 2)
- Wie entstehen Hochkulturen? Atmosphärische Beziehungen zur Kulturmorphologie
- Wissenschaft - Irrwege und Auswege
- Ernähren wir uns richtig? Lebenszyklus verschiedener Arten der Ernährung
- Die Wiederherstellung des anthropozentrischen Planetensystems des Alten Orients
- Der große Irrtum - Zur Entstehung des Feldbaues

Brasilien: Tepamerene und Pedra Pintada



Unsere projizierte Welt

© Gernot L. Geise; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 13/1996

In einem früheren Beitrag (1) legte ich bereits dar, dass - nach meinen derzeitigen Erkenntnissen - unser Körper offenbar eine Projektion unseres eigenen Gehirns (2) ist. Gehen wir nun einen großen Schritt weiter auf diesem Weg, und betrachten wir einmal die Welt um uns herum, wie sie sich uns darstellt, und wie wir sie wahrnehmen.

Wenn wir sie intensiv betrachten, so muss uns zwangsläufig auffallen, dass es anscheinend ein Pseudo-Universum ist, in dem wir leben. Es ist eine Pseudo-Welt, die wir uns selbst erschaffen und die wir für uns realistisch erdacht haben. Es ist eine realistische, gedankliche Projektion, die offenbar auch jederzeit »abgeschaltet« werden kann (3). Im Prinzip erleben wir unsere Umgebung einzig und allein in und mit unserem Bewusstsein, und dort erscheint sie uns exakt so, wie wir (der »Kontroll-Mechanismus« Unterbewusstsein) - nur aufgrund einiger weniger, rein subjektiver, körpereigener Sinnes-Informationen - sie interpretieren.

Wir sehen, was wir sehen wollen

Wie komme ich zu einer solchen Aussage? Es ist mir bewusst geworden, dass sich die Welt, wie wir sie erleben, nur - um es einmal leger auszudrücken - »in unserem Kopf« abspielt. Ich möchte hier keine Lehren aufstellen und auch keine neuen Dogmen, sondern meine - rein subjektiven - Überlegungen zu dieser Thematik darlegen, um damit zum Nachdenken anzuregen, wie wir unsere »Wirklichkeit« überhaupt empfinden.

Das, was wir als »unsere Welt« bezeichnen, besteht ausschließlich aus einer Umsetzung unserer körpereigenen, rein subjektiven Sinneseindrücke, die durch unser Gehirn zunächst definiert und dann fantasievoll interpretiert werden. Es gibt *keinen einzigen* Beweis oder Beleg dafür, dass »unsere Welt« (und das »Drumherum«) *objektiv* besteht! Wenn unser Unbewusstes - der »Steuermann« unseres Gehirns - irgendeinen Sinneseindruck nicht akzeptieren will, ist er für uns *nicht existent*.

Worin besteht der Unterschied zwischen »subjektiv (4)« und »objektiv (5)«? Subjektiv ist alles das, was man selbst empfindet; die eigenen Maßstäbe und Erfahrungswerte. Objektives unterscheidet sich vom Subjektiven nur dadurch, dass es von vielen Menschen gleichwertig erkannt wird. Subjektives muss sich nicht zwingend mit Objektivem decken, genauso wenig wie wir mit anderen Menschen deckungsgleich sind. Objektives ist also der Durchschnittswert einer Summe von viel Subjektiven, muss jedoch nicht zwingend real sein.

Aus dieser Sicht betrachtet, werden selbst die Erkenntnisse der Wissenschaft über unser Universum mit allen seinen Milliarden von Galaxien zu einer reinen, *nicht beweisbaren* Glaubenssache. Denn sie bestehen nur aus den subjektiven Sinneseindrücken, die unsere Augen optisch aufnehmen (auch die Messergebnisse irgendwelcher Geräte nehmen wir als optischen Eindruck auf). Man könnte jetzt natürlich fragen, ob sich unsere Wissenschaft zu einer neuen Religion entwickelt? Manche Menschen sind der Meinung, es sei so.

Schneidet man einen Menschen völlig von seinen Sinneseindrücken ab (das ist in der Praxis jedoch wohl nicht möglich), so endet der »Film« für ihn. Die Welt, von der er annahm, dass sie um ihn herum existiert, hört auf, für ihn zu existieren. Er kann sie im wahrsten Sinne des Wortes nicht mehr erfassen oder be-greifen (6). Er hat zwar noch seine eigenen Gedanken und Denkvorgänge, sie sind jedoch abstrakt und nur zu einem kleinen Teil bildhaft.

Ein anderes Beispiel: erblindet ein Mensch, so kann er nicht mehr feststellen, ob es Tag oder Nacht ist. Seine Umgebung oder einzelne Gegenstände kann er bestenfalls noch ertasten. Doch bereits die Höhe eines Hauses ist für ihn nicht mehr nachvollziehbar. Der Begriff »Haus« ist für ihn zu einer abstrakten, nicht nachvollziehbaren Größe geworden, weil der entsprechende Sinneseindruck dafür fehlt.

Warum erscheint uns beispielsweise die Materie um uns herum fest zu sein? Doch einzig und allein nur deshalb, weil unser Tastsinn diesen rein subjektiven Eindruck, so wie er die grobstoffliche Materie empfindet, an unser Gehirn übermittelt. Unser Tastsinn ist nicht in der Lage, Materie als eine reine Energie-Schwingung - die sie in Wirklichkeit ist - zu fühlen. Könnte er das, würde sich schlagartig unser ganzes Weltbild verändern. Denn auch die Übermittlung dieser Tast-Information ist nur ein kleiner elektrischer Impuls, der vom Gehirn interpretiert wird, und diese *Interpretation* wird unserem Bewusstsein dann zur Verfügung gestellt. Es ist eine

reine Auslegungssache, eine reine Kombinationsrechnung unseres Gehirns, das die aufgenommene (Tast-) Information mit älteren, bereits vorhandenen Informationen vergleicht und daraus seine Schlüsse zieht. Dabei wird oft genug eine von einem Körpersinn gemeldete Information von unserem Gehirn einfach ignoriert, weil ihm bereits frühere (Erfahrungs-) Informationen vorliegen, die anderslautend sind und - je nach ihrer Wichtigkeit - vorgezogen werden, *auch wenn sie »objektiv« falsch sind.*

Diese bereits vorhandenen Informationen, die unser Unbewusstes mithilfe des Gehirns mit den neu aufgenommenen Informationen vergleicht, befinden sich teilweise »auf der Festplatte«, im Hauptspeicher des Gehirns als manifestierte »Schablonen«, teilweise sind sie in unserem Energiekörper, der Aura, enthalten. Insbesondere im optischen Bereich verfällt unser Gehirn oftmals Täuschungen, die zwar falsch eingeordnet, jedoch als Realität abgespeichert und zu späterer Zeit dann als »Erfahrungswert« herangezogen werden.

In diesem Projektionsspiel des Lebens spielt unser Wachbewusstsein, der sogenannte Verstand, eine recht klägliche Rolle, denn einesteils muss er das in unser Gehirn projizierte, uns umgebende Universum als real anerkennen, andererseits hat er *bewusst* kaum eine Chance, es zu verändern, und wenn er es noch so gerne manchmal machen würde. Für unseren rein logisch denkenden Verstand ist es »normalerweise« unvorstellbar, dass wir quasi in einer Art Pseudo-Welt leben sollen, denn er verweist sofort auf die (für ihn) »realen« Sinneseindrücke. Und doch ist es so. Unser Verstand kann *nur* aufgrund ihm vorliegender Informationen handeln, und die sind nun mal subjektiv.

Es gibt keine absolute, objektive Realität. Das, was wir als Realität bezeichnen, ist nichts als unsere ganz persönliche »Wirklichkeit«, die durch alle die Filter unserer Erfahrungswerte und Vorurteils-Schablonen geprägt und gestaltet ist. Das dürfen wir niemals vergessen!

Es ist alles dasselbe!

Die moderne Quantenphysik hat inzwischen herausgefunden, dass alle Materieteilchen reine Energieschwingungen sind, die sich einzig durch verschiedene Frequenzen unterscheiden. Es gibt also überhaupt keine »feste« Materie, denn alles besteht aus derselben Energie. Sie erscheint uns nur in einer bestimmten Schwingungsfrequenz fest zu sein. Deshalb wird in diesem Zusammenhang auch oftmals von »grobstofflicher« (für feste) und »feinstofflicher« (für energetische) Materie oder Energie geredet.

Genauer gesagt, und auf den kleinsten einfachen Nenner gebracht: es ist alles dasselbe! Von der »festen« Materie bis zur elektromagnetische Strahlung (z.B. Licht) ist alles dieselbe Energie! Ihre unterschiedlichen Erscheinungsformen - fest oder energetisch - hängen einzig und allein von ihrer Schwingungsfrequenz ab.

Man kann dieses Phänomen vergleichen mit dem Wasser. Wasser ist und bleibt immer H₂O, ob nun in seinem Aggregatzustand als Dampf, als Wasser oder als Eis. Alle drei Erscheinungsformen des Wassers sehen jedoch völlig anders aus und besitzen - jede für sich - völlig andere Eigenschaften. Und doch ist es ein- und dasselbe, nämlich H₂O. Genauso wie Wasser in Dampf oder in Eis »verwandelt« werden kann - und natürlich auch wieder zurück -, kann »feste« Materie in Licht- oder Wärmestrahlung umgewandelt werden (umgekehrt müsste es, zumindest theoretisch, auch möglich sein. Da streikt jedoch unsere Wissenschaft noch).

Das heißt, eine Energieform (die Materie) kann durch eine Schwingungsveränderung - durch was auch immer sie hervorgerufen wird - in eine andere Energieform (eine andere Materie oder auch Wärme, Licht) umgewandelt werden. Es war und bleibt *immer* dieselbe Energie, nur die *Erscheinungsform* wechselt.

Und solche Frequenzveränderungen der Energieschwingung lassen sich auch (wenn auch in bescheidenem Rahmen) mit den eigenen geistigen Kräften bewirken.

Energie-Projektion

Dass wir tatsächlich auch bewusst projektiv tätig sein können, kann man mit einem kleinen Versuch selbst feststellen. Wir können jederzeit einen sogenannten Kraftpunkt überall hin projizieren. Ein Kraftpunkt ist ein punkt- oder kugelförmiges Feld, das Energie ausstrahlt (welche Art von Energie das genau ist, lässt sich noch nicht bestimmen), und das dementsprechend anmessbar ist. Hier hat sich zum einfachsten Nachweis ein Pendel oder eine Rute bewährt. Auch die Kinesiologie kann zum Nachweis dienen. Kinesiologie funktioniert im Grunde nach demselben Prinzip wie Pendel und Rute: kleinste körpereigene Muskelreflexe werden sichtbar gemacht. Und schließlich ist unser Körper ein viel feineres Messinstrument als unsere elektronischen Apparate.

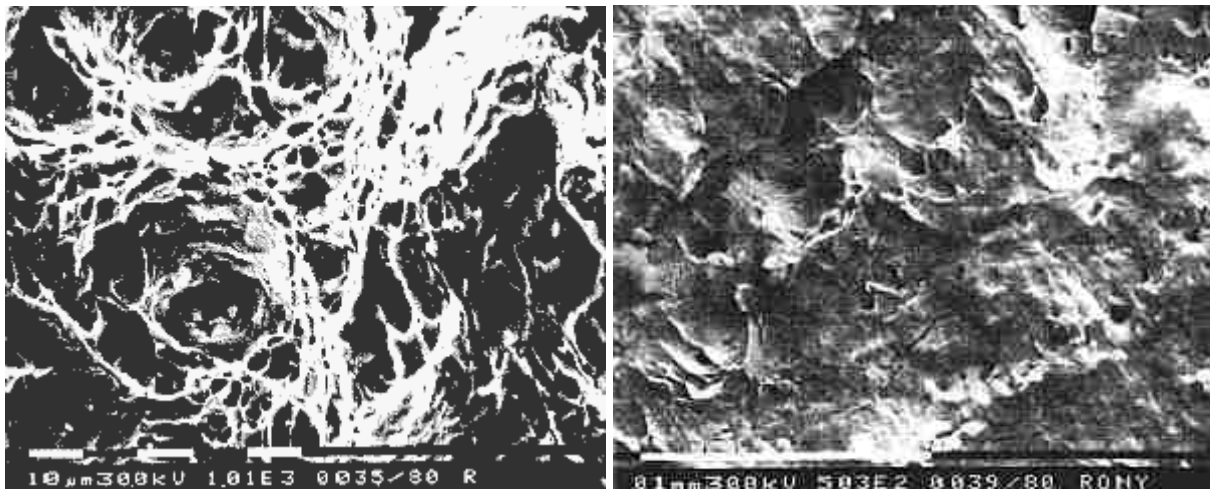
Dieses projizierte - im Prinzip hingedachte - Kraftfeld ist nicht nur mit dem eigenen Körper feststellbar, dann

würde einem hier das eigene Glaubenssystem einen Streich spielen, nein, auch andere sensitiv begabte Menschen können dieses Feld feststellen. Es ist exakt dort vorhanden, wo vorher keines war.

Mit unserer modernen Quantenphysik lässt sich eine solche Projektion definieren als eine punktförmig vorgenommene lokale Energie-Frequenzveränderung.

Energie erschaffen kann niemand, genauso wenig wie wir Energie vernichten können. In unserem Universum ist es nur möglich, Energie zu beeinflussen oder sie in eine andere Energieform zu überführen, zu transformieren. Wenn wir also hier einen Energiepunkt projiziert haben, dann haben wir diese Energie - auf geistigem Weg - irgendwo hergenommen, und sei es die eingeatmete Luft - »Prana« -, die wir mit unseren mentalen Kräften in eine andere Schwingung versetzten, wodurch sie energetisch und projizierbar wurde.

Diese Art einer Energie-Projektion wenden beispielsweise auch sogenannte »Geistheiler« an. Hier ist der Begriff etwas unglücklich gewählt, denn Geistheiler sind nicht etwa Leute, die mit dem Geist heilen, sondern die mit ihren geistigen Kräften heilen. Das heißt, sie harmonisieren energetische Störungen im Energiehaushalt des Patienten. Denn jede Krankheit stellt sich als energetische Störung des Körpers dar. Und wie wir wissen, können gerade solche Heiler Erfolgsquoten vorweisen, von denen unsere Schulmedizin nur träumen kann. Doch weil hier unsere Schulwissenschaft hilflos und erklärungslos dasteht, zieht man die Sache dann vor der Allgemeinheit ins Lächerliche und versucht sie unglaublich zu machen. Es wird dann hier von »sogenannten Wunderheilern« geredet, was jedoch die Tatsache der erfolgten Heilungen nicht ungeschehen machen kann.



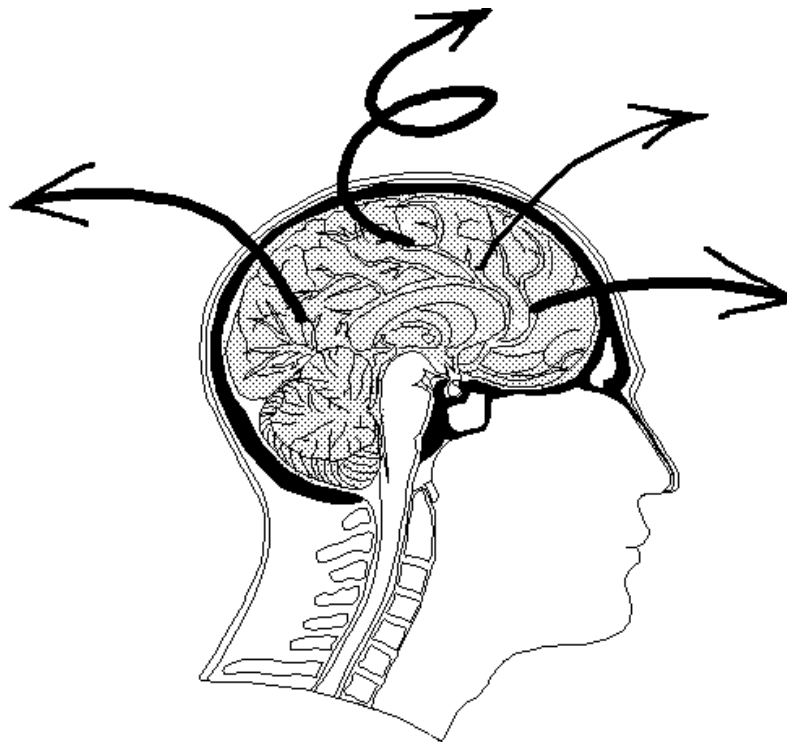
Beispiel von Materieveränderung durch geistige Einwirkung: Diese beiden Bilder wurden mit einem SEM (Scanning Electron Microscop) aufgenommen. Das linke Foto zeigt die Bruchstelle eines sogenannten kalten Ermüdungsbruches, also eines Bruches, der auf mechanische Art erzeugt wurde. Das rechte Foto zeigt eine Bruchstelle, die auf paranormale Art - also durch geistige Beeinflussung der Materie - herbeigeführt wurde. (Fotos aus Berendt, a.a.O.)

Ein Beispiel anderer Art ist die willkürliche Beeinflussung der projizierten Materie, wie es »paranormal« begabte Menschen - nachgewiesenermaßen - beherrschen. Hier wird kraft der eigenen Imagination die Atomstruktur beispielsweise von Metall in der Art geistig beeinflusst, dass dieses - für unser Sinneserleben - weich und biegsam wird. Erklärbar wird dieser Vorgang erst dann, wenn man akzeptiert, dass es keine »feste« Materie gibt. Die energetische Schwingung »Metall« wird durch mentale Kraft (= Energie-Einsatz) leicht verändert, und für unsere körperlichen Sinne wird das Metall dann weich. Dass hier tatsächlich auf »geistigem« Wege eine atomare Umstrukturierung vorgenommen wurde, belegen Vergrößerungen unter einem Elektronenmikroskop (s. Abb.).

Stellt man sich nun vor, dass solche Materie-Beeinflussungen »nur« energetische Schwingungsveränderungen sind - also Ver-Änderungen der materiellen Energie-Projektion - und dass diese Energie-Projektionen allein aufgrund der eigenen Gedanken oder Vorstellungen möglich sind, also mit dem überaus skeptischen, logisch denkenden Wachbewusstsein, so kann man ermessen, welche enorme Kraft allein in unseren Gedanken steckt.

Genauso verhält es sich mit der sogenannten Levitation, einem Phänomen, das zwar schon seit Jahrhunderten bekannt ist, aber immer in den Bereich des Märchenhaften abgeschoben wurde, bis unsere heutige Wissenschaft zugeben musste, dass es sie wirklich gibt - ohne allerdings offiziell erklären zu können, wie es möglich ist, damit die festgeschriebenen »Naturgesetze« zu umgehen. Durch Levitation werden die Gravitationskräfte aufgehoben, und zwar allein durch gedankliche Konzentration (7).

Auch hier gibt es die Möglichkeit, wie - für jeden nachvollziehbar und anwendbar - zumindest eine teilweise Aufhebung der Schwerkraft möglich ist. Es handelt sich um ein allgemein bekanntes Spielchen, wobei eine hochzuhebende Versuchsperson (die ruhig schwergewichtig sein darf) auf einem Stuhl sitzt. Vier Personen stellen sich um die Versuchsperson herum auf und legen ihre Zeigefinger in deren Achselhöhlen und Kniekehlen. Es wird zunächst nicht gelingen, die Versuchsperson mit den Zeigefingern auch nur einen Millimeter anzuheben. Halten die Ausführenden vier jedoch nacheinander ihre Hände über dem Kopf der Versuchsperson übereinander - ohne sich gegenseitig zu berühren - und konzentrieren sich etwa fünfzehn Sekunden lang stillschweigend, so funktioniert es: sie legen ihre Zeigefinger in Achselhöhlen und Kniekehlen und können die Versuchsperson, allein mit den vier Zeigefingern, ohne jede körperliche Anstrengung, bis über ihre Köpfe hochheben. Rational erklärbar ist dieses Phänomen nicht, es funktioniert jedoch. Die hochgehobene Versuchsperson verliert teilweise ihr Gewicht. Das können nach dem Versuch sowohl die Hochhebenden wie auch die Versuchsperson - subjektiv! - bestätigen. Dies kann einzig durch eine Veränderung der Energieprojektion durch die vier Ausführenden zustande kommen.



Schwieriger wird es bei Hypnose, wenn beispielsweise eine Versuchsperson den Befehl erhält, sich stocksteif auszustrecken und dann wie eine Brücke auf zwei Stühle gelegt wird, wobei nur der Hinterkopf und die Fersen aufliegen. Selbst schwächlich gebaute Menschen können - in Hypnose - so das Gewicht mehrerer Personen aushalten, die sich auf sie setzen. Rational erklärbar ist diese »übermenschliche« Kraftmobilisierung nicht, sie gehört jedoch - wegen ihrer spektakulären Natur - zu jeder besseren Zauberkunststücksvorführung. Was geschieht hier? Projiziert der Hypnotiseur seine Energie in die Versuchsperson hinein oder bewegt er die Versuchsperson dazu, ihre eigenen Energien nach seinen Vorgaben zu mobilisieren?

Wie, außer als quasi-reale Energie-Projektion, d.h. als Austausch von Energien, lassen sich mentale Fähigkeiten erklären, wenn beispielsweise ein Heiler einem anderen Menschen durch Handauflegen irgendwelche Schmerzen »wegnimmt« oder wenn Materie beeinflusst wird, dass sie ihre Eigenschaften

verändert? Dass es funktioniert, wird zumindest mit den Erfolgen der Heiler täglich bewiesen, sie projizieren positive Energien, die von einem Menschen zum anderen fließen, während die negativen Energien abfließen.

Ein einfacheres Beispiel aus unserem täglichen Leben besteht darin - was jedem Menschen schon einmal passiert ist -, dass er einen Gegenstand »verlegt« hat und nun die halbe Wohnung danach auf den Kopf stellt, ihn wiederzufinden. Es ist schon fast nicht mehr verwunderlich: nachdem man es nach längerer fruchtloser Suche aufgegeben hat, den vermissten Gegenstand aufzufinden, stellt man irgendwann fest, dass er tatsächlich am ehemals vermuteten Platz liegt. Nur, während der Suche hat man ihn nicht gesehen, ist direkt daran vorbeigelaufen: dieser Gegenstand war subjektiv wirklich *nicht* da, obwohl er dort liegen *musste*. Unser Unbewusstes hat ihn schlicht und einfach nicht auf die »Filmleinwand« unseres Erlebnishorizonts projiziert oder ihn aus der aufgenommenen optischen Information ausgeblendet - aus welchen Gründen auch immer.

Was passiert nun eigentlich mit den einmal projizierten und dann »vergessenen« Gedanken? Denn: irgendwo müssen sie sich doch befinden oder hinfließen, es sei denn, wir leben in einem einzigen großen Sammelbecken vergessener Gedanken (sprich: Energie). Bilden sie etwa eine Art Vorrats-Pool, aus dem wir uns dann für neue Gedankenprojektionen bedienen? Denn - das wissen wir aus unserer Wissenschaft - Energie kann sich nicht in Nichts auflösen. Sie kann nur immer wieder in andere Energiearten transformiert, umgesetzt werden.

1. Möglichkeit: Die Projektion

Zurück zu unserer uns umgebenden Umwelt. Hier tut sich die Frage auf, welcher Teil von uns denn nun die Projektion unserer Umgebung in unserem »Steuercomputer Gehirn« vornimmt? Wer oder was denkt sich das alles aus? Das Wachbewusstsein scheidet aus, es agiert nur. Unser Unbewusstes? Das Unbewusste handelt zwar unabhängig vom Bewusstsein und gibt diesem sogar gute Ratschläge - die es oft genug ignoriert, weil sie ihm »unlogisch« vorkommen -, doch hat das Unbewusste keinen Intellekt wie das Bewusstsein. Letztendlich arbeitet es automatisch, wie eine Maschine, wertfrei, doch auch beeinflussbar.

Dass unser Unbewusstes beeinflussbar ist, belegt beispielsweise der Erfolg der vielen »Subliminals«. Das sind unterschwellige Botschaften, die auf akustische oder optische Weise verbreitet werden und nur von unserem Unbewussten - vorurteilsfrei, also als »Wahrheit« - aufgenommen werden. Akustische Subliminals sind beispielsweise bei Musikstücken Unterlegungen durch Tonfrequenzen (Botschaften bzw. Anweisungen), die wir nicht bewusst wahrnehmen können. Optische Subliminals sind beispielsweise schriftliche Botschaften, die innerhalb eines Filmes einen Sekundenbruchteil lang aufflackern und - bedingt durch die Trägheit des Auges - ebenfalls nicht bewusst wahrgenommen werden können. Der Effekt dabei ist, dass wir dann danach handeln, weil unser Unbewusstes diese Information wie »Erfahrungs-Schablonen« abspeichert und sie auch genauso anwendet. Während wir uns akustischer oder optischer Subliminals meist entziehen können, gibt es jedoch welche, denen wir so gut wie nicht ausweichen können, weil wir ihnen täglich ausgesetzt sind: die Mikrowellenstrahlung (u.a.) der TV-Satelliten oder der Telekom-Sender. Diesen Wellen lassen sich Botschaften aufmodulieren, denen wir hilflos ausgesetzt sind, weil sie direkt auf energetischer Ebene unser Unbewusstes ansprechen. Dazu muss gesagt werden, dass offiziell zwar jede Art von (unerwünschten; es gibt auch Subliminal-Cassetten zu therapeutischen Zwecken) Subliminals verboten ist, die Modulierung von Mikrowellen zur geistigen Beeinflussung jedoch großflächig - u.a. durch militärische Stellen - durchgeführt wird (8).

Wer ist nun der Schöpfer des von uns wahrgenommenen Universums mit allen seinen Vor- und Nachteilen, wenn nicht unser Bewusstsein oder das Unbewusste? Erklimmen wir hier die nächsthöhere Stufe? Das würde bedeuten, dass hier das Schöpfungsprinzip tätig wäre, sprich: Gott, Schöpfer, Überintelligenz, oder wie man es nennen will. Mit dieser Erklärung hätten wir jedoch das Problem nur abgeschoben und keinesfalls gelöst. Unterstellen wir einem Schöpfer, dass er unser Universum geschaffen habe, so wäre es logischerweise nicht mehr unser Werk, sondern seines. Doch wenn es so sein sollte, dass wir unsere Umgebung selbst in unserem Gehirn projizieren, dann kann hier kein Schöpfer tätig sein. Hinzu kommt, dass wir einem überragenden Schöpfer doch etwas mehr zutrauen, als nur einen Film zu kreieren, der dann in unserem Kopf abläuft.

2. Möglichkeit: Die Erschaffung

Somit schauen wir uns einmal eine andere Möglichkeit an, wie wir in unserer subjektiv erlebten Welt leben könnten. Eine Möglichkeit wäre etwa, dass zwar unser Universum von einem Schöpfergeist geschaffen wurde, dass wir jedoch ein Teil von ihm sind, bzw. seine sichtbare Aktion. Somit wären wir wiederum gleichzusetzen

mit Gott - wobei bitte das »wir« nicht körperlich gemeint ist, sondern unseren »Geist«, die »Seele«, meint, die wiederum nicht mit unserem Bewusstsein oder mit unserem Unbewussten gleichzusetzen sind. Die beiden Kollegen Bewusstsein und Unbewusstes sind schließlich »Hilfskrücken«, reine Werkzeuge unseres Geistes, mit denen dieser agiert. Doch damit wäre das Problem immer noch nicht gelöst, wenn wir von einer Projektion ausgehen.

Hier spielt möglicherweise als »Projektor« das sogenannte Morphische Feld hinein, das der britische Forscher Rupert Sheldrake wiederentdeckte. Dies soll ein immenser, übergeordneter Informationspool sein, der nur angezapft zu werden braucht, um Informationen fließen zu lassen. Das Morphische Feld könnte man also mit einem Übergeist oder mit Gott gleichsetzen, wenigstens mit dem, was wir unter Gott verstehen. Man könnte auch das sogenannte Kollektivgedächtnis zu diesem Informationspool hinzurechnen.

Die morphischen Felder sind noch nicht erforscht, vielleicht, weil sich »seriöse« Wissenschaftler dagegen sträuben - wird doch durch die Anerkennung solcher Informationsfelder fast das gesamte »gesicherte« Wissen zum Einsturz gebracht.

Da wir - wenn wir von der Erschaffungs-Möglichkeit ausgehen - die Kreation unseres Universums keinesfalls bis in die Details laufend bewusst kontrollieren und überwachen können, könnte hier eine Art Automatismus vorliegen. Ich möchte es einmal mit einem Artisten vergleichen, der auf Stäben rotierende Teller balanciert. Er beginnt mit einem Stab und einem Teller, lässt ihn rotieren und überlässt ihn sich selbst, während er den nächsten Teller auf einen weiteren Stab legt. Spätestens beim zehnten Teller muss er sich kurzfristig wieder dem ersten zuwenden, weil dessen Rotation langsamer geworden ist und dieser Teller sonst vom Stab fallen würde. So ähnlich könnte es mit unserer Schöpfungsprojektion vor sich gehen. Wir hätten sie in unserer Vorstellung erschaffen und sie sich selbst überlassen, müssten aber ab und zu überprüfen, ob noch alles so abläuft, wie wir es geplant haben. Dabei würde sich natürlich dann und wann herausstellen, dass dies und das nicht mehr so richtig nach Plan läuft. Und - wir würden es korrigieren, vollautomatisch, unbewusst.

Wie weit stimmt dieses Szenario mit unserem subjektiven Erleben überein? Wie »groß« unser Universum ist, hängt wohl auch mit unserem Lebensalter zusammen: als Baby ist unsere Welt *subjektiv* nur einige Kubikmeter groß. Darüber hinaus gibt es nichts für uns. Erst mit dem Älterwerden »weitet sich unser Horizont«, d.h. wir *erschaffen* immer mehr Welt um uns herum.

Hier stellt sich die Frage, wenn es so sein sollte: woher nehmen wir die Informationen, dass wir die Welt *so* und nicht anders erschaffen? Dass wir uns nicht eine völlig andere Geschichte erdenken? Spielen hier als große Informationsspeicher die Morphischen Felder und das menschliche Kollektivgedächtnis hinein, aus denen sich unser Unbewusstes nach Bedarf bedient? Dass es ein kollektives Gedächtnis (auch Arten-Gedächtnis genannt) gibt, wird von Seiten der Wissenschaft heute nicht mehr bestritten. Man weiß nur noch nicht, wo es sich befindet.

Die geschilderte Möglichkeit der Erschaffung könnte zutreffen, das können wir auch an den laufenden Korrekturen sehen, die wir machen, um bei der »Erschaffung« begangene Fehler zu korrigieren. Als Beispiel könnte unsere Weltgeschichte dienen, bei der wir inzwischen gemerkt haben, dass hier frappierende Fehler eingebaut wurden. Ein weiteres Beispiel ist die bei uns dominierende Religion, bei der sich langsam aber sicher herausstellt, dass auch sie fehlerhaft konzipiert wurde.

Betrachtet man unser Leben aus dieser Perspektive, so ist es interessant, zuzusehen, mit welchen z.T. »unmöglich« Tricks unser Bewusstsein die »Realität« korrigiert.

3. Möglichkeit: Der Traum

Eine andere Möglichkeit unserer Existenz wäre, dass wir in einem einzigen großen Traum leben, als Akteure darin, während uns unsere Aktionen quasi-real erscheinen. Wir kennen das: es gibt Träume, an die man sich erinnert, und die uns - obwohl darin total unlogische oder unmögliche Dinge oder Situationen vorkommen - zur Zeit des Traumes völlig realistisch erscheinen.

Leben wir nun in einem solchen quasi-realistischen Traum? Dann stellt sich sogleich die Frage, wer denn dann der Träumer ist? Eben dies ist - nach der indischen Tradition - die wichtigste Frage unserer Existenz.

Eine Traum-Hypothese hätte immerhin den Vorteil vor einer Erschaffungs-Hypothese, dass die anderen Traumfiguren nicht selbständig agieren, sondern jeweils, sobald sie vom »Traum-Regisseur« benötigt werden, in der jeweiligen Situation neu erschaffen werden würden.

Gesetzt den Fall, die Welt um uns herum wäre ein reines quasi-realistisches Fantasieprodukt von und in uns: Warum ist sie dann so und nicht anders? Vielleicht hängt das damit zusammen, dass wir nicht nur die Akteure sind, sondern auch den Aktionsrahmen schaffen und die Aktion selbst. Das heißt, dass der *Vorgang* des Träumens dann *identisch ist* mit den darin enthaltenen Akteuren und der eigentlichen Traumaktion. Es ist dann alles ein- und dasselbe, das nur - rein subjektiv - von uns aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet und in einzelne Bereiche unterteilt wird.

Es würde sich eine Kombination dieser Hypothesen anbieten, auf einen Nenner gebracht:

Unser unkörperliches Bewusstsein - unser Ich - projiziert zunächst die Vorstellung, dass wir in einem materiellen Körper leben würden, indem es die Schwingungsfrequenz von vorhandener Energie manipuliert, damit wir sie quasi-materiell erleben können.

Auf der »Leinwand« des so geschaffenen materiellen Gehirns läuft dann der »Film« des uns umgebenden Universums in der Form ab, wie wir ihn uns vorstellen - durch verschiedene Filter und Schablonen angepasst.

Auf diesen »Film« nehmen wir interaktiv einen direkten Einfluss, um in dieser Welt als quasi-holografische Projektionen zu agieren, weil wir selbst ein Teil dieser unserer Projektion sind.

Dieses rein subjektive Er-Leben bezeichnen wir als Realität, ohne uns bewusst zu sein, dass es keine Realität gibt.

Anmerkungen

¹ »Unser Gehirn projiziert uns«, in: SYNESIS Nr. 10/1995.

² Mit »Gehirn« meine ich nur das biologische »Gerät« unseres Körpers. Der »Steuermann« dieses Gerätes ist die Bewusstseinsseinheit, mit der wir uns identifizieren.

³ Vgl. auch meinen Beitrag in SYNESIS Nr. 3/1994: »Traum oder Realität?«

⁴ subjektiv [lat.], von persönl. Gefühlen, Interessen, Vorurteilen bestimmt; unsachlich. (Meyers Lexikon A-Z).

⁵ objektiv [lat.], nicht von Gefühlen, Vorurteilen, Ideologien bestimmt; sachlich. (Meyers Lexikon A-Z).

⁶ Es sei denn, er beherrscht die Fähigkeit, »out of body« zu gehen, was die überwiegende Mehrzahl der Menschen wohl nicht beherrschen dürfte.

⁷ Hierzu ist anzumerken, dass - insbesondere auf militärischem Gebiet - natürliche und technisch erzeugte Levitation durchaus schon eingesetzt werden. Vgl. beispielsweise Jan van Helsing »Geheimgesellschaften« Teil 1 und 2, Meppen 1995.

⁸ Auch hier: Vgl. beispielsweise Jan van Helsing »Geheimgesellschaften« Teil 1 und 2, Meppen 1995.

Literatur

H. C. Berendt: »Jenseits des Möglichen?«, Freiburg im Breisgau 1986.

Bertelsmann Lexikon-Institut: »Das neue Taschen Lexikon in 20 Bänden«, Gütersloh 1992.

Norbert Claßen: »Das Wissen der Tolteken«, Fischer-TB.

Duden »Das Bedeutungswörterbuch«, Mannheim 1993.

Stephen W. Hawking: »Eine kurze Geschichte der Zeit. Die Suche nach der Urkraft des Universums«, Reinbek bei Hamburg 1988.

Meyers Lexikon »Das Wissen A - Z«, Mannheim 1993.

(o.A.) »Psi-Phänomene. Kann der Geist die Materie beherrschen?«, Rastatt 1993.

Helmut G. Siecza: »Begegnung mit dir«, Essen 1992.

Cyrus Reed Teed: »The cellular cosmogony; or, The earth a concave sphere«, 1899.

Immanuel Velikovsky: »Das kollektive Vergessen«, Frankfurt/Berlin 1987.

Die Wiedererhellung des anthropozentrischen Planetensystems des Alten Orients

© Kurt Schildmann; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 13/1996

Zunächst hier die modernen Werte für die synodischen Umlaufzeiten der Planeten (für einige Planeten in Klammern die Arbeitsziffern)

- Merkur 115,88 Tage (115,875)
 - Venus 583,92 Tage (584)
 - Mars 779,94 Tage (780 ?)
 - Jupiter 398,88 Tage (399)
 - Saturn 378,09 Tage (378)
 - Uranus 369,66 Tage
 - Neptun 367,47 Tage
- (aus Enciclop. Italiana, Vol., XXXI, p. 856)

Meine Wiederentdeckung der rationellen Aufgliederung der Arbeitsziffern für Venus, Jupiter und Merkur erfolgte 1949 und wurde seitdem in mehreren Aufsätzen veröffentlicht, auch im SDL-Schrifttum (1), zuletzt in englischer Sprache. Hier das Schema:

Für die drei Planeten Venus, Jupiter und Merkur resultiert die jeweilige Arbeitsziffer aus der Summe der ersten, zweiten und dritten Potenz der für sie gültigen rationalen Kennziffern. Sie lautet für Venus 8 (Symbol: zwei außenseitig gesehene Hände mit verdeckten Daumen = $2 \times 4 = 8$); für Jupiter 7 (Symbol: die Schwurhand); für Merkur 4,5 (Symbol: eine außenseitig gesehene Hand = 4 Finger, dazu - nur optisch aufgefasst - ein halber Finger = der Daumen).

Die Saturn-Arbeitsziffer (378 Tage) empfängt ihren rationalen Sinn dadurch, dass sie, wenn sie aufaddiert wird mit der Arbeitsziffer des Nachbarplaneten Jupiter (399), die Zahl 777 ergibt (2).

Die Vorstellung, dass die Planetenbahnen intentionell - und in der Folge laufend wieder - zu dem Zweck eingerichtet sind und in Gang gehalten werden, um den irdischen Beobachter - sprich: den menschlichen Geist - sinnvoll anzusprechen, kann nur durch kumulative Evidenz weiter untermauert werden. Kürzlich fand ich bei einem Auslandsaufenthalt eine 23seitige, interessante Schrift aus dem Jahre 1934, die einer

solchen Untermauerung hervorragend nützt.

Der Verfasser ist Dr. Martin Knapp, Lector für Astronomie an der Universität Basel. Er veröffentlichte 1934 unter dem Titel »Pentagramma Veneris, eine historisch-astronomische Studie zum Verständnis alter astronomischer Symbole und ihrer Anwendung«³. Meine o.g. Summierungen waren ihm natürlich unbekannt. Doch beansprucht er mit Recht für sich die Identifizierung des Fünfzacksterns als Venussymbol. Das Pentagramm veranschaulicht die achtjährige Periode von fünf synodischen Venusjahren:

$$8 \times 365 = 5 \times 584 = 2920 \text{ Tage.}$$

Oder anders ausgedrückt: Die synodischen Venusumläufe mit den pro Venusjahr/Venusumlauf dabei erreichten siderischen Positionen in den Himmelskreis (Ekliptik) eingetragen, produzieren - bei rein graphischer Verbindung der Umlaufpunkte in der Kreisfläche - mit dem Ablauf von fünf synodischen Venusumläufen die für den Fünfzackstern typischen Merkmalen, nämlich: durchlaufende Strichführung und Abknickung an den fünf Kreisberührungspunkten. Sie fünfteln im Abstand von je 72° den Kreis. Das ist unser »magisches« Venuspentagramm, das astronomisch und kalenderologisch nichts anderes veranschaulicht als die obige Periodengleichung:

$$8 \times 365 = 5 \times 584 = 2920 \text{ Tage.}$$

De facto dauern acht Erdenumläufe 2922 Tage. Knapp schreibt dazu, es ginge die Sage um, die harmonischen Systeme hätten irgendwo einen kleinen Defekt, mit dessen Wahrnehmung sich Spötter und Zweifler wichtig machen, die in früheren Zeiten prompt verteufelt wurden.


Die dem Planeten Venus zugeordnete Gottheit müsste korrekterweise den Fünfzackstern als Attribut aufweisen. Aus Konsultationen mit Assyriologen sieht Knapp das vereinzelt bestätigt, wiewohl im mesopotamischen Pantheon ein reger Austausch von 5-, 6-, 8- und 16zackigen Sternen bei den Gottheiten vorherrscht. Meine Anmerkung: Hier ist noch stratigraphische Arbeit zu leisten.

Kepler handhabte im »Prodromus Dissertationes Cosmographicarum seu Mysterium Cosmographicum« (1596) »Dreiecke«, welche die oberen Planeten Saturn und Jupiter mit ihren Konjunktionen am Himmelskreis beschreiben. Das reizte Knapp zu ähnlichen Spielereien. Beginnend mit Venus führte er die Aussage: Das Pentagramma Veneris =

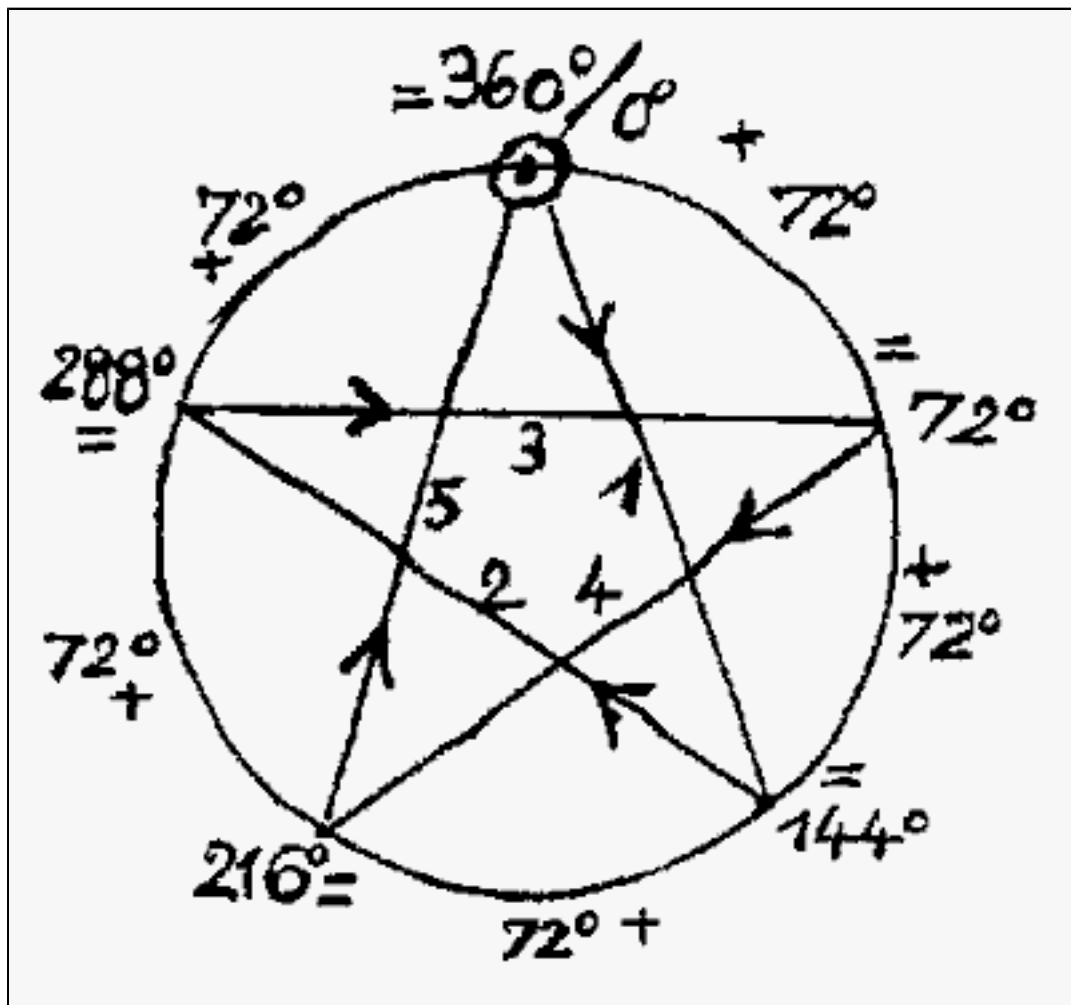
das Pentalpha der Magie. Kepler - meint er - dürfte sein Triangulum aus älterer Quelle bezogen haben. Heute ist das Ziehen von Verbindungslinien ungebräuchlich geworden, geblieben ist noch die Ableitung der Reihenfolge der Wochentage aus dem Siebeneck nach Dio Cassius. Bei Venus aber zeige sich das Pentagramm auch heute (wie seine Lehrtätigkeit erwiesen habe) bei der Positionsbestimmung der Venus im Achtjahreszyklus als nützlich. Keplerselbsterhärte te im genannten »Mysterium« im 9. Kapitel das Pentagon-Dodekaeder, das er zwischen die Marssphäre und die Sphäre der Erde, nebst dem Ikosaeder zwischen Erdsphäre und Venussphäre, zu setzen beliebte. Auch das Pentagramm, wenn er sagt: »... denn das Fünfeck des Mars tritt auch bei der Venus auf«. Diese Passage sei unverstanden geblieben.

Für die Sonne ergibt sich natürlich das Quadrat = die vier Jahreszeiten. Für den Mond, siehe oben, das Triangulum der Knoten und Apsiden, denn nach je sechs Jahren begegnen sich aufsteigender Knoten und Perigäum z.B. in den Ecken eines Dreiecks, das sich erst nach achtzehn Jahren schließt, allerdings mit etwas über 180 rechtläufigem Überschuss.

Dem Merkur entspricht als Symbol der Sechszack-Stern, welcher allerdings, wegen der Exzentrizität der Merkurbahn, die schlechteste dieser »himmlischen Harmonien« beinhaltet. Encke spielt im Berliner Jahrbuch 1842 deutlich auf diese Symbolform an

(4).  Der Sechszack ist in Babylon dem Gott Nabu (= Merkur) zugeteilt. Zum Sechszack heißt es dann - weiter unten bei Knapp -, aus dem Sechszack im Wappen des David sei der Zionsstern abzuleiten. Hierzu mein eigener Exkurs: Es hätte einen Aspekt von Pikanterie, dem monotheistisch orientierten Hebräertum der Zeit des Königs David die heimliche Huldigung des Planetenkultes nachzusagen, eingeschleppt aus Ägypten, wo ja der Gott Thoth, von den Griechen mit Hermes (= Merkur) identifiziert, die üblichen Merkur-Merkmale aufweist (Rechenkünstler, Dolmetscher, Schreiber etc.), ägyptisch genannt Djhowtey (5). Der Name David (Arab. Daud) kann hier als der Versuch einer Anknüpfung gelten. Anklingen würde auch Alt-Sumerisch *dhaunt, IE ghewonts »Der Kändler«.

In Babylon sei in Inschriften der Fünfzack (und der Achtzack, siehe weiter unten) der Göttin Ishtar (Sumer. Innana = Venus) zugeteilt, doch nicht konsequent, wie schon oben erwähnt. Die Unterlassungen der modernen Forschung bei der Erhellungsarbeit an solchen Zuweisungen hat schon Franz Boll beklagt (dessen Arbeiten mir sehr dienlich waren).



Weiter zum Fünfzack der Ishtar/Aphrodite/Venus: Erwähnt sei der fünfeckige Aphroditetempel von Baalbek (hellenistisch); Stein mit dem Pentagramm in Susa und Nippur; das Schloss Stern mit dem Pentagramm-Grundriss bei Prag aus der Zeit Keplers; die Pentagramm-Blüten im Kopfschmuck der Königin Schub-ad von Ur (ca. 2.500 vC); der Verschluss ihrer Halskette; bei den Polygonen der Astrologie stehe der Quintilschein (?) unter dem Einfluss der Venusbahn, "wie der Sextil das Bahnsymbol des Merkur spiegelt" (6). Im Füllhorn der Venus/Aphrodite/Ishtar seien nur Blumen bzw. Früchte mit Kernhäusern zu erwarten, die das Bild des Venusbahn-Symbols als Grundplan tragen; weitere Reflexe dazu im Kalenderwesen und in den Kultkalendern der jeweiligen Planetengottheit.

H. Hackmann, so fährt Knapp auf Seite 15 fort, schreibe in Nieuwe Theolog. Tijdschrift 1929 »Die heilige Zahl 108«, im Buddhismus habe sie vierzig verschiedene Verwendungen, ausgehend von 4×27 (also 108) Mondstationen sowie 3×36 (= 108): Zahl der Dekane.

Auf Seite 16 bespricht Knapp den Venus-Achtzack, beruhend auf Epizykel und Achterrhythmus (7). Hierzu bringt Knapp ein sauberlich ausgearbeitetes Diagramm zur Veranschaulichung. Dem Achtzack begegnen wir auch häufig in Mesopotamien.

Knapp verweilt auch bei Maria, dem (Fünfzack-) Marienstern und den Marienfesten.

Marienfeste ziehen sich in Abständen von 720 bzw. 73 Tagen oder multiplen davon (siehe Diagramm) durch das Erdenjahr hin (auch andere Forscher weisen auf das Fortleben antiker Venus-Merkmale im Marienkult hin). Knapp bringt dazu die Einzelheiten.

Dann behandelt er das Berossos-Fragment des Kleomedes (8) und gibt an, dass Paul Schnabel in seinem »Berossos« (Leipzig 1923) im 10. Kapitel des Fragments den babylonischen Priester missverstanden habe; glücklicherweise bringe er aber den griechischen Originaltext, der besser übersetzt sei durch Arthur Czwalina (9). Selbst Franz Boll missverstand das Fragment, wo es um die verschiedenen Bewegungen des Mondes geht:

- Erstens: Die Bewegung in der Länge, die er mit dem Kosmos gemein habe; zu verstehen sei hier die Präzession auf dem Hintergrund der Fixsterne. Ein Grad in 72 Jahren.
- Zweitens: Die Bewegung in der Breite, in Erhöhung und Erniedrigung wie bei den fünf Planeten.
- Drittens: Die Bewegung um den eigenen Mittelpunkt: die Selbstdrehung (10).

Genauer ist bei Knapp, auch zum Thema Passagenunterschlagung und falscher Übersetzung, nachzulesen.

Für Ägypten hält Knapp die Sothis/Hundsstern/Sirius/Isis-Periode von 1460 Jahren für absichtlich instituiert und beibehalten. Auf jeden Fall gilt der hellste Fixstern (Sirius) als der Stern der Isis (11). Das Merkmal dieser Periode ist, dass alle 1460 Jahre der Planet Venus und der Hundsstern/Sirius (die zwei hellsten Sterne des Himmels in ihrer Klasse) gemeinsam aus der Sonne hervortreten, weswegen Isis die eigentliche ägyptische Venus-Gottheit ist. Isis dabei als Morgenstern; in 1460 Jahren führt das Venus-Pentagramm einen vollen Umlauf. So »minderwertig« ist folglich der ägyptische Kalender nicht!

Es gibt kurze Zeitabschnitte, wo man den Planeten Venus abends als Abendstern und am nächsten Morgen als Morgenstern sehen kann: für den einsichtigen Beobachter Anlass genug, um von der Identität des Abend- und Morgensternes überzeugt zu sein.

Anmerkungen

1 der Studiengemeinschaft Deutscher Linguisten e.V. (SDL) (Anm. d. Red.)

2 ermittelt durch Prof. Lienhard Delekat, Bonn, Anfang 1982.

3 In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, Basel; UB »Astronor. Conv. 10 No. 18«

4 S. 13 des Knappschen Dokuments.

5 Enc. Brit. 1975, Vol. IX, S. 974.

6 Meine Anm.: hier wird die mit Scharlatanerie behaftete Spätentwicklung der Himmelskunde berührt.

7 Siehe Ptolemäus im Almagest, 9. Buch, 6. Kap.

8 Berosus/Berosos etc. = Babylonisch Bel-Usur, ca. 290 vC, Priester in Babylon, schrieb drei Bücher in

Griechisch zur Geschichte und Kultur von Babylon.

9 In Oswalds »Klassikern der exakten Wissenschaften«, Nr. 220, S. 65.

10 Für uns den Phasenwechsel erzeugend, da er ja, trotz der stabilen Lunation, sich einmal im Monat um seinen Mittelpunkt dreht; das Wissen davon lässt Kenntnis vom heliozentrischen System in Babylon vermuten, jedenfalls verweist Knapp darauf, dass die griechischen Astronomen schon vor Berossos den größten Teil ihres Wissens aus Babylon bezogen haben, allerdings das, was in Babylon als geheim angesehen wurde, freimütig kolportierten und divulgierten.

11 - 1460 siderale Sonnenjahre sind 1461 ägyptische Jahre von 365 Tagen, ohne den berühmten Rest; diese Periode ist wichtig für die Erlangung von Fixpunkten in der Chronologie Ägyptens und des Alten Orients.

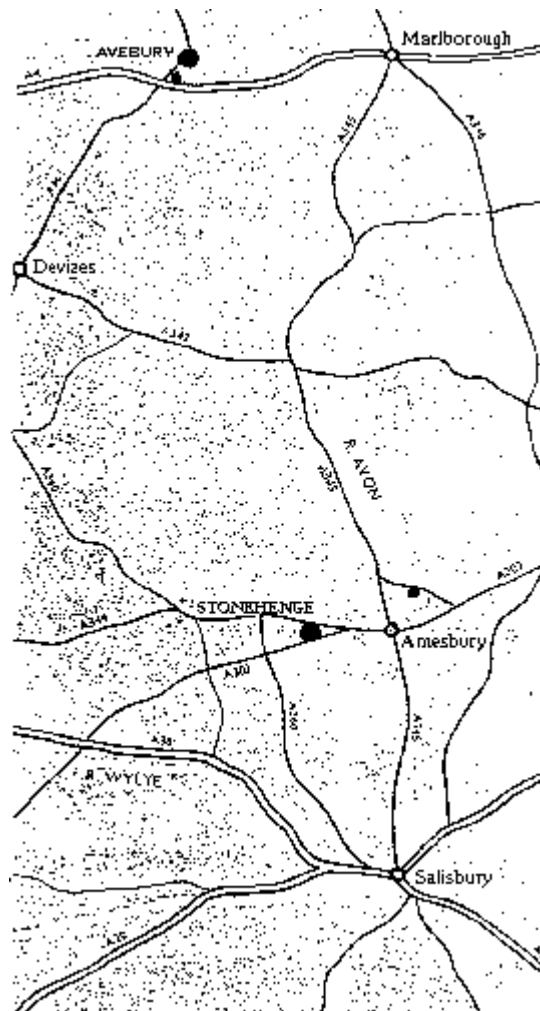
Kurt Schildmann war bis zu seinem Tod der Präsident der Studiengemeinschaft Deutscher Linguisten e.V. in Bonn. Seine epochale Arbeit ist die Entzifferung der Indusschrift (wir berichteten darüber).

Avebury — Das größere Stonehenge

© Karlheinz Baumgartl; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 13/1996

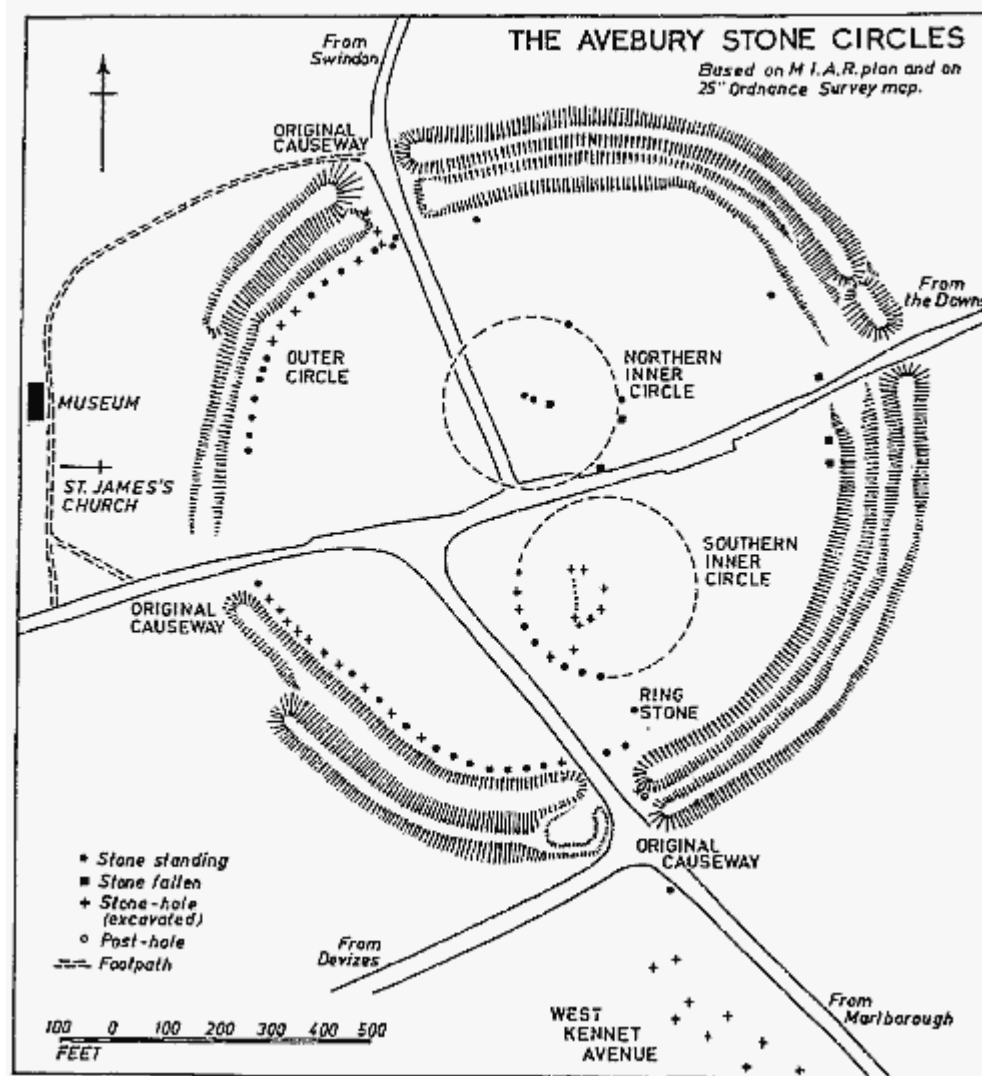
Avebury ist der größte bekannte Steinkreis der Erde. Er befindet sich etwa hundert Kilometer westlich von London und etwa dreißig Kilometer nördlich von Stonehenge. Dieser Steinkreis, und das noch größere kreisförmige Erdwerk (Wall), stehen auf einem Festplatz von etwa fünfzehn Hektar. Avebury ist nur ein Teil eines noch viel größeren Komplexes, der uns die herausragende Bedeutung ahnen lässt. Viele Engländer schätzen Avebury als die schönste und interessanteste Kultstätte Englands, interessanter also auch als das vielbesuchte Stonehenge.

Avebury steht zu Unrecht im Schatten von Stonehenge. Ich möchte hier aufzeigen, dass Avebury ein Teil eines viel größeren Komplexes mit Stonehenge zusammen dargestellt hat, eine Betrachtungsweise, die in Vergessenheit geraten ist.



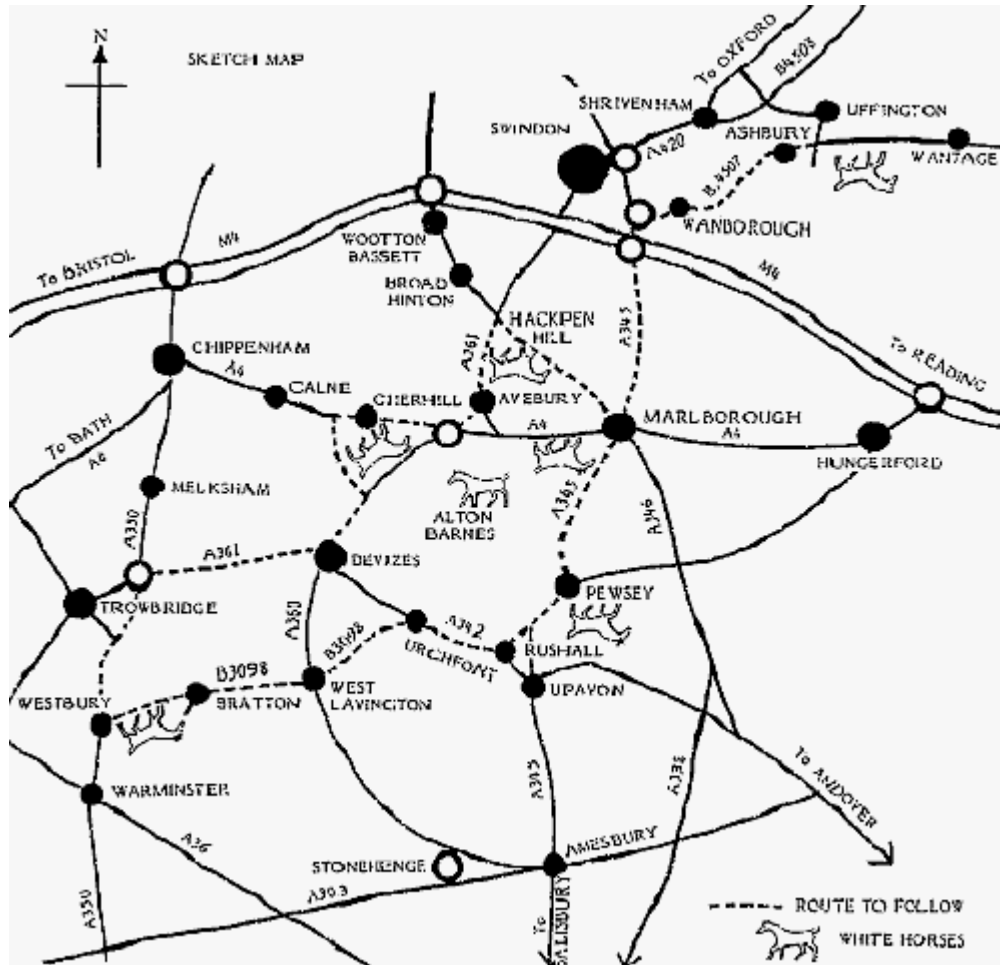
Das Alter von Avebury wird auf über 4.000 Jahre (1) geschätzt [3]. Das entspricht dem Alter von Stonehenge III, der dortigen Endfassung mit dem eindrucksvollen Steinkreis. Der kreisförmige Wall von etwa acht Metern Höhe umschließt den Steinkreis und hat einen Umfang von eineinhalb Kilometern. Der Wall - heute vergrast - besteht aus Kreide. Man bedenke die Schönheit der Anlage: im Innern das Heiligtum, der Steinkreis, und außerhalb der weiße, kreisförmige Wall aus Kreide. Mit dem Wall wurden auch die vielen Lichter der Freudenfeuer von draußen ausgeblendet, die zu den Festtagen

gezündet wurden. Nur aus großer Höhe kann man über die riesige Anlage einen Gesamteindruck erhalten. Man muss sich fragen, warum die Menschen damals neben Stonehenge noch die viel größere Anlage von Avebury gebaut haben? Stonehenge war - wie wir heute wissen (2) - der Sonne-Mond-Kalender, also die vollkommene Zeitmessanlage. Was sollte dann ganz in der Nähe Avebury in diesem Entwurf?



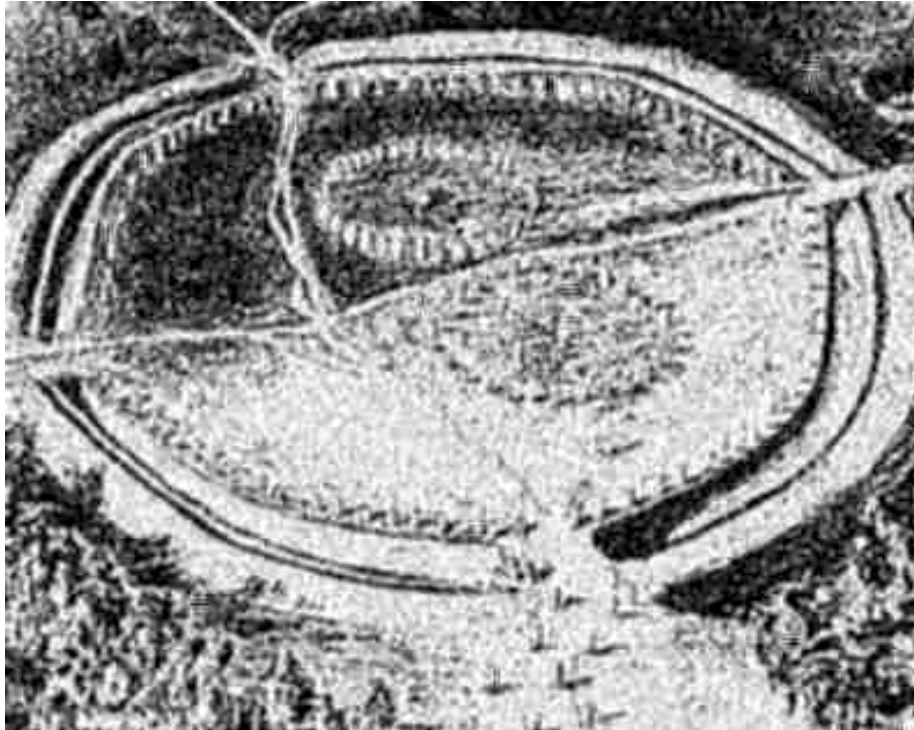
Erstmals geschichtlich erwähnt wird dieser Steinkreis im 14. Jahrhundert, eine erste wissenschaftliche Begutachtung erfolgte im Jahre 1648 durch den Archäologen **John Aubrey**: »Avebury übertrifft Stonehenge an Größe wie eine Kathedrale eine gewöhnliche Pfarrkirche.« Die Steine sind unbeschlagen. Die größten haben ein Gewicht von fünfzig bis sechzig Tonnen. Einige besondere Steine haben Namen, die aber erst in neuerer Zeit gegeben wurden, also für die Deutung der Anlage unbedeutend sind. Die Steine der Prozessionswege werden von einigen Forschern auch als Sinnbilder des Männlichen und Weiblichen verstanden, somit also die Darstellung der Gegensätze (Polarität), aus denen das Leben entsteht. **Herman Wirth, Hermann Dörr, Karlheinz Deschner** u.a. beschreiben den damaligen Fruchtbarkeits- und Mutterkult, die Verehrung des Weiblichen. Tatsächlich sind die ältesten Darstellungen von Künstlern Frauengestalten. Die ältesten Darstellungen stammen aus der Altsteinzeit (ca. 26.000 Jahre alt). Aus Freude am Leben und aus der Dankbarkeit gestalteten diese Menschen in

verschiedener Weise die Verehrung der Fruchtbarkeit und der Erdenmutter und das Weibliche in der Natur im Menschen. »Nirgendwo finden wir den Gedanken vom Heiligtum der Frau als Trägerin künftiger Geschlechter, als die Quelle der Erhaltung des Lebens auf der Erde, so klar wie im germanischen Volksbewusstsein« (Walter Sommer) (3). Der heutige Marienkult im ganzen Land einschließlich dem Kult um die Schwarzen Madonnen (Altötting, Czenstochau, Montserrat u.a.) ist eine Folge des heidnischen Brauchtums [6].



Nach **Rolf Müller** gab es einmal in Europa über tausend Steinkreise, von denen heute noch etwa hundert nachweisbar sind, alle aber mehr oder weniger zerstört. Römische Männerbünde hatten sich zum Ziel gesetzt, ganz Europa zu missionieren, und wer Europa beherrschte, der hatte die Weltmacht. Und um die ging es. Mit dem aufkommenden Christentum und dem sich aus dem Mittelmeerraum entwickelnden Kapitalismus wurden die alten Strukturen beseitigt, wurden die alten Sternwarten und Sonnenheiligtümer zerstört. Auf den Konzilien (z.B. Arles 452, Nantes 658) wurden Anweisungen gegeben zur Zerstörung der heidnischen Kultur, die später Karl der sogenannte Große weiterführte (Edikt von Nantes 789). Die alte Sonnenkultur musste einer neuen Weltordnung weichen. Die systematische Zerstörung von Avebury erfolgte im 14. bis 18. Jahrhundert. Diese vollzog sich im religiösen Ritual. Die Steine wurden als »Teufelswerk« entweder mit Feuer und Wasser gesprengt oder in tiefe Löcher »begraben« und auf diese Weise beseitigt. Das Vorgehen war barbarisch. **William Stukeley** berichtete darüber in seinem Buch »Abury« und überlieferte viele Zeichnungen. **Alexander Keiller**, bekannt als Hersteller von Apfelsinenmarmelade, erwarb dann vor etwa hundert

Jahren das »Manor-house«, das Herrschaftshaus mit Grund. Seine Liebhaberei war die Archäologie. Zwischen 1925 und 1939 wurde der westliche Teil des Hauptkreises ausgegraben und erforscht. Mehr als 40 Steine wurden geborgen und wieder aufgestellt. Wo Steine fehlten, setzte Keiller Betonpfosten. Er gründete auch das inzwischen nach ihm benannte Museum. 1942 erwarb der British National Trust die Anlage.



Rekonstruktion von Avebury

Inzwischen ist ein kleines Dorf mit gleichem Namen dort entstanden. Die Landstraße A 361 nach Swindon führt mitten durch den großen Steinkreis. Zwei Kirchen, eine Schule, ein Restaurant für Touristen und das Museum gehören zu dem Dorf Avebury.

Nach den Ausgrabungen von A. Keiller erfolgte die Vermessung durch **A. Thom**, **A. Prain** und Miss **E. M. Pickard**. Der Durchmesser des großen Steinkreises beträgt etwa 330 Meter, der Umfang 1.036 Meter. Die vier Eingänge zur Anlage dürften dem Originalkonzept entsprechen. Auf den ersten Blick wirkt der große Avebury-Ring wie ein schlecht gezogener Kreis. Die Geometrie wurde entschlüsselt. Die Übereinstimmung mit der sehr genauen Vermessung führte zu der Erkenntnis, dass der große Ring das Ergebnis einer absichtlichen Konstruktion ist. - Es gibt reine Kreisanlagen, Flachkreise, eiförmige Ringe, Ellipsen und - wie bei Avebury - Mischkonstruktionen.

Avebury ist eine Sonderkonstruktion. Die Basis ist ein rechtwinkliges Dreieck, dessen Seiten ein pythagoreisches Dreieck mit den Seitenlängen von 75, 100 und 125 megalithischen Ellen bilden. Die Kreiskonstruktion wird durch flache Bögen gebildet, die zum Dreieck oder zu den Mittelpunkten der Innenkreise in Beziehung stehen. Diese Radien erzeugen im Westbereich sechs Bögen. Es fehlt die Erforschung des Ostbereichs.

Mathematik und Geometrie in der Landschaft. Das größte Schulbuch der Erde. Über das megalithische Einheitsmaß von 82,9 cm hat Rolf Müller geschrieben. Landvermessung und Mathematik waren den alten Europäern eigen. Die Bemühung der Konstrukteure von Avebury war, ganzzahlige Verhältnisse von Durchmesser zum Umfang des Kreises zu erhalten.

Die Zahl der Steine im großen Kreis wird mit 98 bis 100 angegeben, die Anzahl der Steine in den

beiden Innenkreisen mit »je ungefähr 30«, an anderer Stelle mit 27 (im Nordkreis, Durchmesser 98 Meter) und 29 (im Südkreis, Durchmesser 104 Meter). Im Hinblick auf die astronomische Bedeutung von Steinsetzungen im allgemeinen und Stonehenge im besonderen stellt sich die Frage nach dem Sinn dieser Zahlen. Innerhalb einer Fehlergrenze ergeben sich Möglichkeiten der Deutung. Wo ergibt sich ein astronomischer Sinn?

Die beiden Innenkreise bestanden sehr wahrscheinlich aus 29 und 30 Steinen. Denn dann hätte man abwechselnd die Tage eines Monats zählen können, einmal 29 Tage und einmal 30, so dass man im Schnitt auf 29,5 Tage eines Monats kam und somit auf den synodischen Umlauf des Mondes. Die beiden Innenkreise wären demnach Mondkreise. Bei dem großen Steinkreis deutet die Zahl von 99 Steinen auf 99 Mondumläufe, die sich innerhalb von 8 Sonnenjahren und innerhalb von 13 Venusjahren vollziehen:

99 Mondumläufe = 2.923,4 Tage

8 Sonnenjahre = 2.922 Tage

13 Venusjahre = 2925 Tage

Das ist eine auffallende Übereinstimmung! Offensichtlich wurden Mond und Venus in Avebury beobachtet und verehrt. Alle acht Jahre überholt die Venus die Erde fünfmal, weil sie näher bei der Sonne steht und sich deshalb schneller bewegt. Alle 584 Tage kommt also die Venus in Erdnähe und somit in besonders gute Sichtbarkeit. Diese Zeiten wurden wohl zu besonderen Festlichkeiten: Mond und Venus: Sinnbilder der Fruchtbarkeit und des Weiblichen. Das war offensichtlich die Unterscheidung zu Stonehenge. Was wurde denn in Stonehenge verehrt?

Stonehenge war - wie bekannt (4) - ein Sonne-Mond-Kalender, also auch dort wurde der Mond beachtet, allerdings nur im Zusammenhang mit der Kalenderordnung, Sonne und Mond in Übereinstimmung zu bringen. Aber Stonehenge insgesamt ist ausgerichtet auf den Aufgangspunkt der Sonne am 21. Juni, also dem Aufgangspunkt der Sommersonne. Das ist die Achse von Stonehenge. Unsere Vorfahren haben eigentlich zwei Sonnen verehrt: eine Sommersonne, die ihre Zeugungskraft voll entfaltet hat: also eine männliche Sonne. Die Franzosen sagen »der Sonne« (le soleil) und die Spanier und Italiener verehren die männliche Sonne. Und wir sagen »die« Sonne und verehren das Weibliche, das neue Leben hervorbringende Gestirn. Beide gehören zusammen.

Offensichtlich wurde in Stonehenge die männliche Sonne verehrt. Ebenfalls das in der Nähe stehende *Woodhenge* ist auf den Aufgangspunkt der Sommersonne ausgerichtet.

In der Symbolik und in der Wappenkunst wird die Sonne auch als Springer (Rössl) dargestellt, weil sie alljährlich den Himmelsäquator überspringt. Jedes Jahr geht es rauf und runter, rauf und runter. Das goldene Rössl ist ein Bekenntnis zum Sonnenkult, Gold ist die Farbe der Sonne. Aber es gibt auch Unterscheidungen: das weiße Rössl (vom Wolfgangsee) ist die Sommersonne, das schwarze Rössl die Wintersonne. Und tatsächlich gibt es in Südengland den Kult der »white horses«. Weiße Pferde in die Landschaft gestaltet.

Stonehenge war der eine Teil des Kultes, die Verehrung des männlichen, des zeugenden und erzeugenden Prinzips. Aber das konnte nur ein Teil der Wahrheit sein. Der andere, ergänzende Teil war Avebury. Dort wurde offensichtlich - durch die Beziehung zu Mond und Venus - das weibliche Prinzip verehrt. Avebury ist die weibliche Entsprechung zu Stonehenge. Avebury ist auch die Ergänzung zu dem dortigen »white-horse-Kult«. Damit ist auch die Frage beantwortet nach der Bedeutung von Avebury neben Stonehenge. Die Zentren gehörten, zumindest über große Zeiträume, zusammen. Es gab damals weder ein einseitiges Patriarchat noch ein einseitiges Matriarchat. Es gab nicht »Menschen«, sondern nur das Menschenpaar, bestehend aus Mann und Frau, dem Zeugenden und der Gebärenden. Die frühe Hochkultur Europas wäre ohne die vollkommene Ergänzung von Mann und Frau unmöglich gewesen.

Avebury ist die schönste und interessanteste Kultstätte Europas. Sie war im Gesamtplan mit Stonehenge Stätte der Wissenschaft, der Rechtspflege und der Verehrung des Göttlichen (der Schöpferkraft). Auch heute noch ist es eine Stätte der Ruhe, der Besinnung und somit eine Stätte der Kraft. Immer wieder sieht man Menschen, alleine oder kreisförmig sitzend, in Gruppen, still in sich gekehrt, die seit Jahrtausenden wirkende Kraft der Veränderung und Wandlung in sich aufnehmend.

Nach Rolf Müller gab es einmal in Europa über tausend Kreise in Stein, also kreisförmig gebaute Anlagen, in denen der Kreis als das Sinnbild der Welt verehrt wurde, Symbol für Gott, Ewigkeit und ewiger Wiedergeburt alles Seienden. Davon sind heute nur noch Spuren nachweisbar. Es sind die Spuren einer einstigen Hochkultur, die einer neuen Weltordnung weichen musste.

Anmerkungen

1 Anm. d. Red.: Es gibt jedoch auch alternative Chronologien.

2 Anm. d. Red.: Wie wir heute zu wissen glauben.

3 Anm. d. Red.: Hier dürften eher die nicht-indogermanischen »Proto-Germanen« gemeint sein.

4 siehe Fußnote 2

Literatur

[1] »Stonehenge and Avebury«, London 1959, R. J. C. Atkinson.

[2] »Windmill Hill and Avebury«, London 1959.

[3] Blatt »Avebury« des Keiller Museums, 1991.

[4] Rolf Müller: »Der Himmel über dem Menschen der Steinzeit«, Springer Verlag, ISBN 3-540-11096-8.

[5] Edwin C. Krupp: »Astronomen, Priester, Pyramiden«, München 1980.

[6] Karlheinz Baumgartl: »Das Geheimnis der schwarzen Madonna«, Verlag Franz Spilka, A-4880 St. Georgen i. A. 1987.

[7] Karlheinz Baumgartl: »Der Teil des Ganzen«, Eigenverlag, D-84367 Zeilarn, 1980.

Die innere Uhr und ihre Funktion

© Gernot L. Geise; veröffentlicht in *EFODON-SYNESIS* Nr. 13/1996

In SYNESIS Nr. 11/1995 erwähnte ich die menschliche innere Uhr, die auf einen 25-Stunden-Rhythmus programmiert ist, obwohl wir auf unserer Erde nur einen 24-Tag-und-Nacht-Rhythmus besitzen (1). Aufgrund von Anfragen zu diesem Thema möchte ich diesen speziellen Punkt etwas genauer erläutern.

Die innere Uhr

Alle Zellen sämtlicher Lebewesen (wir lernten in der Schule: Lebewesen sind Menschen, Tiere und Pflanzen) sind, so klein sie auch sind, derart kompliziert aufgebaut, dass die Wissenschaft bis zum heutigen Tag noch nicht alle ihre Funktionen herausgefunden hat. Eine jede Zelle steuert nicht nur ihre Reproduktion (Vervielfältigung bzw. Regeneration), sondern komplexe Körperfunktionen bis hin zur Nachrichtenübermittlung (Nervenzellen) mittels Biophotonen, d.h. mittels biologisch erzeugter Lichtstrahlen. Neben allen diesen Funktionen besitzen sämtliche Zellen einen Zeitgeber, eine Art Uhr, die - fest eingestellt - die Lebensrhythmen des jeweiligen Lebewesens steuert. Dieser Zeitgeber wird »innere Uhr« genannt und ist synchron geschaltet, d.h. die Uhr einer jeden Zelle des Körpers richtet sich nach derselben »Zeit« (Mein Lieblingsvergleich »Auto«: man kann zwar mit ihm fahren, aber am Armaturenbrett ist neben den anderen Instrumenten auch eine Uhr eingebaut).



Diese innere Uhr bestimmt nicht nur die zeitlich von unserem Körper benötigte, verschieden hohe Hormonkonzentration im Blut, sondern auch ihre unterschiedliche Wirksamkeit. So weiß man heute in der Medizin, dass schon eine Verschiebung um nur wenige Stunden des Zeitpunktes, zu dem ein Medikament eingenommen werden soll, bereits zu völlig unterschiedlichen Ergebnissen führen kann. Vielleicht ist die Tatsache, dass viele Patienten die ihnen von ihrem Arzt verordneten Medikamente unregelmäßig einnehmen, mit ein Grund, warum so viele Medikamente »wirkungslos« sind oder hohe Nebenwirkungen zeigen? Für die Wirksamkeit eines Medikamentes ist es weiterhin eminent wichtig, wie lange es am Wirkungsort im Körper verbleibt. Dabei beeinflussen die Aktivität des Magen-Darm-Traktes und der Ausscheidungsorgane Niere und Leber die Wirksamkeit eines Medikamentes entscheidend. Und jetzt kommt wieder die innere Uhr ins Spiel, denn auch diese Organe werden, wie alle anderen, von ihr gesteuert. Für einen optimalen Medikamenteneinsatz hat die Medizin daher die sogenannte Chronotherapie (2) entwickelt, die den physiologisch optimalsten Zeitpunkt der Wirksamkeit eines Medikamentes unter Einsatz der geringsten Menge berücksichtigt.

Die Funktionssteuerung des menschlichen Körpers durch seine innere Uhr bestimmt, zu welcher Tageszeit die einzelnen Körperorgane ihre höchsten Aktivitäten entfalten, und wann eine Ruheperiode einzulegen ist. Diesen Vorgang nennt man auch Biorhythmik.

Nicht alle Organe werden nachts »auf Ruhe geschaltet«. Beispielsweise wird durch die innere Uhr nachts die Magensäure-Reproduktion angeregt. Je nach ihrer Aktivität sind die einzelnen Organe mehr oder weniger aufnahmefähig für äußere Einflüsse und auch für Medikamente. Eine Betäubungsspritze beim Zahnarzt zum Beispiel wirkt am längsten, wie wir wissen, wenn sie mittags gegeben wird.

Der Schlaf – Regeneration des Körpers?

Die innere Uhr steuert auch das Schlafbedürfnis unseres Körpers, wann und wie lange wir schlafen (oder vielleicht sollten wir in unserer heutigen Zeit besser sagen: wann und wie lange wir natürlicherweise schlafen würden). Dies geschieht indirekt über die Steuerung der Körpertemperatur. Man hat herausgefunden, dass einem Menschen sieben Stunden Schlaf genügen, wenn er zu einem Zeitpunkt einschläft, an dem seine Körpertemperatur auf dem niedrigsten Punkt angelangt ist. Schläft er jedoch ein, wenn seine Körpertemperatur im Tageslauf auf dem höchsten Wert angelangt ist, so braucht er bis zu vierzehn Stunden Schlaf. Man fragt sich natürlich unwillkürlich, welche Faktoren überhaupt dafür verantwortlich sind, dass wir schlafen müssen?

Der Mensch - wie jedes andere bekannte Lebewesen - hat sich im Laufe der Evolution auf einem Planeten entwickelt (für die Vertreter der Theorie, dass der Mensch nicht von der Erde stamme: Planet ist Planet, ob in unserem Sonnensystem oder anderswo). Das wichtigste Merkmal eines lebentragenden Planeten ist seine Rotation um eine Sonne und damit verbunden der Wechsel zwischen Tag und Nacht. Über Äonen der Weiterentwicklung muss der Mensch diesem Tag-und-Nacht-Rhythmus ausgesetzt gewesen sein, sonst hätte die Natur nicht die innere Uhr entwickelt. Bis zur »Erfindung« des Feuers (u.a.) als Lichtquelle war der Mensch gezwungen, bei Einbruch der Dunkelheit seine Aktivitäten einzustellen und eine Zwangspause einzulegen.

Heute gilt es als weitgehend sicher, dass der menschliche Körper bei »normalem Leben« diese Zwangspause zur Regenerierung nicht benötigt. Der Körper regeneriert sich selbst, Zelle für Zelle, rund um die Uhr, unabhängig von der Uhrzeit und unabhängig davon, ob wir wach sind oder nicht.

Ausnahmefälle gibt es natürlich auch, bedingt durch übermäßige körperliche Anstrengungen und Belastungen sowie Krankheiten. Hier muss der Körper diese Pause einlegen, um alle Kräfte mobilisieren und gezielt einsetzen zu können, ohne irgendwelche »Nebenaggregate« mitlaufen zu lassen.

Nach der indisch-yogische Tradition ist der Schlaf wegen dem »Auftanken bei der Quelle« unentbehrlich. Das widerspricht durchaus nicht den westlichen Erkenntnissen. Die Frage ist nur: Wenn - körperlich gesehen - keine Ruhepause nötig ist, warum schlafen wir dann, manchmal sogar urplötzlich, auf einem Stuhl, ein? Die Natur hat sich hier einen Trick einfallen lassen, der geradezu genial ist. Denn mit der Ausstattung des Menschen mit einem funktionsfähigen Gehirn traten gewisse Schwierigkeiten auf, die damit zu vergleichen sind, was jedem Computerbesitzer schon einmal passiert ist: irgendwann ist der »temporäre Hauptspeicher« voll.

So genial unser Gehirn konstruiert ist, und so genial es funktioniert, hat es in seiner Funktion doch große Ähnlichkeit mit unseren Computern (umgekehrt: Computer haben Ähnlichkeit mit dem Gehirn, doch in diesem Vergleich kann man die Funktion des Gehirns am besten verstehen).

Beim Computer erreichen über die Tastatur, einen Scanner, ein Netzwerk, ein Modem usw. alle möglichen Informationen die Hauptplatine mit dem Hauptspeicher und werden dort zwischengespeichert. Arbeitet man in einem Programm, beispielsweise in einem Text- oder Grafikprogramm, so ist es - je nach der individuellen Größe des Computer-Hauptspeichers - angebracht, regelmäßig die »Informationen«, also die eingegebenen Texte oder Bilder, abzuspeichern. Dies geschieht in der Art, dass auf der Festplatte - das ist ein physikalischer Magnetplattenspeicher - eine Datei angelegt wird, in der die eingegebene Information abgelegt - gespeichert - wird. Macht man dies nicht und schreibt lustig weiter, so kann es passieren, dass der Computer irgendwann eine Fehlermeldung abgibt und das Programm »abstürzt«. Das ist eine Sicherheitsschaltung des Rechners, die dann aktiviert wird, wenn der temporäre Hauptspeicher voll ist und »nichts mehr geht«. Pech für den Benutzer: alle im Hauptspeicher befindlichen Daten sind rettungslos verloren, denn es hilft nur noch die »Radikalkur« einer Hauptspeicher-Entleerung, ein Neustart des Computers (bzw. »Reset«).

Jetzt der Vergleich zum Gehirn: Die aufgenommenen Informationen werden über die Augen, die Ohren und die anderen Sinnesorgane des Menschen in das Gehirn »eingegeben«. Sobald man morgens die Augen öffnet, fängt dieser Informationsstrom an zu fließen. Da das Gehirn, als Werkzeug unseres Unbewussten, keine Auswahl treffen kann, was wichtig ist und was nicht, nimmt es alles auf, was es aufnehmen kann, auch die unwichtigsten Details. Diese Informationen werden im Gehirn in einer Art temporären Hauptspeicher zwischengelagert und stehen über das Kurzzeitgedächtnis sofort wieder zur Verfügung. Hierbei schaltet das Gehirn jedoch den ersten Filter bereits dazwischen und gibt über das Kurzzeitgedächtnis - aufgrund einer Art Erfahrungsschablone - nur das wieder, was nach seinem Ermessen wichtig ist. Was als »unwichtig« eingestuft wird, wird für den »Erinnerungszugriff« des Wachbewusstseins ausgeblendet. Diese Informationen sind jedoch nicht etwa gelöscht, sondern stehen durchaus zur Verfügung, wenn wir sie bewusst abrufen.

Irgendwann kommt der Zeitpunkt, dass der »Hauptspeicher« des Gehirns voll ist. Und nun »schaltet« das Gehirn den Körper auf »Pause«, um den Informations-Aufnahmefluss zu unterbrechen, denn - um einen »Programmabsturz« zu vermeiden, muss es die gespeicherten Informationen in die entsprechenden »Dateien« auf seiner »Festplatte« ablegen, um seinen »temporären Hauptspeicher« wieder für eine neue Informationsaufnahme freizumachen.

Die Aufnahmekapazität des temporären Gehirn-Hauptspeichers hat die Natur so ausgelegt, dass sie - mit einer gewissen Reservekapazität - alle Informationen eines Tages problemlos zwischenspeichern kann, ehe eine »Zwangspause« eingelegt werden muss. Diese liegt dann normalerweise in den Nachtstunden, in denen (früher) die Menschen eh eine Zwangspause in ihren Aktivitäten einlegen mussten. Diese Hauptspeicherleerung, das Abspeichern der vielen Einzelinformationen in Dateien, ist der wahre Grund für die Schlafpausen unseres Körpers. Selbstverständlich regeneriert sich unser Körper bei dieser Gelegenheit auch, jedoch nicht zwingend.

Die Gehirnfunktion des »Hauptspeicher-Leerens« erkennt man auch daran, dass man am Ende eines Tages, an dem man viele Informationen über die Sinnesorgane aufgenommen hat, ein größeres Schlafbedürfnis hat als beispielsweise im Urlaub, wenn man den ganzen Tag mit Nichtstun am Strand verbracht hat.

Der erzwungene Schlaf

Die Schlafforschung hat festgestellt, dass eines der verbreitetsten Leiden unserer Zeit die Schlaflosigkeit ist. Das hängt nicht etwa damit zusammen, dass unser Gehirn weniger Informationen zu bewältigen hätte, sondern mit einer Störung der inneren Uhr. Parallel zur Schlaflosigkeit steigt nämlich die Reizbarkeitsgrenze drastisch an. Dieser gleiche Effekt tritt auf, wenn man einem Menschen gewaltsam den Schlaf entzieht. Unser Gehirn meldet uns immer drastischer, dass die temporäre Speicherkapazität erschöpft ist. Menschen, die unter Schlafstörungen leiden, sind nervös und gereizt. Jährlich werden in Deutschland hunderte von Tonnen an Schlafmitteln verbraucht, was natürlich für die Pharma-Industrie ein Milliardengeschäft ist. Die Wissenschaftler sind sich jedoch einig, dass auch schwerste Schlafmittel bei längerem Gebrauch ihre Wirkung verlieren. Die Folge davon ist, dass immer höhere Dosen genommen werden. Der amerikanische Schlafforscher Charles P. Pollak ist der Meinung, dass es genaugenommen gar keine Schlaftabletten gibt.

Woran liegt es, dass wir solche Schwierigkeiten mit unserem Schlafverhalten haben? Da kommen wir wieder zurück zu unserer inneren Uhr. Denn sie steuert die Lebensrhythmen unseres Körpers. Und diese werden in unserer heutigen Zeit mehr als vergewaltigt. »Kultur« und »Zivilisation« nennen wir das dann.

Unsere Wach- und Schlafzeiten werden uns künstlich vorgegeben, und das Schlimme daran ist, dass wir dieses unnatürliche, gesundheitsabträgliche Spiel auch noch freiwillig mitmachen! Die Wachzeiten werden künstlich verlängert durch Verwendung von Beleuchtung. Die Schlafzeit wird künstlich verkürzt, indem man morgens aufstehen muss, um zur Arbeit zu gehen, egal ob man ausgeschlafen ist oder nicht. Ganz schlimm ist die Vergewaltigung der Lebensrhythmen bei Schichtarbeitern, deren Körper sich Woche für Woche einem neuen Lebensrhythmus anpassen müssen.

Unsere innere Uhr hat also nicht nur die Diskrepanz zwischen ihrem natürlichen 25-Stunden-Rhythmus und dem irdischen 24-Stunden-Rhythmus zu synchronisieren, sondern muss auch noch mit unseren künstlich erzeugten Zeitverschiebungen klarkommen. Dass bei dieser Lebensführung auf Dauer zwangsläufig gesundheitliche Störungen auftreten müssen, dürfte offensichtlich sein.

Was steuert die innere Uhr?

Unsere innere Uhr unterliegt naturgemäß einem 25-Stunden-Rhythmus. Das haben u.a. Wissenschaftler am Max-Planck-Institut für Verhaltensforschung nachgewiesen. Diese Zeitdiskrepanz wird von unserem Körper - vergleichbar mit unseren heutigen Funk-Uhren - andauernd nachkorrigiert, um dem irdischen 24-Stunden-Rhythmus angepasst zu werden. Die biologischen Rhythmen, die diese Korrekturen vornehmen, hängen teilweise von Erbfaktoren ab, teilweise haben Jahreszeiten, Temperaturschwankungen, Luftfeuchtigkeit, Ebbe und Flut und als wichtigste Faktoren natürlich Tag und Nacht darauf einen großen Einfluss. Dabei setzt der menschliche Körper als Hilfsmittel zur Nachjustierung der inneren Uhr u.a. das Hormon Melatonin ein. Melatonin ist ein der Epiphyse - der Zirbeldrüse - entstammendes Gewebshormon. Es bewirkt u.a. die Aufhellung der Haut und die jahreszeitliche Keimdrüsenaktivität. Es wurde in den Schaltstellen des Hypothalamus nachgewiesen, und diesem Hirnbereich wiederum wird die biologische Uhr zugeordnet.

Morgens wird von unserem Körper die größte Menge von Adrenalin in unser Blut

ausgeschüttet. Adrenalin ist ein Hormon des Nebennierenmarks und Gegenspieler des Insulins. Unter anderem mobilisiert Adrenalin den Stoffwechsel in Gefahren- und Stresssituationen. Es steigert den Grundumsatz, den Blutzuckerspiegel, die Durchblutung der Bewegungsmuskulatur und der Herzkranzgefäße sowie die Leistung des Herzens. Durch die Ausschüttung von Adrenalin steigt der Sauerstoffverbrauch an, wodurch wiederum der Stoffwechsel angeregt wird.

Auch der Gehalt an Hämoglobin - dem roten Blutfarbstoff - und Zucker im Blut steigt morgens an. Diese und weitere Stoffe bewirken das Aufwachen. Die Pulsfrequenz steigt an, der Blutdruck erhöht sich und unser Körper atmet tiefer. Die Höchstwerte von Puls und Körpertemperatur werden gegen 16-18 Uhr erreicht, dann gehen sie langsam wieder zurück, um gegen 3-5 Uhr morgens ihren tiefsten Wert zu erreichen. Genauso arbeiten die Drüsen: die Hormon-Menge im Blut schwankt im Tages- und Nachtrhythmus. In den Morgen- und Tagesstunden werden die meisten Hormone produziert.

Die Verdauungsdrüsen produzieren am meisten in der Mitte der Wachperiode. Nach 16 Uhr lässt ihre Produktion nach, ist abends nur noch minimal und nachts fast ganz eingeschränkt. Das ist der Grund, warum man abends möglichst wenig essen sollte. Spät abends gegessene Mahlzeiten liegen im Magen und faulen vor sich hin, weil der Magen Pause hat. Erst gegen 3 Uhr fängt er langsam an, den unappetitlichen Brei zu verdauen, den man ihm abends zugemutet hat. Das ist dann auch der nächtliche Zeitpunkt, an dem viele Menschen aufwachen, um auf die Toilette zu gehen.

Die irdische Tageslänge

Wenn der Mensch nicht an unseren 24-Stunden-Tag angepasst ist, so stellt sich natürlich die Frage, ob es in »grauer Vorzeit« irgendwann einmal einen längeren Tagesrhythmus gegeben hat? Und hier gilt es in der Wissenschaft heute als gesichertes Wissen: niemals in der Geschichte unserer Erde war das der Fall. Im Gegenteil, die Tage wurden im Laufe der Zeit - auch heute noch - immer länger (3). So hat man festgestellt, dass ein Tag heute etwa sieben hundertstel Sekunden länger ist als vor rund 4000 Jahren. Das mag verschwindend wenig sein, es summiert sich jedoch, je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen. Nach diesen Beobachtungen und Berechnungen hatte vor vier Milliarden Jahren ein irdischer Tag sogar nur acht Stunden.

Natürlich ist dies ein Extrembeispiel, denn vor vier Milliarden Jahren hatte sich die Erde gerade erst gebildet. Es zeigt jedoch auf, dass sie seit ihrer Entstehung niemals einen längeren Tag-und-Nacht-Rhythmus als heute besaß. Dieser Fakt ist auch geologisch und durch Fossilienfunde belegt.

Der innere Tag

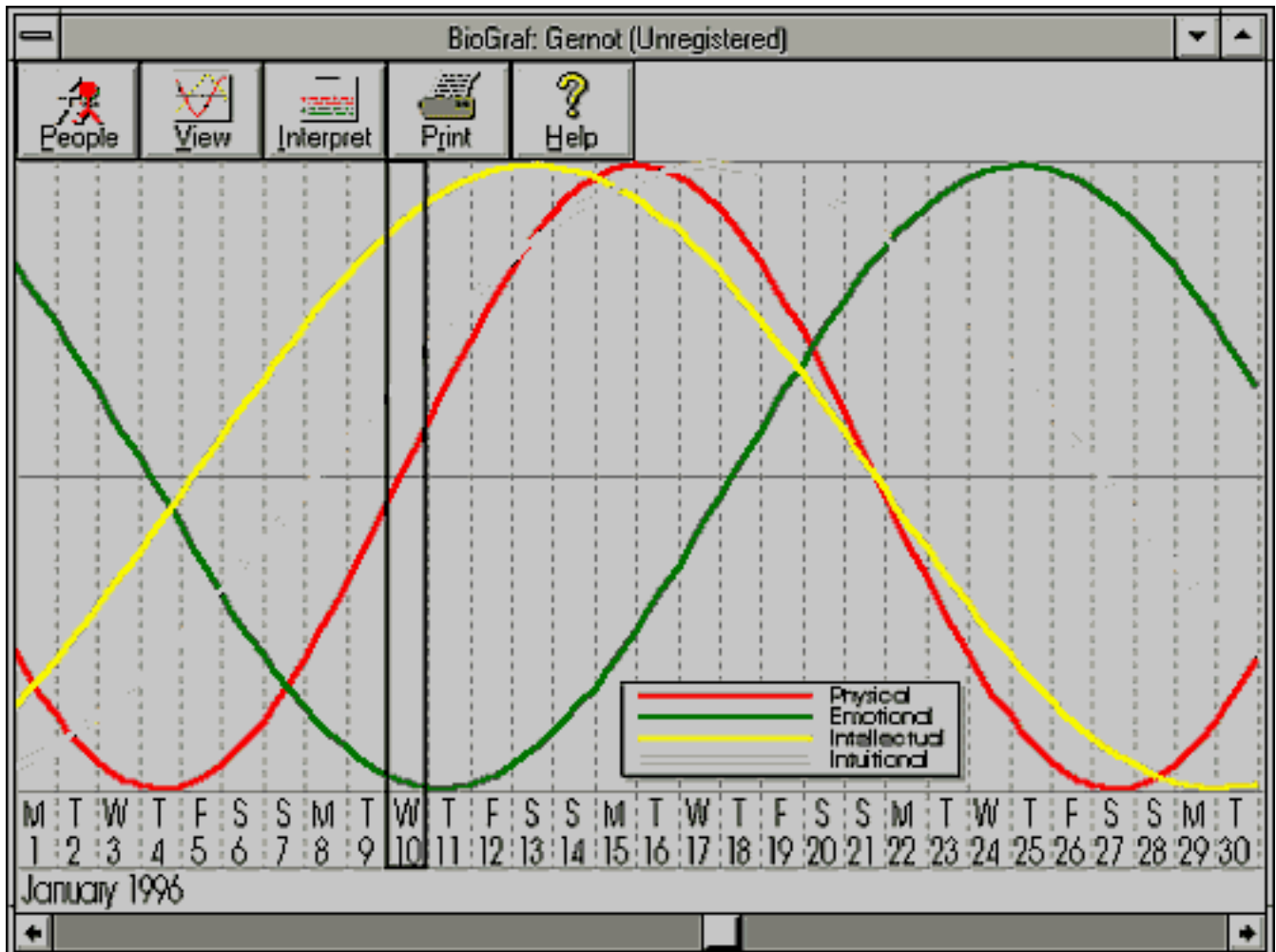
25 Stunden beträgt der natürliche Tageszeitraum für uns. Auf diesen Wert stellt sich unser Körper ein, wenn er keinerlei äußeren Einflüssen wie Tag/Nacht-Wechsel ausgesetzt ist. Das hat man in (inzwischen) zahllosen Versuchen nachgewiesen, indem Versuchspersonen von ihrer Umwelt isoliert wurden, die in ihrem eigenen Rhythmus selbst bestimmen konnten, wie lange sie schliefen oder wach blieben.

Interessant ist, dass unsere innere Uhr durch eine Beeinflussung mit Ton- oder Lichtzeichen ihre Frequenz auch weiter ausdehnen kann. So hat man den Tag- und Nacht-Wechsel in Testreihen schon bis auf 29 Stunden heraufschrauben können. Man erhofft sich durch solche Versuche Erkenntnisse, die beispielsweise bei Fernreisen

(Zeitverschiebung) verwendet werden könnten, denn eine Störung der inneren Uhr und damit des gesamten Biorhythmus, in welcher Zeitrichtung auch immer, bewirkt Schlaflosigkeit, Gereiztheit, Stress.

Biorhythmus

Unter Biorhythmus oder Biorhythmik (Biorhythmik ist der Charakter des Biorhythmus) versteht man den rhythmischen, periodischen Ablauf des Lebens von Organismen, die Schwankungen von Lebensvorgängen. Es ist ganz allgemein die Erscheinung, dass bei Organismen manche Lebensvorgänge in einem bestimmten tages- oder jahreszeitlichen Rhythmus ablaufen, wobei zum jahreszeitlichen Rhythmus beispielsweise der Winterschlaf bei Tieren oder der Eisprung gehören.



Beispiel einer Biorhythmus-Berechnung

Davon abgeleitet ist die wissenschaftlich nicht fundierte Theorie, nach der das Leben des Menschen vom Tag der Geburt an in wellen- oder sinusförmigen Phasen verläuft. Als drei Hauptrhythmen nimmt man hierbei die physische Aktivität mit einem Rhythmus von 23 Tagen, das Gefühlsleben mit einem 28-Tage-Rhythmus oder der Rhythmus für intellektuelle Leistungen mit 33 Tagen. Kompliziertere Biorhythmus-Berechnungen berücksichtigen noch weitere Rhythmen.

Dabei beginnen die verschiedenen Berechnungskurven zum Zeitpunkt der Geburt einheitlich und deckungsgleich auf einem Mittelwert und verändern sich von diesem Zeitpunkt aus nach ihrer jeweiligen Schwingungsfrequenz. Bei einer jeden Biorhythmus-Berechnung wird deshalb das Geburtsdatum benötigt.

Die Biorhythmik setzt sich zusammen aus den angeborenen periodischen Stoffwechselfvorgängen - das ist die innere Uhr - und äußeren Faktoren, die als Zeitgeber dienen. Äußere Faktoren sind etwa Licht, Temperaturen, Luftfeuchtigkeit.

Anmerkungen

(1) »Das Märchen vom schädlichen UV-Licht«

(2) chrono..., Chrono... (chron..., Chron...) [griech.], Bestimmungswort mit der Bedeutung »Zeit...«

(3) Anm. d. Red.: Eine abweichende Ansicht zur Länge der Tage in der Vorzeit vertritt hierzu Walter Stender.

Quellen

»Acht-Stunden-Tag« (o.A.) in: Bild der Wissenschaft 2/1989

Bertelsmann Lexikon-Institut (Hrsg.): »Das neue Taschen Lexikon in 20 Bänden«, Gütersloh 1992.

»Biologische Uhr des Menschen« (Stanislaus Chamow) in: Sputnik 1/1976.

Marco Bischof: »Biophotonen, das Licht in unseren Zellen«, Frankfurt/Main 1995.

Dr. med. Norbert Boss (Hrsg.): »Lexikon Medizin«, Weyarn.

»Die Geschichte des Schlummers hat die Literatur glatt verschlafen« (Rudolf Jöckle), in: Frankfurter Neue Presse, 07.08.88.

»Die Steuerung der inneren Uhr« (o.A.) in: Bild der Wissenschaft 2/1989.

Duden: »Das Fremdwörterbuch«, Mannheim 1993.

»Eine innere Uhr steuert viele Lebensvorgänge« (dre) in: Neue Ärztliche Allgemeine, 21.07.89.

Meyers Lexikon, Mannheim 1993.

»Weshalb unterliegen wir einem 25-Stunden-Rhythmus?« (o.A.) in: Welt am Sonntag, Nr. 28, 12.07.81.

Abbildungen: (c) Gernot L. Geise

Das Rätsel des Wassers

Das Mysterium des dritten Jahrtausends (Teil 6)

Hans Kronberger, Wien

Ich kenne jetzt bereits vier Ebenen des Wasserrätsels. Die eine ist die historische mit dem Naturforscher Viktor Schauberger, die zweite ist die von Hans Grander mit seiner Wasserbelebung, die dritte besteht aus den Anwendern, und die vierte sind die Wissenschaftler (Chemiker, Physiker und auch Mediziner), die sich zusehends diesen Fragen zuwenden. Entsprechend wird auch das Material über die Rätsel des Wassers immer mehr. Inzwischen sind meine oft hastig aufs Tonband diktierten Notizen und Kommentare längst so umfangreich geworden, daß sie nicht mehr Platz in einer engen Artikelserie haben. Der einzige Ausweg: Aus dem Material ist ein Buch geworden. Ein Buch, das nicht mehr und nicht weniger sein will als eine Bestandsaufnahme der Beobachtungen um die Rätsel des Wassers. Dabei will ich jedoch keinen Anspruch

auf Endgültigkeit oder gar Beweiskraft erheben, sondern für Offenheit und Denkfreiheit plädieren. Die Faszination und Vielfalt der Beobachtung so vieler Menschen zwingt uns dazu, sich ausführlich mit diesen Phänomenen auseinanderzusetzen, sie zu sammeln und sie wiederzugeben. Das Buch über die »Rätsel des Wassers« ist am 15. November 1995 erschienen. Einen entscheidenden Anstoß für die Arbeit hat mir Dipl.-Ing. Dr. Horst Felsch gegeben, der auch die wissenschaftliche Kontrolle übernommen hat. Ein anderer Mann, Siegbert Lattacher, stieß durch Zufall dazu. Er meldete sich im Laufe der »Wasser«-Serie und erwies sich schon bald als extrem guter Kenner der Literatur über vernachlässigte Wasserphänomene.

Besonders sensibel im Zusammenhang mit der Wasserbelebung ist der Bereich der



Wasser

Gesundheit. Er reicht von den Anwendungen der Methoden des Pfarrers Kneipp über diverse Entschlackungskuren bis zu Mineralwässern, die mit dem staatlichen Qualitätssiegel »Heilwasser« angeboten werden dürfen. Auch Ärzte setzen zusehends auf die Granderwasser-Technologie. »Der Ausschließlichkeitsanspruch der wissenschaftlichen Medizin ist nicht begründbar. Denn die von der Schulmedizin vertretenen Therapiehypothesen sind nicht besser fundiert als die der Erfahrungsheilkunde«, argumentiert Kurarzt Dr. Wilhelm Tischler, der in seiner Privatpraxis Granderwasser verwendet. Tischlers Mitarbeiter, der Feinstofftherapeut Gerald Kieninger, berichtet von erfolgreichen Therapien mit sogenannten »Ionenbädern«. Dabei handelt es sich um eine »Feinstromtherapie« (entwickelt von einem Arzt namens Dr. P. D. Groux), die durch »belebtes« Wasser nach Kieninger optimiert wird. Originalzitat: »In Verbindung mit belebtem Wasser sind wir mit unserer Microampere- oder Feinstromtherapie in der Lage, durch gezielte Frequenzen und Polaritäten außerordentlich positive Therapien durchzuführen.«

Mit dem Gesundheitsaspekt des Wassers eng zusammen hängt die Frage nach dem alltäglichen Lebensmittel Wasser. Immer wieder werde ich gefragt, wie es denn mit Mineralwasser aussieht. Ist es von vornherein »belebt«, und gibt es Wässer, die »belebt« werden? Hier ist die Antwort bisher eher unbefriedigend. Der Naturforscher Viktor Schauberger vertrat grundsätzlich die Auffassung, wenn Wasser »reif« ist, tritt es freiwillig an die Oberfläche und ist dann optimal. Beim Herauspumpen des Wassers aus der Erde wird es dem natürlichen Kreislauf jedoch zu früh entzogen.

Nach langem Suchen bin ich nun auf ein Naturwasser, das sich offiziell »Heilwasser« nennen darf, gestoßen, das inzwischen mit der Grandertechnologie belebt wird. Es handelt sich dabei um eine relativ kleine Quelle im steirischen Murtal. Das Thalheimer

»Schloßbrunn«-Heilwasser entspringt Quellen, die in einer Tiefe von dreihundert Metern liegen und tritt unter Eigendruck (also »freiwillig«) bei 13 Grad zutage. Dipl.-Ing. Dr. Horst Felsch machte eine Vergleichsprobe zwischen belebtem und unbelebtem Wasser und kam zum gleichen Ergebnis, wie ich es bereits beschrieben habe: Die bakteriellen Mutterkulturen waren praktisch zerfallen, und dadurch verbesserte sich die ohnehin schon höchsten Ansprüchen genügende Qualität noch weiter. Das Heilwasser ist allerdings bisher nur in Spezialgeschäften erhältlich und kostet etwas mehr als übliches Mineralwasser.



Anm. d. Red.:

Dieser Beitrag von Dr. Hans Kronberger erschien bereits in der Wiener »Sonnenzeitung«. Herr Kronberger hat freundlicherweise dem EFODON e.V. die Abdruckrechte erteilt, wofür wir ihm herzlich danken.

Das Buch von Hans Kronberger und Siegbert Lattacher

»Auf der Spur des Wasserrätsels«

beschreibt die ganze Thematik des »belebten« Wassers. Wir werden es demnächst in der EFODON SYNESIS besprechen.

Interessenten können es über den Buchhandel beziehen oder direkt von

URANUS-Verlag

Moßbachergasse 29/12, A-1140 Wien



Tepumerene und Pedra Pintada

© Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 13/1996

Am 6. April 1800 bekam, den Orinoko aufwärts reisend, der große Naturforscher Alexander von Humboldt auf seiner »Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents« (1) die Bergkette von Encaramada zu Gesicht. Er erwähnt Legenden der dortigen Indios, bei einer Art Sintflut hätten einst die Wellen des Meeres die Felsen von Encaramada bespült. Er besucht auch den berühmten Tepumerene: »Ein paar Meilen von Encaramada steht mitten in der Savanne ein Fels, der sogenannte Tepumerene, der gemalte Fels. Man sieht darauf Tierbilder und symbolische Zeichen ... Häufig sind die hieroglyphischen Figuren sehr hoch oben in Felswände eingehauen, wohin man nur mittels sehr hoher Gerüste gelangen könnte. Fragt man nun die Eingeborenen, wie es möglich sei, die Bilder einzuhauen, so erwidern sie lächelnd, als sprächen sie eine Tatsache aus, mit der nur ein Weißer nicht bekannt sein kann, 'zur Zeit des großen Wassers seien ihre Väter so hoch im Kanoe gefahren'«.

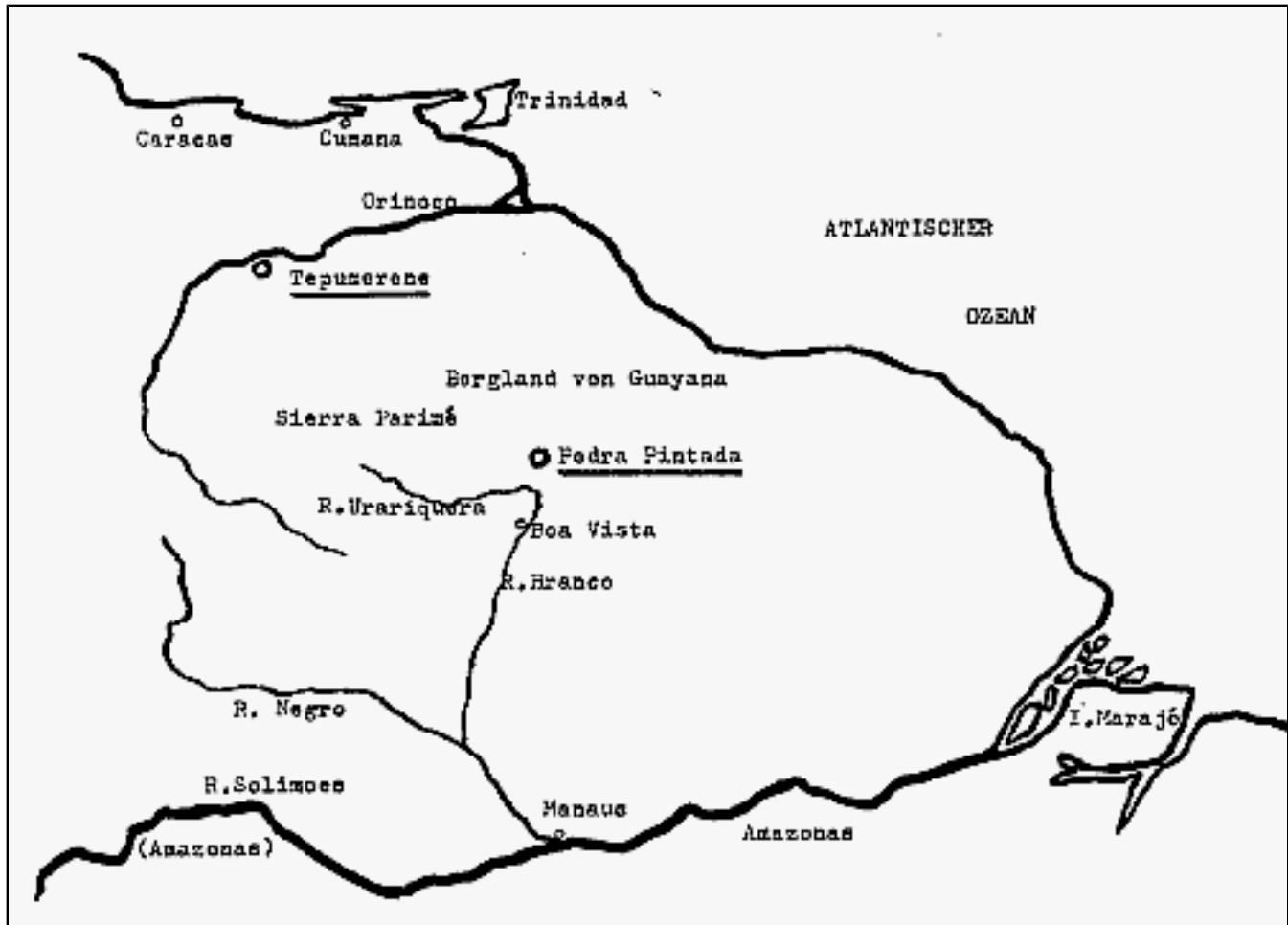


Pedra Pintada (Roraima/Brasilien)

Der Tepumerene liegt am nordwestlichen Rand des Orinoko-Guayana-Berglandes. Einhundertfünfzig Jahre später näherte sich ebendiesem Massiv von Süden her der

große Außenseiter-Forscher Marcel Homet (2) und kam dort zu einem ganz ähnlichen Monument, das die gleiche Art von geologisch-prähistorischem Rätselaufgibt, wieder Tepumerene. Diese »Pedra Pintada« ist ein imposanter, ellipsoider Felsblock, hundert Meter lang und dreißig Meter hoch, ebenfalls isoliert mitten in einer ungeheuren Ebene liegend, bei dem es sich offensichtlich um eine prähistorische Kultstätte handelt. Auch dort die Felszeichnungen teilweise »so hoch angebracht, dass die Schöpfer dieses Kunstwerkesein geradezu gigantisches Gerüst verwendet haben müssen«, wie Homet (op.cit., S. 16) meint. Die realistischeren Indios am Tepumerene hielten, wie wir sahen, von solchen hypothetischen »gigantischen Gerüsten« garnichts. Nur am Rande sei hier vermerkt, dass Homet an der Pedra Pintada - die übrigens schon von vorangegangenen Expeditionen (3) besucht worden war - zahlreiche Parallelen zu den prähistorischen alteuropäisch-mediterranen Kulturen entdeckte.

Der Verfasser ist geneigt, die indianischen Legenden ernst zu nehmen. Sowohl der Tepumerene wie die Pedra Pintada liegen heute - meinen Atlanten zufolge - knapp unterhalb der 200-Meter-Höhenlinie über dem Meeresspiegel. Sollten sie einst bis zu etwa 2/3 ihrer Höhe im Wasser gelegen haben, so dass die Vorfahren der heutigen Indios von ihren Booten aus ihre Felsbilder anbringen konnten, so würde dies bedeuten, dass damals - für eine gewisse Zeit - das ganze Amazonastiefland bis zu den Anden (!) und die Llanos des Orinoko Schelfmeere, Teil des Atlantischen Ozeans, gewesen wären. Peru wäre damals also vom Atlantischen Ozean her erreichbar gewesen! Die gleiche These vertritt übrigens - aus ganz anderen, tier- und pflanzengeographischen Gründen - der große, nonkonformistische Naturforscher Ivan Sanderson (4). Er geht davon aus, dass das Amazonas-Tiefland in spät-prähistorischer/protohistorischer Zeit wiederholt ein Nebenmeer des Atlantischen Ozeans war, und dass dies zum letzten Mal um -1200 der Fall war. Er konstatiert, dass das Amazonas-Tiefland erst in allerjüngster Zeit (!) durch die Tier- und Pflanzenwelt zurückerobert worden sein kann, und zwar in mehreren Strömen, die von jenen umgebenden quasi-kontinentalen Landblöcken ausgingen (Orinoko-Guayana-Massiv etc.), die von den Meeresstransgressionen unberührt geblieben waren.



Der Atlantische Ozean wäre also damals - in der Gegend der heutigen peruanisch-ekuatorianischen Grenze - nur noch 300 Kilometer vom Pazifik entfernt gewesen. Bedenkt man, dass die Anden teilweise offenbar erst durch die letzten Kataklysmen empor gewuchtet wurden, so will der Gedanke gar nicht so ganz von der Hand zu weisen sein, ob es nicht damals dort eine Passage zwischen den beiden Weltmeeren gegeben haben könnte. Eine solche würde ganz neue, qualifizierte Spekulationen über spät-prähistorische/protohistorische maritime, interkontinentale »Transfusionen« zwischen den verschiedenen Hochkulturen möglich machen!

Anmerkungen

- 1 So der Titel der von Humboldt autorisierten Übersetzung (Stuttgart 1859-1860) seines Originalwerkes »Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent« (Paris 1808-1834). Das Zitat stammt aus der deutschen Bearbeitung »Vom Orinoko zum Amazonas« (Wiesbaden 1958), S. 223.
- 2 Marcel F. Homet: »Die Söhne der Sonne«, Olten/Freiburg 1958, S. 11-31.
- 3 Hierzu etwa Theodor Koch-Grünberg: »Vom Roroima zum Orinoco«, Berlin 1916.
- 4 Ivan T. Sanderson: »Abominable Snowmen - Legend Come to Life«, Philadelphia/New York 1961, S. 155-156.

Bildnachweis

Petra Pintada aus Marcel F. Homet »Die Söhne der Sonne«, Olten/Freiburg 1958.

Kartenskizze: © Horst Friedrich

Wissenschaft — Irrwege und Auswege

Gerald Dittel, Teneriffa

Die Situation

Wenn der Wissenschaft mit immer mehr Mißtrauen begegnet wird, so kommt das nicht von ungefähr. Ihre Institutionen, vor allem die Universitäten, sind geistig in einem desolaten Zustand. Wirklich Wissen-Wollende sehen sich mit einem jahrhundertealten System konfrontiert, dessen Lehrmethoden alle Reformversuche überlebt haben. Ich selbst habe nach über fünf Jahren Studium (Physik und Philosophie) konsequenterweise der akademischen Laufbahn den Rücken gekehrt. Über den Dilettantismus der sogenannten pädagogischen Konzepte möchte ich an dieser Stelle nicht sprechen, es sind vor allem zwei inhaltliche Punkte, die es zu beleuchten gilt: Der erste ist recht augenfällig und wird saisonweise sogar öffentlich diskutiert, ohne daß sich allerdings auch nur das Geringste ändert: ich spreche vom fehlenden interdisziplinären Austausch, vom selbstverordneten Fachidiotentum. Die sinnlose Anhäufung von echten oder eingebildeten »Fakten« ohne äußeren Zusammenhang hat selbst innerhalb der Fachbereiche zur Aufspaltung in Spezialgebiete geführt, so daß der »Fach«-mann von heute ganz gelassen über sein Nachbargesamt sagen kann: »Davon verstehe ich nichts«, ohne der Ignoranz bezichtigt zu werden. Ignoranz (=Nicht-Wissen) ist in akademischen Kreisen (und nicht nur da) so üblich geworden, daß sie gar nicht mehr auffällt. Wobei ich nicht das »Nicht Wissen« beklage _ wir alle sind Lernende _ sondern das »Nicht-Wissen-Wollen«. Eine im Grunde sogar folgerichtige Reaktion, wenn Lernen als Last gilt und schon so viel Ballast toten Wissens angehäuft wurde. Alles in allem

jedenfalls ein Schlag ins Gesicht des ehemals humanistischen Bildungsideals.

Wenn Goethe das wüßte, würde er wütende Pamphlete verfassen oder zumindest im Grabe rotieren.

Eine der Methoden, die Mauern zwischen den Wissensgebieten künstlich hoch zu halten, ist das allseits beliebte Erfinden von Spezialkauderwelsch-Fachsprache, über die sich trefflich viele Semester lang lehren läßt, von den vielen Publikationen mal abgesehen (wenn einem sonst schon nichts mehr einfällt). Das hält Fachfremde und mögliche Kritiker außen vor und schafft hohes Ansehen. Und es nutzt die menschliche Eigenart, vor allem das zu bewundern, was man nicht versteht. Auf diese Weise versteigt sich die moderne Wissenschaftspriesterschaft in immer abstrusere Gedankengebäude mit immer weniger Realitätsbezug. Was uns präsentiert wird, ist oft nicht mehr als eine Ansammlung neuer Vokabeln und deren Verknüpfung. Eine Methode übrigens, die auch in wissenschaftskritischen Kreisen (Bereiche der Naturheilkunde oder der Esoterik) gang und gäbe ist. Leider, denn so werden an sich wertvolle Wissensgebiete abgewertet. Nach leidenschaftlichem Angriff auf die Schulwissenschaft werden oft _ wenn auch andere _ hohle Phrasen gedroschen. Zu groß wohl ist die Versuchung, selbst zum Priester einer kleinen Fangemeinde zu werden. Wer aber trennt die Spreu vom Weizen? Als einzige brauchbare Instanz dafür bleibt uns nur der eigene kritische Geist. Ich betone: kritisch. Dies setzt ständiges Lernen, sich Einarbeiten und Offen-Sein voraus, immer im Bewußtsein der Vorläufigkeit und Fehlbarkeit des eigenen Urteils. Ein mühevoller Prozeß, der nie endet. Vorsicht vor der Gemütlichkeit der Weltbilder, die vorgeben, alles erklären zu können! »Wis-

Wissenschaft

sen-Wollen« bedeutet, immer auf Reisen zu sein. Die Ankerplätze der Dogmatik lauern dem Denkfaulen an jeder Ecke auf – man sollte dort nie zu lange verweilen und das kleine Boot des eigenen, wachen Geistes stets startklar halten.

Der zweite Punkt meiner Kritik ist weniger bekannt. Es handelt sich um das zu eng gefaßte fachliche Selbstverständnis der einzelnen Wissensgebiete. Da die Grenzen des Erforschbaren weitgehend mit den Grenzen des bereits Erforschten gleichgesetzt werden, bekommen nur wenige Forscher diese Grenzen überhaupt zu spüren. Die Masse der Wissenschaftler bewegt sich im »Mainstream« des Üblichen, dessen endliche Themenvielfalt bis zum Erbrechen breitgetreten wird, ungeachtet jeder nützlichen Erkenntnis. Hierbei erscheint kein Thema zu banal oder peinlich, sofern es die ungeschriebenen Grenzen des Selbstverständnisses nicht verletzt. Diese Grenzen lernt der Student auf subtile Weise kennen, nämlich bei der Themenvergabe für Seminar-, Magister- und Diplomarbeiten. Im Zweifelsfalle findet sich einfach kein Professor, womit sich die Angelegenheit auf kaltem Wege erledigt hat. Wem die akademische Laufbahn wichtig ist (und wem ist sie das nicht?), der lernt schnell und akzeptiert. Das Perfide daran ist, daß die Existenz solcher Grenzen gemeinhin nicht erwähnt wird, geschweige denn ihre Position. So holen sich nur wenige, welche wirklich wissen wollen, ständig blutige Köpfe – sie stellen die Gruppe der Außenseiter, eine Minderheit, die sich irgendwann freiwillig und frustriert aus dem Wissenschaftsbetrieb zurückzieht. Wer trotzdem weiterforschen will, muß es sich privat leisten können. Und wer kann das schon? Wendet man sich von dem subventionierten Glasperlenspiel ab, steht man bald vor der Wahl »Zeit oder Geld« (Wobei die meisten viel Geld ausgeben, die verbliebene Zeit zu vertreiben. Zeitvertreib eben).

Ein Gegenkonzept

Selbstverständlich existiert zu jedem System eine »alternative Szene«, so auch zur offiziellen Wissenschaft. In den letzten Jahren mit steigender Tendenz, genährt aus berechtigter Unzufriedenheit. Hier tummelt sich viel Buntes in verwirrender Vielfalt, ein Überblick ist schwer. Ich selbst versuche seit über fünfzehn Jahren den Sinn vom Unsinn zu trennen und habe unter viel Müll ein paar Goldkörner entdeckt sowie einiges, auf das ich mir noch keinen Reim machen kann. Einige meiner Schlußfolgerungen sollen aufzeigen, was Wissenschaft für mich bedeutet:

Der Weg zu guter Wissenschaft führt zunächst zurück zu dem Bewußtsein, wie wenig wir eigentlich wissen. Die großen Erfolge der Wissenschaft in den letzten 150 Jahren wiegen ihre Epigonen heute in der trügerischen Sicherheit, fast alles zu wissen – als Kollektiv gewissermaßen (»Es gibt bestimmt irgendwo einen Kollegen, der Ihnen das erklären kann«). Jeder verläßt sich auf »die Kollegen« und hat längst den Überblick verloren: über das Gesamtwissen sowieso, aber auch über dessen Grenzen. Der Dünkel, alles zu wissen, ist weitaus gefährlicher als Unwissenheit, die sich ihrer selbst bewußt ist. Diese Omnipotenz-Allüren haben sich mit denen einer aggressiven Wirtschaft zu einer brisanten Mischung verbunden. Doch dieser Dünkel erklärt auch, warum private Forscher mit bescheidenen Mitteln hin und wieder Interessantes entdecken – meist auf verschmähtem Brachland (so z.B. meine Entdeckung der Blutkörperchenrotation). Die Bereitschaft, alles von Anfang an neu zu überdenken und nichts einfach zu glauben, ist unabdingbar.

Des weiteren gilt, daß alle Schlußfolgerungen (auch diese) vorläufig sind und sein müssen. Alle Gedanken sind nur Modelle – nützlich, so lange sie passen, und zu ersetzen, wenn sie nicht mehr passen. Fast immer aber wird das Modell mit der Wirklichkeit verwechselt – ein grober Denkfehler, der in der »alternativen Szene« ebenso häufig zu finden ist.

Wissenschaft

Man bleibt auf halbem Wege stehen und hat zwar alte Inhalte verworfen, nicht aber den Irrtum, nützliche Erkenntnis ließe sich _ einmal gewonnen _ auf ewig gültig als »Naturgesetz« ausgestopft an die Wand hängen. Wirklichkeit ist entweder mittelbar über die Sinne erfahrbar _ doch diese sind kulturell und persönlich gefärbt und färben so unsere Eindrücke, oder unmittelbar in psychedelischen oder metaphysischen Erlebnissen. In beiden Fällen ist schon der Erkenntnisprozeß äußerst persönlicher Natur - um wieviel mehr sind es die Schlußfolgerungen darauf aufbauender Theorien! Wem das alles zu mühsam oder zu einsam erscheint, dem bleibt nur noch zu glauben. Und genau darauf gründen unsere etablierten Lehrsysteme. Wir sollten zurückfinden zu eigenem Erfahren und dieses mit der nötigen Skepsis als Maßstab nehmen für Erlerntes. Je mehr man versucht, Theorien mit eigenem Erleben in Einklang zu bringen, desto mehr entwickelt sich eine Sensibilität für innere Übereinstimmung oder Ablehnung, die uns hilft, zu beurteilen _ selbstverständlich immer vorläufig. Zum Thema Erkenntnistheorie empfehle ich die Lektüre des brillanten und unterhaltsamen Buches von R. A. Wilson »Die neue Inquisition«. Ein Gegenkonzept, das den Einfluß des Erkennenden auf die Erkenntnis außer acht läßt, ist für mich wertlos.

Und dann ist da noch das Experiment. Jeder, der unvoreingenommen experimentiert, muß darauf gefaßt sein, daß seine Vermutungen widerlegt werden können. Das ist unangenehm und wahrscheinlich der Grund dafür, daß so wenig experimentiert wird. Es ist ja auch leichter (und meist lohnender) ein Buch über Vermutungen zu schreiben, die der Leser _ weil gedruckt _ für Fakten hält. Auch hier werden von der »alternativen Szene« oft schlechte Gewohnheiten übernommen. Was die experimentelle Ausbildung der Universitäten betrifft (besonders in Medizin und Psychologie), so scheint es heute mehr um die Frage zu gehen, wie Theorien durch Scheinexperimente »untermauert« werden, als um Fragen an die Natur selbst.

Mit unvoreingenommenen Experimenten und Auswertung vorhandener Daten hätte z.B. die abstruse »AIDS«-These erst gar nicht aufgenommen können. Hier wurde uns völlig unwissenschaftliches Vorgehen als Wissenschaft verkauft, was sich relativ leicht belegen läßt. Sollten Sie, lieber Leser, von der umfangreichen Kritik noch nichts gehört haben, so ist das ein weiterer Hinweis auf die gängige Informationsunterdrückung durch Schweigen. Literaturhinweise stelle ich gern zur Verfügung.

Auch beim »Ozonloch« hat man zu früh »Feuer« geschrien und bastelt jetzt nachträglich an »Fakten«, hoffentlich wenigstens mit schlechtem Gewissen. Derartige Beispiele für unredliches Vorgehen gab und gibt es viele - ja, sie scheinen sich in den letzten Jahren zu häufen.

Ein weiterer Punkt in meinem Gegenkonzept ist die Wichtigkeit des interdisziplinären Austausches. Dieser kann auf vielfältige Weise geschehen und wird auch schon versucht. Hierzu sind zwei Dinge hilfreich:

Bei den »Insidern« ein Abbau der Sprachbarrieren, das Bemühen um leichte Verständlichkeit der Kernaussagen mit möglichst wenigen Eigenvokabeln, sowie klarer Definition derselben (vorbildlich bei der »Neuen Medizin« von Dr. Hamer). Gleichzeitig muß der Lernende die anerzogene Scheu vor neuen Fachgebieten überwinden. Das bedeutet mehr Unbefangenheit, mehr Vertrauen in die eigene Lernfähigkeit, mehr Freude an neuer Erkenntnis sowie das Selbstbewußtsein, einen augenscheinlichen Unsinn auch »Unsinn« zu nennen, ohne Rücksicht auf Autoritäten. Außerdem die Bereitschaft zur Diskussion und die Suche nach der Neugier, dem Kern des Forschergeistes. Lernen ohne Neugier ist tot und führt über den »Glauben« direkt ins Dogma. Man sollte sich auch gar nicht auf den Spott einlassen, der den Generalisten zum »Universaldilettanten« stempeln will. Nur in der Zusammenschau ist es möglich, zumindest ei-

Wissenschaft

ne Ahnung von der Komplexität des Universums zu erhaschen.

Aus dem Prinzip, daß sich die »Insider« immer wieder der Diskussion stellen müssen, daß dumme Fragen erwünscht sind und dumme Antworten bloßgestellt werden müssen, und daß jedes Wissen vorläufig und im Fluß ist, ergibt sich, daß eine ständige Trennung von »Studenten« und »Professoren« unsinnig ist. Jeder, der etwas zu wissen glaubt, kann und soll es vermitteln, solange es dem Zuhörer neu ist _ dann muß aber die Diskussion folgen, unter Infragestellen des Gesagten. So ist Erkenntnisgewinn immer ein gemeinsamer Prozeß und jeder Lehrende zugleich auch Lernender. Nur durch die Wandelbarkeit der »Unterrichts« -Formen kann man der Wandelbarkeit der Inhalte gerecht werden. Das bedeutet konkret, Vorlesungen und Seminare einbeziehen in ein größeres, offenes System multimedialer Aktivitäten, in künstlerische, sinnliche Bereiche (Bewegung, Meditation, Happenings), welche auch andere Bewußtseinsbezirke ansprechen. Ein weites, ein lohnendes Feld für Experimente. Es wird dadurch eine Synthese möglich von Kunst, Wissenschaft und Spiritualität.

Was kann man tun?

Es ist nicht nötig, die Unzufriedenheit weiter zu schüren, denn solange keine Alternativen in Sicht sind, nimmt sie uns nur Energie. Eine grundlegende Frage ist, inwieweit das offizielle System reformierbar ist. Hier muß jeder seine persönliche Antwort finden. Ich halte das »System« mittlerweile für prinzipiell unreformierbar. Es hat ja selbst alle Löcher gestopft, durch die sich eine Reform einschleichen könnte.

Und Reform »von oben« kann es nicht geben, weil »oben« ja deswegen oben ist, weil das System so ist, wie es ist. Desweiteren finde ich es ermüdend, Kompromisse zu suchen: Was darf wo gedruckt werden und wer kriegt

welchen Posten oder Titel. Das führt nur dazu, daß die Betroffenen doch noch gekauft werden oder ihre Kräfte verschleißen, um eines Tages im Selbstmitleid zu enden. Ich halte mich auch aus Konfrontationen mit dem Wissenschaftsbetrieb heraus. Wer nicht wirklich was wissen will, hört sowieso nicht zu. Erkenntnis _ welcher Art auch immer _ läßt sich nicht missionieren. Wenn jeder nur dann antworten würde, wenn auch jemand gefragt hat, wäre die Welt um vieles leiser _ vielleicht auch ein bißchen klüger. Auf jeden Fall sollten praktische Schritte folgen. Betrachtungen wie diese gibt es inzwischen mehrere und in den meisten beklagen sich die Autoren, daß immer nur geschrieben wird.

Mein Gegenmodell: Die Inseluniversität

Um die genannten Prinzipien in die Tat umzusetzen, bedarf es »nur« eines wachen und offenen Geistes sowie ein paar Räumlichkeiten für Treffen und Unterbringung. Wir sollten uns von der Vorstellung freimachen, man könnte Wissenschaft nur in großen Gebäuden mit großen Namen und mit großem Budget betreiben. Wie gesagt: oft haben einzelne mit privaten Mitteln Erstaunliches zu Tage gefördert. Die Geisteshaltung ist entscheidend. Mein Anliegen ist zum einen, diesen »Einzelkämpfern« ein Forum und Austausch anzubieten, zum anderen denen, die sich als »Lernende« verstehen, eine Gelegenheit zu Diskussion und Mitarbeit zu schaffen. Also eine Universität im Kleinen. Ich sehe dieses Projekt als Teil eines Netzwerkes ähnlicher Zentren, die aus privater Initiative überall entstehen und die Keimzellen einer neuen, freien Wissenschaft bilden werden. Jeder, der sich davon angesprochen fühlt, ist frei, im Rahmen seiner Möglichkeiten selbst die Initiative zu ergreifen. Mitteilungen über ähnliche Projekte bitte an mich oder den »Datendiwan« Berlin (Tel. 030-2618186, FAX 2651669). Inhaltlich wird der Schwerpunkt zunächst auf den Außenseiterthemen liegen, die woanders kaum Gehör finden. Was behandelt wird, und in wel-

Wissenschaft

cher Form, ist natürlich vom Wissensstand und dem Interesse der Teilnehmer abhängig. Diese sind somit aufgefordert, selbst Phantasie zu entwickeln und aus der Rolle des »Nur-Zuhörers« zu fallen. Ich nenne mein Projekt »Insel-Universität«, und starten soll es möglichst bald.

Das Wort »Universität« assoziiert »universal«, »Universum« usw. und soll auch ein kleiner Affront gegen die sein, die meinen, sie hätten die Wissenschaft gepachtet. Das Wort »Insel« soll den geistigen Freiraum symbolisieren, der sich, losgelöst von der akademischen Welt, entwickeln kann. Außerdem findet das Ganze in meinem Fall auf einer Kanareninsel statt.

Das Projekt beginnt erst einmal ganz klein. Unterkünfte und der Seminarraum erlauben zunächst die Teilnahme von etwa zehn Personen, Erweiterungen sind möglich. Die Lage bietet außer den üblichen Annehmlichkeiten eines Kanarenurlaubes auch vielfältiges Naturerleben, welches in das Konzept einbezogen wird. So können Veranstaltungen wahlweise in den Bergen, in Höhlen, Wäldern, am Strand oder in der Wüste stattfinden, als Teil der »Inseluniversität«. Der Phantasie sind hier nur wenige Grenzen gesetzt. Desweiteren ist das Anwesen schuldenfrei. Es müssen also weder Mäzene gesucht noch gewinnorientiert gearbeitet werden _ ein Vorteil bei der Suche nach Unabhängigkeit. Die Kosten beschränken sich auf Reise und Unterbringung, was auch Studenten die Teilnahme ermöglicht. Eine interessante kleine Bibliothek ist vorhanden, sowie die übliche Technik (Video, Overhead, FAX etc.) und ein kleines Elektroniklabor. Gebaut werden ein Projekt zur Energiegewinnung (Windkraft, Solarwärme, Photovoltaik, Wärmepumpe), ein Orgonakku und evtl. ein Cloudbuster. Außerdem gibt es eine kleine ökologische Landwirtschaft (Obst- und Weinanbau, Kellerei). Nähere Einzelheiten sind versandbereit.

Zum Abschluß eine kleine und persönliche Auswahl von Themen, die der Diskussion harren:

- " Die »Neue Medizin« von Dr. Hamer
- " Naturheilkunde (Diagnose- und Therapieformen)
- " Dunkelfeldmikroskopie und Endobionten
- " Hypnose und Trance
- " Die Arbeit von W. Reich
- " Solar- und Windenergie
- " Experimente zu Parapsychologie, Transkommunikation
- " UFOs
- " Der »AIDS«-Irrtum
- " Elektrosmog und Waldsterben
- " Ozon-Schwindel
- " Ethik der Wissenschaft
- " Politik der gezielten Desinformation
- " Das System der Geld- und Zinswirtschaft u.v.a.

Ich wünsche jedem Leser, der ähnlich empfindet und mir daher bis hierhin gefolgt ist, daß er die positiven Quellen der Inspiration in sich selbst finden mag und gemeinsam mit Gleichgesinnten das Lernen und Leben in die eigenen Hände nimmt. So könnte es gelingen, indem wir einfach anfangen, Bevormundung und Resignation als eine vergangene Epoche hinter uns zu lassen.



Der große Irrtum: Zur Entstehung des Feldbaues

© Horst Friedrich; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 13/1996

In der Literatur zur Prähistorie wird uns gerne ein direkter "Übergang von der Sammelwirtschaft zum geregelten Feldbau und damit zu einer sesshaften Lebensweise" (1) suggeriert. Ist das glaubhaft? Der Verfasser hegt den Verdacht, dass diejenigen Autoren, die dergleichen postulieren, das Ganze nicht wirklichkeitsnah genug durchdacht haben. Vielleicht lag ihnen auch - in ihren persönlichen Lebensumständen - etwas viel Näherliegendes, wenn man sich sesshaft ansiedeln will, zu fern: nämlich der Gartenbau!

Der Verfasser stellt die These auf: zugleich mit der sesshaften Lebensweise entstand zunächst erst einmal der Gartenbau! Dieser blieb auch - außerhalb der Hochkulturen und ihres Einflussbereiches, und sofern keine Übervölkerung entstand - die Lebens- und Ernährungsbasis bei den noch einfacher lebenden Völkern. Für den der Natur noch näheren Menschen wäre Ackerbau zweifellos einer Art Vergewaltigung der als göttlich-geheimnisvoll empfundenen »Mutter Natur« gleichgekommen. Sie hätten ihn nicht als etwas Positives empfunden, sondern als Degenerationsform des Gartenbaues, rücksichtslose Ausbeutung der Leben gebenden Mutter, Produkt menschlicher Hybris. Und sie hätten befürchtet, dass die - wie sie genau wussten: übermächtige - Natur zurückschlagen würde.

Allenthalben auf der Erde sehen wir, bis in die Neuzeit, die noch einfacher lebenden Völker Asiens, Afrikas, Nord- und Südamerikas mit Gartenbau beschäftigt, oft in Form der Hügelbeetkultur (2), wie sie besonders bei den sesshaften nordamerikanischen Indianervölkern beliebt war. Dem Verfasser erscheint eine solche Lebensweise auch weitaus natürlicher, quasi sich von selbst ergebend. Wenn man es sich realistisch vorzustellen versucht: man ist des herumziehenden Sammelns von Wildfrüchten und Wildgemüsen müde und möchte sich an einem schönen Waldrand oder kleinen Flusstal sesshaft machen, was ist dann natürlicher, als sich ums Haus herum einen Garten anzulegen! Natürlich haben aber auch diese gartenbautreibenden Völker, wenn es notwendig wurde, hie und da auch einmal - mit Hilfe von Brandrodung und Pflanzstock - ein kleines Mais- oder Maniok-Feld angelegt. Deshalb blieb es doch eine Gartenbaukultur. Offensichtlich genügte der Gartenbau - eventuell noch ergänzt um Jagdbeute und Wildfrüchte/Wildgemüse/Wildgetreide (3) - zahllosen einfacher lebenden Völkern auf der Erde jahrtausendlang als Ernährungsgrundlage.

Welche Entstehungsursache hat aber nun dann der eigentliche Feldbau und dessen ihn erst ermöglichendes Symbol, der Pflug? Wann und unter welchen konkreten Umständen ist die Agrikultur - mit dem feldmäßigen Anbau hauptsächlich von Getreidesorten, mit einem separaten Bauernstand - entstanden?

Der Verfasser stellt hierzu als zweite These auf: Agrikultur - mit Felderwirtschaft, dem Pflug und einem Bauernstand (alternativ auch per Großgrundbesitz/Sklavenarbeit) - ist nur im Umkreis von und in Verbindung mit Hochkultur denkbar, mit einer Zivilisation, die

solcherart organisiert ist (Städte, Sklaven/Leibeigene, verarmte Volksschichten), dass große Teile der Bevölkerung nicht mehr über ein eigenes Anwesen (= Haus plus Garten) verfügen.

Wer nämlich über ein eigenes Anwesen verfügt, der wird immer »irgendwie über die Runden kommen«, selbst mit Hilfe eingelagerter Gartenfrüchte durch einen Winter kommen, ohne zu verhungern. Wem hingegen, durch die zivilisatorischen oder sozialen Umstände, es unmöglich gemacht ist, einen Garten zu besitzen, der muss auf die »Mächtigen« blicken und hoffen, dass diese von irgendwoher, weil er sonst verhungern müsste, die Grundnahrungsmittel (Getreide, Bohnen etc.) beschaffen können und es ihm dann ermöglichen, diese zu kaufen oder durch Arbeit zu erwerben.

In diesem Sinne liegt also der Verdacht nahe, dass etwa die vielzitierten frühen Ackerbaukulturen Anatoliens oder des Balkans weiter nichts sind als die - möglicherweise noch falsch datierten - »Getreidekammern« der nächstgelegenen Hochkulturen. Eine Ausnahme von der Regel, Feldbau im eigentlichen Sinne stets mit einer Hochkultur zu assoziieren, mag dann gegeben sein, wenn es unter einer Bevölkerung, die sich ursprünglich per Gartenbau ernährte, entweder zu Übervölkerung oder aber zu einer sozialen Umschichtung, mit Macht/Besitz/Geld-Konzentration in den Händen von immer weniger Familien, kommt.

Anmerkungen

(1) Dieses Zitat etwa aus Herbert Wilhelmy: Welt und Umwelt der Maya, München 1989 (2. Auflage), S. 146. Ähnliche Darstellungen finden sich allenthalben, etwa in Grahame Clark: World Prehistory, A New Outline, Cambridge 1969; Stuart Piggot: Ancient Europe, Edinburgh 1965.

(2) Hierzu etwa Wolf-Dieter Storl: Der Garten als Mikrokosmos, Freiburg 1982, passim; Ingrid Gabriel: Erfolgreich gärtnern durch naturgemäßen Anbau, Niedernhausen/Ts. 1987, S. 136-138.

(3) Etwa der nordamerikanische Wildreis (»Wasserhafer«), den die Indianer ernteten, indem sie die Ähren in ihr Kanu ausschüttelten. Über die Naturverhältnisse in Nordamerika vor der Ankunft der Europäer vgl. das überaus lesenswerte Buch von John Bakeless: The Eyes of Discovery, New York 1961.

Ein interessanter Vergleich: Farmer oder Reisbauer - wer arbeitet effektiver?

© Karlheinz Baumgartl; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 13/1996

In dem Buch »Geniale Ingenieure der Natur - wodurch uns die Pflanzen überlegen sind« von Felix R. Paturi ist folgender Vergleich angeführt:

Ein einziger Farmer in den USA versorgt heute im Durchschnitt vierzig Menschen mit Lebensmitteln und Textilfasern. Ein chinesischer Reisbauer dagegen arbeitet gerade für sein eigenes Existenzminimum. Welch ein gewaltiger Unterschied im Wirkungsgrad! Wer leistet mehr?

Der US-Landwirt erntet zwar gegenüber dem chinesischen Kleinbauern ein Vielfaches. Aber welchen Preis zahlt er dafür?

Der Wirkungsgrad ist das Verhältnis zwischen Ergebnis und Aufwand. Wer die mit den geernteten Pflanzen gewonnene Energie in Kilowattstunden umrechnet und sie mit der für die Ernte aufgewendeten Energie vergleicht, erschrickt über das Ergebnis:

Für 50 geerntete Energieeinheiten investiert der amerikanische Farmer 250 Einheiten an Brennstoffenergie, der chinesische Bauer dagegen nur eine einzige Einheit menschlicher Energie. Das bedeutet, dass der einfache Bauer ohne aufwendige Geräte mit einem Wirkungsgrad von 5000 % arbeitet, der mit den teuersten und »fortschrittlichsten« technischen Hilfsmitteln ausgerüstete US-Farmer aber mit einem solchen von nur 20 % (!).

Der einfache Bauer ohne nennenswerte Hilfsmittel leistet das zweihundertfünzigfache des technisch modernst ausgerüsteten Farmers. - Dabei ist der Vergleich noch unvollständig: denn der US-Farmer erwirtschaftet entweder Viehfutter für die Fleischindustrie - die unwirtschaftlichste Form der Ernährungsindustrie -, oder Getreide, das letzten Endes erhitzt (gebacken, also denaturalisiert) dem Verbraucher zugeführt wird. Jedenfalls führt das Produkt des US-Farmers zu gesundheitsschädlichen Nahrungsmitteln. Würde sich darüber hinaus der einfache Bauer naturgemäß ernähren, würde er seine Arbeit konzentrieren auf Obst- und Gartenbau, dann wäre er gesünder, leistungsfähiger, und er würde länger leben. Damit würde das Verhältnis zum sogenannten Fortschritt noch ungünstiger ausfallen...

Literatur

Karlheinz Baumgartl: "Der Teil des Ganzen", Zeilarn.

Ernähren wir uns richtig?

Leben braucht verschiedene Arten der Ernährung

© Gernot L. Geise; veröffentlicht in *EFODON-SYNESIS* Nr. 13/1996

Im Interesse unserer Gesundheit sollten wir uns endlich von der Vorstellung lösen, dass wir - damit meine ich unseren menschlichen Körper - allein durch den Verzehr von so genannten Nahrungsmitteln leben, obwohl die schulwissenschaftliche Lehrmeinung davon ausgeht und bis hin zum Ernährungsberater fast jeder fest daran glaubt.



Doch kaum jemand macht sich einmal darüber Gedanken und versucht, der Sache auf den Grund zu gehen, ob es denn wirklich so ist. Dabei ist es - wie so vieles - eigentlich recht einfach:

Von was ernähren wir uns?

Schauen wir uns die Nahrungsmenge einmal an, die wir täglich zu uns nehmen, so müssen wir feststellen, dass es im Regelfall nicht gerade überwältigende Mengen sind, die hier zusammenkommen. Der Hauptteil, wenn wir einmal sortieren, besteht aus Wasser. Wasser ist zwar das wichtigste Nährmittel, doch es ist keines. Durch die Aufnahme von Wasser wird zunächst »nur« der Wasserverlust unseres Körpers wieder ausgeglichen. Und wir verlieren laufend Wasser durch körperliche Ausscheidungen, nicht nur bei der »Entsorgung«, sondern auch durch Schwitzen (Verdunstung). Würde das so entstehende Defizit nicht ausgeglichen, wir würden regelrecht vertrocknen.

Wasser hat für uns jedoch noch weitere Funktionen, die noch weit wichtiger sind als der reine Flüssigkeitsausgleich, nämlich die der Energieübertragung und die der Übertragung von Informationen. Doch das ist ein anderes Thema.

Was bleibt von unserer Nahrung übrig? Ein mittelprächtiges Häufchen Materie. Rechnet man nun dagegen, wie viel von den aufgenommenen Nahrungsmitteln vom Körper als unbrauchbare Materie wieder ausgeschieden werden, so bleibt nur verschwindend wenig übrig, von dem man sagen könnte: es dient der Ernährung.

Jetzt ändern wir einmal unseren Blickwinkel: Welchen Energieverbrauch hat ein Mensch pro Tag? Es fängt morgens mit dem Aufstehen an. Jede Bewegung unseres Körpers benötigt einen Energieaufwand.

Energie wird physikalisch als gespeicherte Arbeitsfähigkeit, Arbeitsvermögen definiert. Die verschiedenen in der Natur vorkommenden Energieformen (z.B. mechanische, thermische, elektrische, magnetische, chemische und Kern-Energie) können ineinander umgerechnet und weitgehend auch umgewandelt werden. Energie kann weder erzeugt noch vernichtet, sondern lediglich von einer Form in eine andere gebracht werden, wobei die Summe aller Energien eines abgeschlossenen Systems - nach Aussage des Energieerhaltungssatzes - konstant bleibt. Energie und Masse sind ineinander umwandelbar.

Das haben wir in der Schule in der Physik gelernt, und auch, welcher Energieaufwand nötig ist, um das Gewicht von einem Kilogramm einen Meter hochzuheben. Nicht nur Laufen und Bücken kostet »Kraft«, sondern besonders die körperlich schwereren Anstrengungen: heben, ziehen, drücken usw. Und dann kommt der Energieverbrauch unserer »Schaltzentrale« Gehirn hinzu, mitsamt der »schalttechnischen« Koordination unseres Körpers. Die besondere Beanspruchung unseres »Computers« Gehirn zu Denkleistungen schlägt - je nachdem - mit einem Energieverbrauch zu Buche, der an den von körperlich schwerer Arbeit heranreichen kann. Weitere Energieverbraucher sind Stress oder Krankheiten, und auch unser Verdauungstrakt. Das ist der physische Energiebedarf, zu dem noch der des feinstofflichen Körpers hinzukommt. Letztendlich besteht unser Körper nicht nur aus dem, was wir von ihm sehen, also dem grobstofflichen (materiellen) Körper, sondern er besitzt zusätzlich einen feinstofflichen (Energie-) Körper. Beide sind nicht voneinander zu trennen, weil sie eine Einheit bilden. Und beide Teile unseres Gesamtkörpers müssen ernährt werden. Dabei ist der feinstoffliche Teil unseres Körpers noch wichtiger als der grobstoffliche, weil er den materiellen Körper erschaffen hat und ihn ständig neu aufbaut. Der materielle Körper kann ohne den Energiekörper nicht existieren.

Und diese ganze Energie, die unser Körper täglich benötigt, um zufriedenstellend zu funktionieren, soll in dem bisschen Materie enthalten sein, die unser Körper aus der Nahrung herauszieht! Ernährungsspezialisten erklären (besonders den schlankheitsbesessenen Menschen) denn auch genau, wie viel Kalorien sich in einer Nahrung befinden und wie viel oder -wenig ein Mensch zum Leben benötigt. Dabei ist das ganze Kalorien-Denken eine sehr begrenzte Sichtweise, die eine wirkliche Ernährung total unberücksichtigt lässt.

Man mag daran zweifeln, mit Recht. Doch so ganz ohne ist unsere Nahrung nicht. Während des Verdauungsvorganges wird die aufgenommene Materie durch

unser Verdauungssystem aufgebrochen und die dabei freiwerdenden energetischen Kräfte absorbiert. Der materielle Abfall wird anschließend ausgeschieden.

Das Wichtigste an der ganzen physischen Nahrungsaufnahme - rein vom materiellen Standpunkt aus gesehen - ist die Aufnahme von Vitaminen und sogenannten Spurenelementen, die unser Körper zum Funktionieren benötigt, und die er aus dem Nahrungsbrei entzieht. Der Rest ist im Prinzip nur »Verpackung«. Das ist jedoch noch nicht alles.

Energieaufnahme

Unser Körper braucht die in der Nahrung enthaltene Energie, wenn es auch nicht viel ist, was darin enthalten ist. So besteht beispielsweise nach der Lehre der Yogis die gesamte Aufnahme von Ernährung, gleich aus welcher Form, aus der Aufnahme von »Prana«. Das ist Lebensenergie, kosmische Energie, Sonnenenergie usw. Wichtig ist nach ihren Vorstellungen vor allem Sonnenlicht, reines lebendiges Wasser, frischer Fruchtsaft und die Atmung. Mit der Atmung zieht man neben der Luft für die Lungen Prana zur Ernährung des feinstofflichen (Energie-) Körpers in sich.

Die reine in unserer Nahrung enthaltene Energie ist jedoch bei weitem nicht ausreichend, um die Funktionen unseres Körpers aufrecht zu erhalten. Deshalb bedient er sich weiterer Maßnahmen, um zu seiner Energie zu kommen. Hierbei dienen die Haut und insbesondere unsere Augen als Energieaufnehmer aus der großen Menge der elektromagnetischen Strahlung, die uns die Sonne täglich beschert.

Diese Strahlung ist für den Menschen direkt lebensnotwendig, wichtiger noch als feste Nahrung. Der menschliche Körper - in seiner Gesamtheit als fein- und grobstofflicher Körper - funktioniert nicht etwa durch die aufgenommene Materie, sondern einzig durch die Energie, die er aufnimmt. Der Mensch ist letztlich ein Energiekörper, denn auch alle Materie ist nur eine andere Erscheinungsform der Energie.

Wozu haben wir ein Verdauungssystem?

Wenn wir uns also von elektromagnetischer Strahlung und sonstigen Energien ernähren, wozu besitzen wir dann eigentlich unseren Verdauungsapparat? Wäre er dann nicht unnötig? Nicht direkt, denn er stellt eine Art »Notstromaggregat« für unseren Körper dar.

Der Mensch ist durchaus in der Lage, sich allein durch die UV-Strahlung des Sonnenlichtes zu ernähren, ohne jeden Zusatz von irgendwelchen Nahrungsmitteln. Das ist inzwischen mehrfach - vorwiegend im asiatischen Raum - bewiesen worden. Dieses nahrungsmittellose Funktionieren des Körpers kann jedoch nur unter optimalen Bedingungen geschehen. Der Körper muss völlig gesund sein, darf keinerlei größere (energieverbrauchende) Anstrengungen durchführen, und die kontinuierliche Energieversorgung durch ausreichende

Sonnenstrahlung muss gewährleistet sein.

Ein normaler, gesunder Mensch braucht weder Vitamine noch Spurenelemente zu sich zu nehmen, weil der Körper durch Energieumwandlung ausnahmslos alles, was er benötigt, selbst herstellt. Dieser Vorgang - ein Element in ein anderes umzuwandeln - wird als Transmutation bezeichnet. Im sogenannten Mittelalter (und auch in anderen Kulturen, beispielsweise in Indien oder China) versuchten die Alchimisten bereits, aus irgendwelchen anderen - »unedlen« - Elementen Gold herzustellen. Angeblich soll das hier und dort sogar geklappt haben. Mit unserer heutigen Technik ist es inzwischen zwar möglich, dies labormäßig durchzuführen, doch ist die hierzu benötigte Energiezufuhr derart hoch, dass eine industrielle Nutzung von Materieumwandlungen (bisher) völlig ausgeschlossen ist.

Den Vorgang der Transmutation der Elemente hat man jedoch bereits bei verschiedenen Pflanzen und Tieren nachweisen können. Sie beherrschen aber - im Gegensatz zu unseren Versuchslabors - eine Transmutation auf »kaltem Wege«, wobei es bisher nicht erklärbar ist, wie die Lebewesen dies ohne einen relativ hohen Energieeinsatz für den Vorgang der Umwandlung machen. Möglicherweise benutzt die Natur hier einen Trick, den wir noch nicht erkannt haben.

Die Natur konstruiert nichts Unnötiges. Alles hat seinen Sinn. Im Umkehrschluss: was nicht benötigt wird, wird reduziert und konsequent abgebaut. Die energetische Ernährung des Menschen funktioniert nur unter optimalsten Bedingungen, und die sind leider nicht immer und überall vorhanden. Bereits einige trübe Novembertage würden eine rein energetische Ernährung zusammenbrechen lassen. Hinzu kommt ein zum Teil stark erhöhter Energiebedarf bei Krankheiten oder zum (explosionsartigen) Zellwachstum während der ersten Lebensjahre, der durch eine einfache Sonnenbestrahlung niemals gedeckt werden kann. Das ist möglicherweise der Grund dafür, dass die Natur mit dem Verdauungssystem eine Art Notstromaggregat geschaffen hat, um die zusätzlich zur Funktion benötigte Energiemenge anderweitig zu bekommen.

Mit der physischen Nahrungsaufnahme wird die benötigte Energie unserem Körper indirekt zugeführt. Die in der Nahrung gespeicherte Sonnenenergie nimmt unser Körper auf und wandelt sie um.

Warum haben wir Hunger?

Warum haben wir Hungergefühle, wenn wir uns doch energetisch ernähren können? Dazu darf man nicht außer acht lassen, dass unsere Körperfunktionen und damit auch die Meldungen unseres Körpers heutzutage längst nicht mehr so ungestört ablaufen, wie sie einst von der Natur geplant waren. Wir selbst haben mit unserer naturschädlichen Zivilisation hier drastisch nachgeholfen, die naturgegebene Ordnung zu stören.

Möglicherweise hat sich die Zusatzversorgung durch »alternative Energien« für ein Lebewesen parallel zu der »normalen« Energieversorgung entwickelt, denn

sie ist auch bei Pflanzen und Tieren vorhanden, nicht nur beim Menschen. Die Art der Deckung der benötigten Energien hat sich im Laufe der Äonen verschoben. War unser Verdauungssystem zunächst als »Zusatzaggregat« für energiearme Zeiten (z.B. Winter) gedacht, hat sich hier wohl eine Art »Gewohnheit« herausgebildet.

Hungergefühl wird heute definiert als »das subjektiv als Allgemeinempfindung auftretende Verlangen nach Nahrung«. Es tritt bei leerem Magen auf und verschwindet nach der Nahrungsaufnahme bzw. wird durch das Sättigungsgefühl verdrängt. Das vom Gehirn als »Hunger« definierte Gefühl wird im Zentralnervensystem durch zwei Faktoren ausgelöst:

durch reflektorische rhythmische Kontraktionen des leeren Magens, die auf nervalem Weg einem Appetitzentrum (Hungerzentrum) im Hypothalamus gemeldet werden; mit anderen Worten: durch einen (elektrischen) Nervenimpuls;

durch Reizung von bestimmten Zellen (Glukostatzellen) im Sättigungszentrum des Hypothalamus durch diesen (elektrischen) Nervenimpuls.

Die Aktivität des Sättigungszentrums wird von deren Glucoseverwertung (1) geregelt. Durch fehlende Glucoseverwertung wird es gehemmt und löst den Impuls aus, der vom Gehirn als Hungergefühl definiert wird. Hohe Glucoseverwertung steigert die Aktivität des Sättigungszentrums und löst somit das Sättigungsgefühl aus. Das ist ein ähnlicher (elektrischer) Nervenimpuls wie das Hungergefühl, wird vom Gehirn jedoch gegensätzlich interpretiert. Bei vollem Nahrungsentzug sollen - so das Lexikon - die Energiereserven eines durchschnittlich ernährten, gesunden Menschen rund fünfzig Tage ausreichen (2). Dieser Wert geht aber von einer reinen Ernährung durch Nahrungsmittel aus und vernachlässigt völlig die energetische Energieaufnahme des Körpers.

Das eigentliche Hungergefühl, das uns signalisiert, dass wir wieder etwas essen müssen, ist also ein reiner elektrischer Impuls, den unser Gehirn als »Hunger« interpretiert. Hervorgerufen wird dieser Impuls im Prinzip durch ein Aneinanderreiben leerer Magenwände. Das Gegenstück dazu ist das Stoppsignal der Sättigung, wenn der Magen gefüllt ist. Auch hierbei handelt es sich nur um einen elektrischen Impuls, den das Gehirn interpretiert. Dass die Übermittlungsfunktionen dieser Impulse gestört sein können, sieht man beispielsweise auch an solchen Menschen, die unter unmäßiger Gewichtszunahme zu leiden haben, weil sie zu große Mengen an Nahrung zu sich nehmen.

Die Medizin hat diese Funktionen erkannt und nutzt sie u.a., indem beispielsweise fettleibigen Menschen ein kleiner Luftballon in den Magen eingesetzt wird, der dort verbleibt und nicht nur den Rauminhalt des Magens verkleinert, sondern den Magenwänden auch suggeriert, dass hier noch unverdaute Speisen vorhanden seien.

Ignoriert man das Hungergefühl, so tritt unweigerlich nach einer gewissen Zeit ein körperliches Zittern ein, verbunden mit Nervosität. Dies ist ein untrügliches

Zeichen dafür, dass die »Batterie« leer ist und neu geladen werden muss. Interessanterweise kann man selbst ausprobieren, dass dieses »letzte Signal« verschwindet, wenn man sich der Sonne aussetzt und damit »auftankt«. Es ist also durchaus nicht zwingend nötig, den Energiehaushalt des Körpers durch eine Nahrungsmittelaufnahme auszugleichen.

Dass es sich beim Hungergefühl nur um elektrische Impulse handelt, die nicht zwangsläufig mit Nahrungsaufnahme bedient werden müssen, kann man auch daran erkennen, wenn man sich abends mit starkem Hungergefühl - ohne noch etwas zu essen - schlafen legt und am nächsten Morgen dieses Hungergefühl total verschwunden ist, obwohl wir »nur« geschlafen und nichts gegessen haben. »Normalerweise« müsste sich dieses Hungergefühl nach einer mehrstündigen (Schlaf-) Zeit ins Unermessliche gesteigert haben, das Gegenteil ist jedoch der Fall. Das mag möglicherweise daran liegen, dass der Körper während der Regenerationspause, in der er keinen oder kaum einen Energieverbrauch hat, andere Energien aufnimmt, die einstrahlende kosmische Energie beispielsweise, die allerdings um einiges schwächer ist als die Sonnenenergie.

Nicht nur, dass der Mensch - das ist u.a. anatomisch belegbar anhand der Form unseres Gebisses - von jeher ein reiner Pflanzenfresser ist (und das ist auch heute noch die bekömmlichste Art der Ernährung für uns), hat er sich im Laufe der Entwicklung an unspezifisches (»unmenschliches«!) Essen gewöhnt, nämlich an Fleisch. Was dabei herauskommt, wenn man pflanzenfressende Tiere mit tierischen (Fleisch-) Produkten ernährt, das sehen wir beispielsweise in England mit der sogenannten Rinderseuche bzw. Rinderwahnsinn (BSE).

Alle Lebewesen speichern in ihren Zellen Sonnenenergie (elektromagnetische und sonstige Strahlung). Dabei liegt diese Energie in den Pflanzen (für uns) in der reinsten Form vor, während Tiere bereits die aufgearbeitete gespeicherte Energie der Pflanzen speichern. Deshalb ist für uns Menschen eine pflanzliche Ernährung in jedem Fall gesünder als eine Ernährung durch tierische Fleischprodukte, abgesehen einmal von den Giften, die unser heutiges Fleischangebot zusätzlich belasten. Die von unserem Körper verwertbare Energie ist in pflanzlichen Nahrungsmitteln extrem höher. Allerdings kann man in unserer heutigen Zivilisationszeit bei den Nahrungsmitteln nicht mehr von Ernährung sprechen, denn die industrielle Verarbeitung der Rohstoffe (Pflanzen und Tiere, also Salate, Gemüse, Fleisch), einschließlich langer Transportzeiten, Vorkochen und Gefrieren, hat sie völlig denaturiert und reduziert den Nährwert oftmals auf Null. Was als »Nahrungsmittel« schließlich übrigbleibt, sind reine Ballaststoffe, die von unserem Körper wieder ausgeschieden werden. Was - nebenbei - im Körper hängen bleibt, sind die industriellen Gifte, die unseren Nahrungsmitteln - aus welchen Gründen auch immer - zugesetzt werden. Nahrungsmittelgifte sind jedoch ein Thema für sich.

Energetische Ernährung kann nur gesundheitsfördernd sein. In diesem Zusammenhang sei beispielsweise an das »Heilfasten« erinnert, wobei dem Körper die Möglichkeit geboten werden soll, sich von der laufenden Giffaufnahme durch unsere Nahrungsmittel zu erholen. Eine Ernährung durch Energie in seiner reinsten Form - durch Sonnenenergie - reduziert beispielsweise

nachweislich (unnötige) Fettablagerungen im Körper; sie kräftigt Herz und Muskeln, beugt Krankheiten und Infektionen vor, normalisiert zu hohen oder zu niedrigen Blutdruck, reguliert die Hormonausschüttung und vieles mehr. Das sind alles Dinge, die durch eine sekundäre Energieaufnahme - durch Nahrung - im überwiegenden Regelfall nicht reguliert werden können.

Am Rande erwähnt sei, dass unser Körper natürlich nicht nur die Strahlung des elektromagnetischen Spektrums aufnimmt und verwertet, sondern auch andere Strahlungen zur Ernährung nutzt, wie beispielsweise die kosmische Strahlung, Strahlungen des irdischen Magnetfeldes oder etwa auch die Strahlungen von Heilsteinen oder von anderen Auras. Diese Strahlungen bilden jedoch nur einen relativ kleinen Prozentsatz im Vergleich zur »Nahrungsstrahlung« von der Sonne. Man könnte sie vielleicht als Würze der Strahlungsahrung bezeichnen.

Ohne Training erfolgt Abbau

Allerdings gehört - wie bei allem - ein gewisses Training dazu, endlich wieder auf die Signale des eigenen Körpers zu hören, denn das haben wir in unserer glorreichen Zivilisation gründlich verlernt. Ausnahmslos alle Fähigkeiten, die man nicht trainiert, verkümmern - das weiß beispielsweise jeder Sportler und jeder Lehrer. So können auch die Fähigkeiten des Körpers zur Krankheitsabwehr (Immunsystem!) verkümmern, wenn sie nicht laufend »trainiert« werden. Deshalb ist es auch der größte Irrtum der Medizin, die Bevölkerung zu Impfaktionen zu bewegen, um hierdurch - wie es heißt - eine größere Resistenz gegen gewisse Krankheiten zu erzielen. Sicherlich sind auf diese Art Krankheiten wie die Pocken so gut wie ausgerottet worden, jedoch um welchen Preis! Die Zahl der impfgeschädigten Menschen ist Legion! Man mag den Medizinern ruhig unterstellen, dass sie nur das Beste erreichen wollten, doch - wie so oft - wurde auch in diesem Fall nur wieder an den Symptomen herumgedoktert, ohne die Ursachen anzugehen. Beseitigt man eine Ursache, verschwindet das Symptom automatisch von selbst. Das trifft ausnahmslos immer und auf alles zu.

Das ist übrigens auch der Fall bei den sogenannten Aids-Kranken, mit denen unsere hochgelobte Medizin ein schaurig-makabres Spiel treibt (denn jeder »Aids-Kranke« - solange er krank und nicht gesund ist -, bringt unseren Ärzten und unserer Pharma-Industrie nicht wenig Geld ein). Ihr körpereigenes Immunsystem ist zusammengebrochen. Nicht etwa wegen der ominösen Aids-Viren, die nach meinem Wissen bisher ausnahmslos in keinem einzigen Fall nachgewiesen werden konnten (es gibt davon nur Computersimulationen), sondern es ist wegen immunsystemschwächenden Einflüssen und Verhalten vor ihrer Erkrankung zusammengebrochen. Deshalb ist es auch möglich, jeden der sogenannten Aids-Kranken zu heilen, einfach indem sein Immunsystem wieder aufgebaut und trainiert wird, und indem man ihn vor einer zusätzlichen Vergiftung durch Medikamente verschont (3). Keinem dieser Erkrankten kann man durch eine zusätzliche Giftdosis in Form von fragwürdigen Medikamenten helfen, die ihren geschwächten Körper und ihr kaputtes Immunsystem nur noch zusätzlich belasten. Das Gegenteil ist der Fall: behandelte sogenannte Aids-Kranke sterben ausnahmslos an Vergiftung durch Medikamentenbehandlung, jedoch niemals an "Aids" (3).

Zu den körperlichen Vorbelastungen der Aids-Kranken zählen auch Impfungen. In diesem Zusammenhang ist es schon interessant - man muss sich nur daran erinnern! - dass das gehäufte Auftreten von Immundefektkrankheiten bereits in den sechziger Jahren von verschiedenen Ärzten zwangsläufig für das Ende unseres Jahrhunderts vorausgesagt wurde, einzig und allein aufgrund ihrer Informationen über die damalige Impfpraxis (und in jenen Jahren wusste noch kein Mensch etwas von »Aids«). Die damalige ärztliche Voraussage ging noch weiter: wenn die (nach dem Standard der sechziger Jahre) medizinische Impf-Praxis beibehalten würde, ist spätestens am Ende des nächsten Jahrhunderts die Menschheit ausgestorben, weil ein einziges Grippevirus die passiv gewordenen Immunsysteme der Menschen rettungslos zusammenbrechen lassen würde. Natürlich, wer nahm diese Warnungen damals eigentlich ernst? Man hatte ganz andere Probleme im Kopf, und selbst das Ende des Jahrhunderts lag ja noch soooo weit weg. Die allgemeine Meinung war - und daran hat sich bis heute eigentlich nicht viel geändert: bis zu dieser Zeit wird uns schon etwas eingefallen sein, um die Sache in den Griff zu bekommen.

Dabei ist alles ganz einfach: weg mit den Giftbelastungen und zurück zur Natur, bevor wir sie - und uns - völlig zerstört haben. Wir brauchen keine medizinischen Symptombastler, unser Körper kann von Natur aus alles selbst. Wir müssen ihm allerdings auch die Möglichkeit zur Selbstentfaltung und Selbstheilung bieten. Wir müssen die Ursachen für die energetischen und materiellen zusätzlichen Belastungen unseres Körpers abstellen, damit er sich selbst regenerieren kann. Er kann es, dafür hat die Natur schon gesorgt. Jedoch nicht, wenn unser neunmalkluger Verstand sich immer wieder einmischt und sich einbildet, es besser zu können.

Anmerkungen

(1) Glycose = Traubenzucker.

(2) Meyers Lexikon, 1993.

(3) Zu dieser Thematik bietet reichhaltige Literatur die Zeitschrift »raum&zeit«, die im Ehlers-Verlag erscheint. Hervorzuheben ist hier auch das im gleichen Verlag erschienene »raum&zeit-special 4«: „Aids" - Dichtung und Wahrheit.

Zeichnung: © Geise

Wie entstehen Hochkulturen?

Aktualisierende Betrachtungen zur Kulturmorphologie

© Armin Naudiet; veröffentlicht in EFODON-SYNESES Nr. 13/1996

In EFODON-SYNESES Nr. 9/1995 hat Dr. Horst Friedrich einen Beitrag zur Entstehung von Ober- und Unterägypten veröffentlicht, der in seinen Konsequenzen weit über das gestellte Thema hinausgeht. Die vom genannten Autor vorgetragene Gedanken berühren nämlich im Kern die Fragen: Wie entstehen Kulturen? Und wer sind jeweils deren Träger? Diese Fragen sind für das Verständnis der Menschheitsgeschichte von grundlegender Bedeutung und werden von der Wissenschaft keineswegs eindeutig beantwortet.

Wie von Friedrich bereits dargelegt, ist die Forschung gespalten in Isolationisten und Diffusionisten. Zwei Gruppen also, die entweder für eine isolierte, jeweils unabhängige Entwicklung oder für eine Entwicklung durch befruchtende Kontakte plädieren. Vorherrschende Meinung in der Schulwissenschaft ist die These der Isolationisten, obwohl zahlreiche Argumente zugunsten der Diffusionisten sprechen.

Dieser kleine Beitrag entstand aus der Überlegung heraus, dass es von Interesse sein könnte, die von Friedrich vorgetragene Gedanken zu ergänzen und zu vertiefen. Dies um so mehr, als es um ein grundsätzliches Problem geht, das alle Kulturen betrifft.

Es gibt und gab auf unserem Planeten unzählige Kulturen, die - jede für sich - ihrer ganz eigene, in der Tat »persönliche« Note haben und hatten. Nach der vorherrschenden Meinung der isolationistischen Schule haben sich grundsätzlich alle Kulturen in ihrem jeweiligen Lebensraum eigenständig entwickelt. Nach diffusionistischer Auffassung ist jede kulturelle Höherentwicklung jedoch ein Produkt aus übergreifenden Kontakten. Friedrich sieht in jeder neu entstandenen Hochkultur ein »ethno-linguistisches und kulturelles Amalgam«. In diesem Begriff verbindet sich Ethnie (1), Sprache und Kulturausdruck zu einer spürbaren Einheit. Betrachten wir die frühen und auch heutigen Kulturen der Erde, so wird unvermittelt deutlich, dass kulturelle Entwicklung prinzipiell diffusionistisch angelegt sein muss.

Die Ethnologie zeigt eindeutig, wie spärlich und begrenzt Kulturen blieben, die durch besondere - meist geografische - Bedingungen am Rande des Kulturaustausches geblieben sind. Trifft das schon auf einfache Jäger- und Sammlerkulturen zu, so ist die diffusionistische Entwicklung von Hochkulturen effektiv zwingend. Hochkulturen können sowohl ethnisch als auch linguistisch nur ein Amalgam sein.

Dieses »noch nicht ganz homogenisierte Gemenge aus verschiedenartigen

Bestandteilen« (Friedrich) sollten wir zum besseren Verständnis etwas genauer betrachten, denn seine einzelnen Komponenten haben durchaus unterschiedliches Gewicht.

Beim Zusammentreffen zuvor unterschiedlicher Gruppen unterliegt das ethnische Moment ganz sicher der stärksten Vermischung. Hier dürfen wir davon ausgehen, dass die zahlenmäßig kleinere Gruppe in den tragenden Merkmalen der größeren Gruppe früher oder später aufgeht. Daraus entstehen oft interessante Mischungen. Der Begriff von »Rasse« lässt sich da also nur sehr begrenzt verwenden. Sehr problematisch ist das linguistische Potential der Veränderung. Im Großen und Ganzen werden wir eine ähnliche Entwicklung wie bei der ethnischen Komponente erhalten. Der überwiegende Sprachkörper einer Kultur wird erhalten bleiben, sich aber um eine oft nicht geringere Zahl von Fremdwörtern und Begriffen erweitern (2).

Wesentlich anders zeigt sich die Situation, wenn eine oder sogar beide Kulturgruppen bereits über ein ausgebildetes Schriftsystem verfügen. Nach allen historischen Erfahrungen wird in diesem Fall die dominierende, herrschende Schicht ihr jeweiliges Sprachmuster als »amtliche Schriftsprache« durchsetzen. In diesem Fall kann also der weitaus größere ethnisch-linguistische Teil der neuen Kulturgruppe dennoch über die »amtliche Schrift« langfristig zu einer »neuen« Sprache gelangen (3). In den frühen Zeiten der Geschichte bestanden aber mangels geeigneter Ausbildungsmöglichkeiten neben den »Amtssprachen« und deren Schrift die sogenannten Volkssprachen der unterlegenen Ethnien weiter. Das hat oft dazu geführt, dass offizielle Texte mehrsprachig abgefasst wurden. In nicht wenigen Fällen wurde sogar die vorhandene Schrift den jeweiligen Sprachen angepasst.

Hinsichtlich der Technologien darf als sicher gelten, dass sich mitgebrachte bessere Techniken auf allen Gebieten und bei allen Teilen der neu entstehenden Kultur langfristig durchsetzten. Allerdings ist Vorsicht geboten: technische Neuerungen müssen nicht unbedingt auch ethno-linguistische Verbindungen dokumentieren. Sie können (und sind auch oft) durch verschiedene Formen des Austausches von einer Gruppe zur anderen gelangt sein.

Eine besondere Rolle im Prozess der »Amalgamierung« zu einer neuen Hochkultur spielen die religiösen Vorstellungen. Das gilt von der frühesten Zeit bis in unsere Tage. Unter dem Begriff »Religion« zusammengefasste Glaubensvorstellungen, Rituale und spiritistische Praktiken sind die Grundsubstanz jeder Kultur. Sie sind auch bei einer gewaltsamen wie friedfertigen - Überlagerung von einer Volksgruppe durch eine andere die resistentesten Kulturteile. Das hat zur Folge, dass in aller Regel die »Götter« am intensivsten verschmelzen. Dabei bleiben aber sehr oft »alte« und »neue« Götter mit unterschiedlicher Gewichtung nebeneinander bestehen.

Auffallend ist die Tatsache der Dominanz. »Staatsmacht« ist überwiegend identisch mit

den mächtigsten Göttern. Daraus kann abgeleitet werden, dass die religiösen Bräuche der herrschenden Schicht nicht unbedingt immer auch jenen der größeren Volksmasse entsprechen müssen. Dieser Hinweis ist von Bedeutung für die Archäologie, deren häufigsten Indizien ja nach wie vor Gräberfunde sind.

Wie die vorangegangene Analyse gezeigt hat, ist der Prozess der »Amalgamierung« von unterschiedlichen Kulturen außerordentlich vielschichtig. Das macht es sehr schwer, innerhalb der Kulturgeschichte die einzelnen »Kulturen« richtig zu deuten und zu würdigen. Es ist also durchaus verständlich, wenn sich die überwiegende Mehrzahl der Forscher für das ungleich leichter zu fassende isolationistische Kulturentwicklungsmodell entschieden hat. Sachlich richtig ist diese Haltung damit allerdings noch keineswegs. Es zeigt sich nämlich immer deutlicher, dass nicht nur die Hochkulturen, sondern praktisch alle Kulturen ein »Amalgam« im Sinne von H. Friedrich sind.

Oswald Spengler, der den Begriff Kulturmorphologie entscheidend geprägt hat, ging in seinem bekannten, großen Werk »Der Untergang des Abendlandes« so weit, die verschiedenen Kulturen mit dem Pflanzenleben zu vergleichen. Kulturen werden geboren, erblühen, wachsen zu voller Entfaltung und sterben dann wieder ab. So eindrucksvoll dieses Bild auch sein mag, ganz zutreffend ist es nicht. Wir können eher sagen, dass sich Kulturen in einer Art von »Wiedergeburtprozess« durch Berührung mit anderen Kulturen »transformieren« und in neuer Form aus alten Wurzeln neu erwachen.

So ist beispielsweise unsere abendländische, westliche Kultur ohne die griechisch-römische Antike und das Christentum als Grundlagen nicht denkbar. Ebenso wenig kann die islamische Kultur weder von ihren arabischen Wurzeln noch von den Einflüssen der mosaischen Tradition und frühchristlichem Gedankengut getrennt werden. Diese Beispiele lassen sich fortsetzen.

Betrachtet man die Ursprünge aller Kulturen, so wird deutlich, dass die Natur einen erheblichen Einfluss auf die Kulturentwicklung hatte. Wie ist dieser Satz zu verstehen?

Die verschiedenen Kulturen auf unserem Planeten sind und waren stets vom jeweiligen Lebensraum der Menschen geprägt. Steppen- oder Wüstennomaden entwickelten andere Kulturmuster als die Bewohner von Urwaldgebieten. Menschengruppen, die an der großen Meeren lebten, wurden kulturell anders geprägt als die Bewohner großer Gebirgsräume. Stämme und Völker im tropischen und subtropischen Bereich der Erde entwickelten prinzipiell andere Lebensmuster als jene in den gemäßigten oder polaren Breiten. Eine Stadtzivilisation prägt die Menschen anders als eine einfache, naturnähere Lebensweise. Diese prägenden Differenzierungen wurden schon in der Altsteinzeit angelegt, wobei wir von einem in den Anfängen noch weitgehend einheitlichen Bild ausgehen können. Denn in der »Altsteinzeit« waren grundsätzlich noch alle

Menschengruppen Sammler und Jäger (4). Ihre Lebensräume waren auf die tropisch-subtropischen Erdräume begrenzt, so dass die »natürliche« Umgebung auch weitgehend homogen war. Doch von Generation zu Generation nahmen die Differenzierungen zu. Das gilt zunächst für die Sprache. Denn durch die weiträumigen Wanderungsbewegungen der einzelnen altsteinzeitlichen Gruppen isolierten sich sehr schnell Dialekte. Die von der Forschung immer gesuchte »Ursprache« kann nur eine relativ kurze Zeit bestanden haben. Bedeutsamer dagegen sind Sprachfamilien. Sie wurden durch bestimmte verwandtschaftliche Bedingungen sogar zur weiträumigen Sprachgrundlage, soweit es unter den Stämmen Beziehungen gab. Jedenfalls ist die Sprachfamilie ein weitaussicherere Grundlage als der jahrzehntlang überstrapazierte Rassenbegriff (5).

Für eines der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale, betreffend die sogenannten »Rassen«, halte ich nicht die von den Anthropologen aufgelisteten Körpermerkmale wie Schädelindex oder Körperbau, sondern die »Pigmentierungsgruppen« für maßgebend. Weißlich-gelbe, rötlich-braune und bräunlich-schwarze Menschentypen haben die verschiedenen »Großfamilien« schon in der Altsteinzeit getrennt (6). Diese auffälligsten Merkmale wurden - nach meiner Auffassung - im Verlauf von einigen Jahrtausenden, in denen die »Großfamilien« in bestimmten Erdräumen lebten, die einer unterschiedlichen Sonneneinstrahlung ausgesetzt waren, genetisch codiert.

Diese Menschheitsepoche habe ich in verschiedenen Arbeiten die »paradiesische Altsteinzeit« genannt. Wie ich in meiner Arbeit "Paradies, Sintflut, Eiszeit?" (7) ausführlich dargelegt habe, endete diese »paradiesische« Epoche mit der Weltkatastrophe »Sintflut«. Das genannte traumatische Ereignis trat vor etwa 5.000 Jahren ein. Damit endete die Altsteinzeit des Homo sapiens sapiens. Dieser Zeitansatz weicht von der geltenden Lehrmeinung erheblich ab. Erscheint jedoch von zahlreichen neuen nonkonformistischen Forschungen umfassend gestützt zu werden.

Als Folge der »Sintflutkatastrophe« kam es bei den Überlebenden der Sammler- und Jägergruppen erdweit zu den größten Wanderungsbewegungen der frühen Geschichte mit erheblichen »Amalgamierungen«. Ihr entscheidendster Auslöser waren großklimatische Veränderungen. Nach jener - zwar nur relativ kurzen, aber sehr schweren - Störungsphase begann, insbesondere auf der nördlichen Erdhälfte, die sogenannte »neolithische Revolution«. Nach nur wenig mehr als einem Jahrtausend entwickelten sich daraus in einigen Erdräumen die ersten »Hochkulturen«. Sie werden von den Altertumsforschern allgemein als "Primärkulturen" (8) bezeichnet. Praktisch alle lagen mehr oder weniger am südlichen Rande der nördlichen Halbkugel:

- a) die ibero-atlantische Megalithkultur
- b) die ägyptische Kultur
- c) die minoische Kultur

- d) die kleinasiatische Kultur
- e) die mesopotamischen Kulturen
- f) die frühindische Kultur
- g) die chinesische Kultur
- h) die mesoamerikanische Kultur.

Neben diesen »Primärkulturen« organisierten sich nach und nach auch andere Kulturräume. So z.B. das südöstliche Europa, das zentrale Asien, die arabische Halbinsel, Südostasien und der eurasische Nordraum. Da in diesen Kulturräumen aber keine »Schriftkultur« nachgewiesen werden kann, zählen sie nicht zu den »Primärkulturen«, obwohl sie durchaus hochkulturelle Elemente enthielten.

Die gesamten aufgezählten Kulturentwicklungen stellten diffusionistische »Amalgamierungen« dar, die sich beeinflussten. Natürlich entstanden nicht alle Kulturen, die sich aus der »neolithischen Revolution« ergaben, zur gleichen Zeit. Wir sind aber berechtigt, die Entstehung allgemein an den Anfang bis in die Mitte des 2. Jahrtausends v.C. zu legen. Das 2. Jahrtausend ist gekennzeichnet vom Hochkulturbeginn auf der nördlichen Erdhälfte.

Die Entwicklung auf der südlichen Erdhälfte blieb noch für lange Zeit dahinter zurück. Das lag nicht zuletzt an der weit isolierteren Lage der südlichen Landmassen in den Weltmeeren. Das gilt z.B. für den größten Teil Afrikas, Südamerika (mit Ausnahme gewisser Teile der Andenregion), Australien und die pazifische Inselwelt. Diese Erdräume wurden erst wesentlich später von Kulturgruppen der nördlichen Erdhälfte erreicht. So blieben die Völker dort noch für viele Jahrhunderte, z.T. bis in die Neuzeit hinein, als Sammler- und Jägergruppen auf »altsteinzeitlicher« Grundlage bestehen.

Es ist nicht Ziel dieses Beitrages, die ungezählten diffusionistischen Kontakte zwischen den höheren Kulturgruppen aufzuzeigen. Viele davon sind bis heute noch nicht hinreichend erhellt oder werden in der geltenden Lehre als isolationistische Eigenentwicklungen betrachtet. Große Forscher der Diffusionstheorie, wie z.B. der »Erz-Diffusionist« Thor Heyerdahl, haben stets gut begründet dargestellt, dass unsere Erde auch in der Frühzeit schon weitaus »größer« war, als man vermutet. Schon sehr früh waren die Meere mit ihren Strömungen viel mehr Verbindungswege als trennende Barrieren.

Bestimmte Kontakte muss es bereits in der »neolithischen Revolution« im 3. Jahrtausend v.C. gegeben haben. Zu Beginn der »Hochkulturen« im 2. Jahrtausend v.C. waren sie ohne Zweifel schon sehr intensiv. Alle diese Kontakte, sei es über Land oder über See, haben intensiv zur »Amalgamierung« oder zu Kulturübertragung beigetragen. Dabei müssen wir zwischen kontinentalen und interkontinental-maritimen Kontakten unterscheiden. Waren die kontinentalen Kontakte auf allen Bereichen stark

»amalgamierend«, so wurden bei interkontinentalen »Transfusionen« oft primär Kulturerrungenschaften und erst sekundär auch ethno-linguistische Beimengungen übermittelt.

Verhältnismäßig stabil blieben bei den kontinentalen Kontakt die »Sprachfamilien«. Sie änderten sich nur sehr langsam, fast unmerklich. Daher lassen sie sich auch bis in die Gegenwart hinein durch intensive Sprachforschung noch feststellen (9).

Die ethnischen Vermischungen waren dagegen sehr viel intensiver, so dass man mit dem Begriff »Rasse« sehr vorsichtig umgehen muss.

Nur sehr schwer erkennbar bleiben die Übernahmen von Kulturerrungenschaften. Selbst da, wo man sie mit großer Sicherheit annehmen kann, sind sie zum großen Teil umgeformt und dem traditionellen kulturellen Umfeld angepasst worden.

»Kulturbringer« müssen darum keineswegs in übermäßig großer Zahl aufgetreten sein. Bei Kulturerrungenschaften genügten die überragenden Kenntnisse einer kleinen Gruppe, um einen regionalen Kulturwandel einzuleiten. Die europäische Kolonialgeschichte, seit dem Beginn der Neuzeit, ist für das eben Gesagte ein sehr deutliches Beispiel.

So ist die Kulturentwicklung im Verlauf der Frühgeschichte am besten mit einem Mosaik zu vergleichen, in dem sich unzählige Einzelteile zu einem lebhaften Gesamtbild vereinigen. Diese Gesamtbilder sind dabei nicht statisch, sondern sind (und waren) einem ständigen Wandel unterworfen.

Die von der Altertumforschung vorgelegten Beschreibungen spezieller Kulturen sind darum nur unzureichende Momentaufnahmen. Sie täuschen sehr oft eine rein isolationistische Eigenentwicklung nur vor.

Was H. Friedrich also in seinem Beitrag zur Entwicklung von Unter- und Oberägypten vorgetragen hat, ist unter einem kulturmorphologischen Ansatz nur zu unterstreichen. Selbst wenn Art und Richtung von bestimmten Einflüssen noch nicht völlig klar erkennbar sind, bleibt das »Amalgam« als kulturelles Endergebnis unumstößlich. Und was für Ägypten gilt, ist auf praktisch die meisten Kulturen anwendbar.

Anmerkungen

(1) nach dem Duden: Menschengruppe (insbesondere Stamm oder Volk) mit einheitlicher Kultur.

(2) Anm. d. Red.: Hierzu etwa die hochinteressanten Ausführungen der Linguistin Theodora Bynon (Historische Linguistik, München 1981) in ihren Kapiteln über die Kreolsprachen (S. 245-249) und zur gegenseitigen Beeinflussung ganz unterschiedlicher Sprachen aus einem vielsprachigen Gebiet Südindiens (S. 230 f).

(3) Anm. d. Red.: Hierzu außerordentlich aufschlussreich etwa die Sprach-/Schrift-Entwicklung der innerasiatischen, speziell Turkvölker, von den ältesten Zeiten bis in die aktuelle Gegenwart. Die ganze

Problematik unserer einschlägigen Denkmuster wird hier evident (»Was ist ein Turkvolk?«).

(4) Anm. d. Red.: Armin Naudiet vertritt also hier ein »lineares« Denkmodell für die Menschheitsentwicklung, analog - wenn auch abgewandelt - dem schulwissenschaftlichen Szenario. Der Leser möge aber auch die Möglichkeit im Auge behalten, dass die Menschheitsentwicklung nicht immer linear verlaufen und »Steinzeitstämme« und Hochkulturen vielleicht schon seit Jahrhunderttausenden parallel existiert haben könnten.

(5) Anm. d. Red.: Es sei allerdings angemerkt, dass nonkonformistische Forscher wie Arnold Wadler und E. Morgan Kelley das ganze Konzept linguistischer »Sprachstammbäume« für verfehlt erachten und damit auch hinter die »Sprachfamilien« ein Fragezeichen setzen.

Wir wissen allerdings weder, welche Hautfarbe unsere jeweiligen Vorfahren hatten, noch, ein wie stabiles Merkmal Hautfarbe überhaupt ist. Die Paläontologie gehört zu jenen Schulwissenschaften, deren Aussagen mit größter Skepsis zu begegnen ist.

(7) EFODON-DOKUMENTATION DO-12.

(8) siehe aber Anmerkung 4!

(9) vgl. jedoch Anm. 5!

Literatur

R. Coulborn: »Der Ursprung der Hochkulturen«, Urban TB Nr. 65, Stuttgart 1962.

SYNESIS-Abo-Bestellschein

Ja, ich möchte das SYNESIS-Abo (6 Ausgaben/Jahr) für 40,- € inkl. Versandkosten (Ausland: 40,- € zuzüglich 13,- € Portozuschlag) (Abos per Rechnung zzgl. 5 €).

Das Abo verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht mindestens bis Ende Oktober vor Ablauf des Abos beim EFODON e. V. gekündigt wird (einfache Mitteilung reicht aus).

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ / Ort

Telefon/Fax

Email-Adresse

Aktion:

Jedes neue Abo wird mit einem zusätzlichen SYNESIS-Heft nach Wahl belohnt (so weit vorrätig).

Die Aktion gilt nur mit diesem Abo-Bestellschein (bitte kopieren)

SEPA-Lastschriftmandat (gilt für alle EU-Staaten):

Ich ermächtige den EFODON e. V., Lastschriften von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich meine Bank an, die vom EFODON e. V. eingezogenen Lastschriften einzulösen. Ich kann innerhalb von 8 Wochen nach Belastungsdatum die Erstattung des Betrages verlangen (Rückbuchung).

Kreditinstitut (**Name und BIC**) (siehe Kontoauszug)

IBAN (siehe Kontoauszug)

Die Abbuchung erfolgt jeweils am 15. Januar, bei Neuverträgen innerhalb des Jahres jeweils am 15. des Folgemonats. Fällt dieser Termin auf ein Wochenende oder Feiertag, dann ist der nächste Arbeitstag der Fälligkeitstag.

Unsere **Gläubiger-ID** lautet: DE54ZZZ00000891494
Die **Mandatsreferenz** ist Ihre Abonnenten-Nummer.

Datum/Unterschrift

Unsere Bank ist die Raiffeisenbank Westhausen EG.
BIC: GENODES1RWN
IBAN: DE25 6006 9544 0000 7670 00

Bitte ausdrucken, ausfüllen
und unterschrieben senden
an:

EFODON e. V.
Glückauf-Str. 31
D-82383 Hohenpeißenberg

Bestelltelefon: 08805-1485
Fax: 08805-9460
Email: synesis@efodon.de